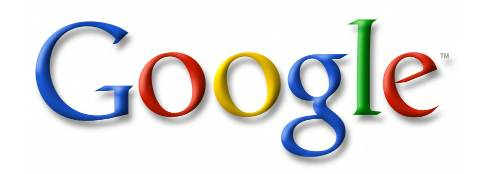


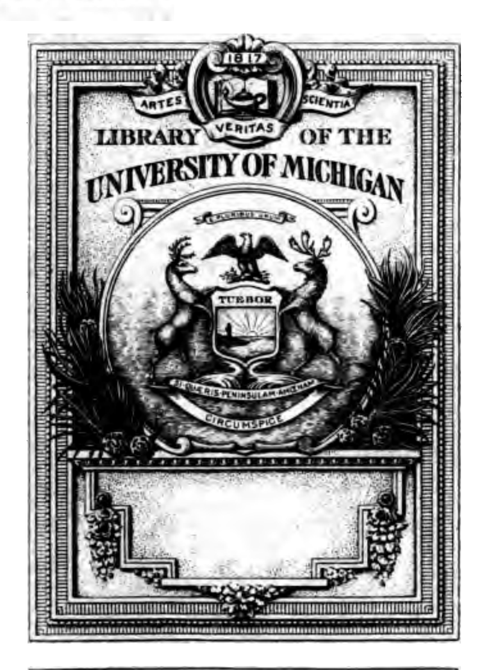
Zur Psychologie der Frau

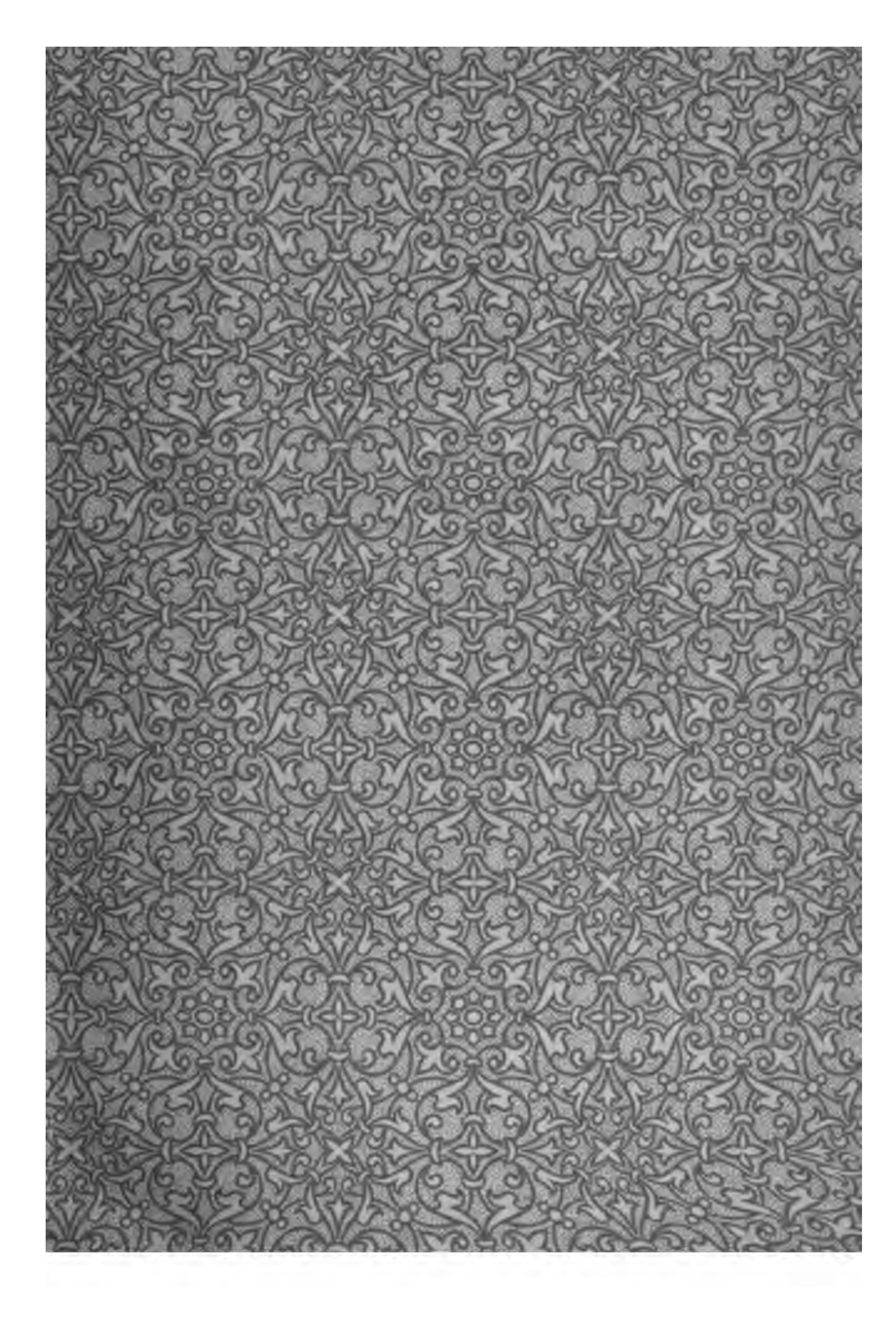
von

Laura Marholm






1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Laura Marholm

Zur Psychologie der Frau

Erster Theil



Berlin N.W. 6
Verlag von Carl Duncker
1897

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Vorwort.

Dies ist wohl der erste Versuch zu einer Psychologie der Frau, den eine Frau der Oeffentlichkeit vorlegt. Daß ein solcher von weiblicher Seite unternommen wird, dürfte auch als ein Beitrag zur Psychologie des Weibes gelten und von ernsten und competenten Beurtheilern so aufgefaßt werden.

In dem vorliegenden ersten Bande, — der unter Hindernissen und Störungen jener Art zu Stande kam, die dem Weibe im Existenzkampfe bereitet werden, — habe ich zunächst die Gesichtspunkte und Momente zusammenzufassen gesucht, die von der socialen Lage des Weibes in der Gegenwart und nächsten Vergangenheit bedingt sind. Ich habe das Weib geschildert, wie sein Wesen und seine Auffassungen sich während der letzten Jahrhunderte formten und formen mußten, und

warum es dahin gelangt ist, wo es jetzt zum Erstaunen Vieler und zur Befriedigung Weniger steht. Ich habe soviel wie möglich seine Bethätigung in den verschiedensten Lebensstellungen, seine persönlichsten Anstrengungen und sein ganz allgemeines Gepräge beleuchtet, die Punkte, wo sein bestes Weibsein und die, wo sein tiefstes Ungenügen liegt, hervorgezogen. Und ich habe dabei von der großen Brechung der Reformation bis auf den heutigen Tag einen durchgehenden Faden gefunden und verfolgt, und überall von den äußeren Zuständen die inneren Wandlungen des Weibes bedingt gesehen.

Im Verlauf dieser Arbeit habe ich auch das katholische Gebiet berührt, ohne daß es mir doch intimer zugänglich gewesen wäre und ist es mir dabei aufgefallen, wie fremd sich die beiden Welten, denen das Weib angehört, die protestantische und die katholische gegenüberstehen. Sie berühren einander nur auf der Oberfläche und sie suchen wenig nach gegenseitigem Verständniß. Seit der Reformation hat der Katholicismus sich südwärts concentrirt und der Protestantismus mit den Vortruppen der geistigen Freiheit ist ihm nachgedrungen und hat ihn gezwungen eine Reihe Wandlungen durchzumachen, die ihn seinem vorreformatorischen Wesen recht unähnlich werden ließen. Ich möchte sagen,

was beide Theile besonders als gegensätzlich characterisirt, das ist ihre Vorgangsweise in Auffassung und Behandlung der Menschen. Der nordgermanisch-protestantische See- und Handelsgeist und der südlich katholische Binnenlands- und Zustandsgeist scheinen jene Brücke zu einander nicht finden zu können, die darin besteht, daß man sich gegenseitig in seiner natürlichen und erworbenen Eigenart vollständig anerkennt und garantirt.

Wollen wir das Weib verstehen, so genügt es nicht blos, das protestantische Weib und das freidenkerische Weib in seinen äußeren und inneren Vorbedingungen zu studiren, womit man sich bisher noch fast allein befaßt. Denn Beide sind in einem gewissen Sinne Losgelöste. Die Gedankenentwicklung der Zeit hat sie zu rasch mit, und aus ihren Wurzeln gerissen. Das katholische Weib besitzt noch heute den Zusammenhang mit der Natur und den Expansionskreis für das Emotionelle, die beide dem Weibe unentbehrlich sind. Eine Psychologie des Weibes ohne Hereinziehen des katholischen Elementes wäre unvollständig, ja sie wäre auf einer falschen Basis errichtet.

Ich habe in diesem Bande das Weib in seinen Funktionen überall unter dem Gesichtspunkte der socialen Bedingtheit gefaßt. Es giebt noch ein anderes Gebiet,

für dessen Untersuchung ich hiermit die Vorbedingungen zu schaffen versucht habe, — das der reinen Geschlechtspsychologie. Zu diesem hoffe ich einmal später zu gelangen.

Schliersee, 30. März 1897.

Laura Marholm.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

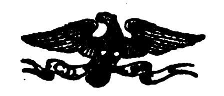
Dritter Abschnitt.

Laura Marholm

Zur

Psychologie der Frau

Erster Theil



Berlin N.W. 6
Verlag von Carl Duncker
1897





I.

Einführung.

Sie saß auf ihrem zierlich gepufften Divan zwischen den vielen weichen gestickten Kissen, mit der Broderie eines weiteren Kissens beschäftigt. Vor ihr auf dem Tische stand die Lampe, mit einem rosa Schirm verhangen, und unter der Lampe lagen Bücher, Zeitschriften, bunte Wollen und das von ihr selbst gezeichnete Kissenmuster. Hinter dem Ofenschirm aus rothem Glas, in dem schönen Majolika-Kamin, prasselten und knackten die brennenden Holzscheite und spielten tiefrothe, lange, hüpfende Flammen Versteck. Ihr Haar war blond und ihr Gesicht war rosig, — oder war es nur der doppelte Reflex des Ofenschirms und des Lampenbehangs? Und ebenso blond und rosig und mit dem Gesicht über die

Stickerei gebeugt, vor derselben Lampe, an demselben Tisch, saß sie auf dem Bilde, das über ihr, eingerahmt von buntseidenen italienischen Shawls und trockenen Palmblättern, an der Wand hing. Das Bild war von einer bekannten Malerin, und das Interieur auf dem Bilde war gerade so reich, so friedlich, so geprägt von behaglichem sicherem Wohlstand, wie das Zimmer, das sie umgab. Aber was man auf dem Bilde weniger als an der Ausstattung des großen Raumes wahrnahm, das war der Geschmack des Anfangs der siebziger Jahre in der Form der Möbel, den Mustern der Teppiche, den Oelbildern damals berühmter Künstler an den Wänden. Die ganze Einrichtung stammte aus der Zeit und ihre Jugend stammte auch aus der Zeit und wie sie aufsah zu dem jungen Manne, der ihr gegenüber saß und sie respektvoll bewundernd betrachtete, und zu ihm hinüberlächelte, da war auch ihr Lächeln, ihr Mienenspiel, ihre Sittigkeit ein Rest aus jener Zeit der Honigseim-Weiblichkeit. Sie sagte ihm mit ihrer weichen, sanften Stimme etwas Verbindliches, und der junge Mann sprach weiter über den religionskritischen Standpunkt des Gegenwartsmenschen, und sie warf ganz sachverständige Bemerkungen ein und stickte weiter an ihrem Kissen.

Durch das Nebenzimmer, mit seiner modernen Ein-

richtung von deckenbehangenen Liegstühlen, Puffs und Chaiselongues, kam die hagere, stille Gestalt ihres gelehrten Bruders unhörbar auf dem dicken Teppich herangewandelt. Er ging eine Weile, stumm und zwecklos auf den Etagèren herumsuchend, im Salon auf und ab, brummte dann dem jungen Manne etwas zu und nahm ihn mit sich in sein Studierzimmer.

Sie saß rosig und blond, mit ihrem unwandelbaren sanften, halblächelnden Gesichtsausdruck, und stickte emsig weiter; ich lag in meinem niedrigen Lehnstuhl und sah sie, ihr Porträt, die elegante Stube an, und dann und wann nach dem Fenster hin, wo der Abend dämmerte, an dem ich keine Lust hatte hinauszugehen.

„Sagen Sie, Fräulein, macht Ihnen das wirklich Vergnügen, Blumen und Ranken auf Tuch oder Sammet zu nähen“? fragte ich, um eben etwas zu sagen.

„Vergnügen —?“ sie sah auf und das sanfte Lächeln war säuerlich. „Natürlich, das größte Vergnügen. Sehen Sie den Vorhang vor der Speisezimmerthür mit dem Siebenbürgner Muster, den habe ich schon ganz bestickt, die Fenstervorhänge auch, und zwei Chaiselonguedecken, und wenn dies Kissen fertig ist, dann kommen die Thürdraperien für den Ecksalon. Für die Frühjahrsausstellung nähe ich dann einen Wandschirm mit Orchideen aus. Der Kunstgewerbe-Museums-Direktor

hat mir schon mit einem Preis dafür gewunken, nachdem mein Kastanienast auf Tuch für eine spanische Wand auf der letzten Ausstellung solches Aufsehen gemacht. Was denken Sie! So eine befriedigende Thätigkeit! Mein Name wird unsterblich weiter leben in den Nachschlagebüchern der Kunstindustrie als die Erfinderin einer neuen weiblichen, so echt weiblichen Erwerbsquelle: nachgeahmte Blumen, Blätter und Stengel, Hautrelief in einem neuen Stich auf Tuch. An diesem Bewußtsein kann ich mich wärmen in meinem Alter".

Das Fräulein lachte ein kurzes spitzes Lachen, warf dann den ganzen Plunder hin und stand auf.

„Kommen Sie, wollen wir zum Fenster hinaussehen", sagte sie, „das ist so amüsant und so anständig. Man sieht immer zu, was die Andern machen. Finden Sie nicht, daß das ein höchst passender und Gott und Menschen wohlgefälliger Lebenszweck ist?"

Wir standen am Fenster, sie hoch und schlank, stramm und mit diskreter Eleganz gekleidet, das blonde Haar nach den Seiten gescheitelt und am Hinterkopf in eine dicke, nicht ganz echte Flechte aufgesteckt, mit spitzen Lippen vorsichtig über den nicht ganz echten Zähnen lächelnd, grau und faltig in dem ungefälligen grauen Abendlicht, — alt, alt. Eine korrekte alte Jungfer.

„Was betrachten Sie mich so, liebes Kind?" fragte

sie mit einem mißtrauischen Seitenblick. „Sie haben auch nicht mehr viel Zeit. Na, Sie haben immer noch Zeit“, fügte sie gutmüthig hinzu, — „aber nutzen Sie sie, nutzen Sie sie — —“

„Ja, wie denn?“

„Natürlich, das sind ja auch nur Redensarten. Es wird Ihnen ebenso gehen, wie mir, Sie sind dazu veranlagt. Und was fehlt uns denn, uns alten Jungfern? Habe ich's nicht gut? Sehe ich nicht noch hübsch aus bei Licht? Wenn in dieser lieben Stadt, wo ich geboren wurde, auch alle wissen, wie alt ich bin. Habe ich nicht Courmacher? Sehen Sie doch den Jüngling, der jetzt bei meinem Bruder sitzt, wie verliebt er mich ansieht. Er wünscht sich nichts Besseres, als mich in die philharmonischen Konzerte und die professoralen Vortragscyclen begleiten zu dürfen; würde alles für mich thun, exclusive mich heirathen. Und bei unseren großen Familiendiners, . . . bin ich da nicht der Mittelpunkt der Konversation, bin ich nicht immer ein Gegenstand der Bewerbung für die Tischkavaliere, — ein gescheites Mädchen, wie ich, das selbst gut und viel zu sprechen weiß, wobei unterdessen die Herren Partner unbelästigt essen können. Und auf den Bällen, — ziehe ich nicht noch die Tänzer von der Jugend ab? Unterhält man

sich nicht gern mit mir, vergißt man nicht sogar sein Partiechen darüber?"

Sie war am Fenster stehen geblieben, in dem gelben Abendlicht über den gelben, welken Zügen.

„Wenn ich so mein Leben überblicke — darf ich nicht zufrieden sein? Geachtet, geliebt, gesucht als Vorstands-mitglied aller Verloosungen und Wohlthätigkeitsbazare, unentbehrlich für meinen armen unbeholfenen Bruder, eine gute Tochter, die ihre Eltern segneten als sie starben, und der sie ein schönes und sicher angelegtes Vermögen hinterließen. Bin ich nicht aus einer hoch angesehenen Familie, einer Familie, deren Namen mit der Literatur und Kunst unseres Landes verknüpft ist? Habe ich nicht einen unbefleckten Ruf, ein reines Gewissen, eine makellose Vergangenheit? Was sehen Sie so malitiös aus, liebes Kind, ist das nicht genug für eine perfecte Dame?"

Sie nahm meine Hand, ging vom Fenster weg, ein paar Mal auf und ab im Zimmer, und legte sich dann in einer Ecke desselben ganz im Dunkeln auf's Ruhesofa.

„Ich bin auch geliebt worden", fuhr sie fort, „jedenfalls sind Gedichte auf mich gemacht worden. Ich hätte mich verheirathen können, — mit einem Wittwer mit vier Kindern, sehr gute Partie, und mit einem Schöngeist, einem literarisch einflußreichen Dilettanten

sogar, der nur ganz wenig Kahlkopf war. Damals war ich noch so jung und hübsch und frisch, daß ich auf ganz was Anderes wartete. Und dann verging die Zeit, Sie wissen ja auch, wie die Zeit vergeht. Man merkt es nicht. Sie kommt einem so lang vor und man sieht noch so viel vor sich. Und man fühlt sich gesund und jung, und hat keine Eile. Und eines Tages steht man auf — und ist nicht mehr jung. Und dann kommt die Scham vor dem Wettlaufen. Man zieht sich so wunderlich in sich zusammen und, fängt an die Borsten herauszukehren. Bei mir kam dies Erwachen gerade, als meine Eltern kränkelten und wir immerwährend auf Reisen waren. Die Eltern absorbirten mich, — mit dem guten Gewissen liebender Eltern! Und als sie endlich beide todt waren, da — war ich eine Uebriggebliebene".

Das Fräulein suchte sich eine bequemere Lage und klagte über Rückenschmerzen.

Es war eine Weile still, — eine öde Stille. Darauf schlug eine Uhr. Es war spät für mich geworden. Ich stand auf, um Abschied zu nehmen.

Das alte Mädchen auf dem Sofa saß plötzlich aufrecht und hielt meine Hand.

„Nein, bleiben Sie noch ein Bischen! Ich hab' Sie so gern. Sie sind so frisch. Diese einsamen Abende sind mir so unheimlich. Immer allein, immer allein.

Und diese schrecklichen Nächte. Verstehen Sie das? Mein Bruder und ich sind doch noch nie getrennt gewesen — ich weiß, ich weiß positiv, daß er so rein ist wie ich, wie hält er das aus, — er als Mann? Er muß doch viel mehr darunter leiden! Wenn wir hier so zusammensitzen, diese langen, langen Abende, er mit seinen Keilschriftforschungen, von denen Niemand was hat, ich mit meinen Reliefstickereien, von denen auch Niemand was hat, — Tag für Tag dieselben dummen zwecklosen „Bestrebungen“ dieselbe dumme, geschäftige Pose! Und wenn dann der Frühling kommt, was man da zu thun hat, all diesen schönen Trödel gut auszuklopfen und einzukamphern, damit ihn ja die Motten nicht fressen, — aber uns können die Motten fressen, unsere Jugend, unsere Lebensfrische, alle unsere tausend geduldigen Frauenhoffnungen, die dürfen Motten und Würmer fressen, jahraus, jahrein, bei lebendigem Leibe . . . und wenn es nicht länger zum Aushalten ist, und Sommer ist, dann reisen wir. Ach, solch ein Genuß, das Reisen! Denken Sie nur . . . Italien und die Schweiz, und Stubbenkammer bei elektrischer Beleuchtung, und die Venus von Milo und die Sixtinische Madonna, diese ewigen Vorbilder des Weiblichen. Welche Erhebungen! Welche Genüsse für Leib und Seele. Und dann diese Seligkeit der eigenen keuschen Jungfräulich-

keit, diese idealen Freundschaften mit geistig hochstehenden Männern! O, liebes Kind, glauben Sie mir, ich habe alles gehabt, was das Leben Hohes und Schönes giebt: Europas, Asiens und Afrikas Kunst- und Naturwunder hab' ich gesehn, mit den Besten meiner Zeit habe ich auf Diners und Soupers verkehrt, zu lebenden und todten Bildern hab ich gestanden, platonische Liebe habe ich gekannt — — — aber wer sie hinausschreien könnte, die ganze stupide, lächerliche Lüge eines solchen Lebens. Unglücklich bin ich nicht gewesen, nein! Ich lebte ja in den glücklichsten Verhältnissen. Aber zum Narren bin ich gehalten worden, von meinen liebenden Eltern, von meinen theuren Lehrern, von meinen guten Freundinnen, von meinen anbetenden Bewunderern. Warum besteht ein solcher Komplott, in dem Alles, was weiß, sich vereinigt, das Mädchen um sein Leben zu betrügen? Können Sie mir sagen, warum das Weib sein ganzes Leben dazu angehalten wird, von Surrogaten zu leben und an Surrogaten zu Grunde zu gehen. Verstehen Sie das? Ich kann es nicht verstehen. Aber es müßte einmal gesagt werden, ein Weib müßte es sagen. Wissen Sie was . . .?"

Sie saß aufgerichtet auf dem Sofa, mit zitternden Lippen, und faßte meine Hand mit ihren heißen, feuchten, feinen Fingern.

. . . . „Sie müßten es sagen! Setzen Sie sich hin und schreiben Sie's, schreiben Sie's für uns alle. Sie können schreiben. Sehen Sie, ich habe es schon manchmal versucht; aber es wird nichts. Es steht dann immer so da mit den alten und todten Worten. Aber Sie haben so viele neue Ausdrücke und Sie können so ganz unbefangen Dinge sagen, daß einem die Haut schaudert. Sagen Sie's, sagen Sie's so, daß auch die Männer darauf aufmerksam werden. Ich kann es nicht. Wenn es zum Stück kommt, habe ich Furcht. Wie soll ich nachher meinen Brüdern und meinen Verwandten ins Gesicht sehen? Aber Sie, — hören Sie . . ich werde Ihre Mitarbeiterin sein . . . ."

Ich saß und ließ mich widerstrebend von ihr festhalten. Mir gefiel diese Zumuthung nicht im geringsten. Sie hatte eine unangenehme Aehnlichkeit mit dem Vorschlag einer vornehmen Dame, die ihre unglückliche Ehe auch auf aufrührerische Gedanken gebracht hatte, welche indessen keinen so geraden Weg gingen, sondern sich alle — um Katharina II. von Rußland und deren Heiligsprechung drehten. Ich war dazu ausersehen, diese Mohrenwäsche nach ihren genauen Intentionen zu vollziehen, wofür sie, solange ich an diesem nützlichen Werk schrieb, um mich angemessen zu stimuliren, mit mir an allen historischen Orten Europas und in den

größten Hotels herumziehen wollte . . . durch diese fatale Erinnerung verstimmt, machte ich nun ernstlich Miene, meine Hand aus der des Fräuleins zu befreien und aufzubrechen.

Da hörte man die Klingel und das Mädchen kam herein und meldete. Das Fräulein drückte mich rasch auf's Sopha zurück und ging hinaus. Bald darauf sah ich durch die offene Thür in dem halbdunklen Speisezimmer eine kleine, magere, schwarzverschleierte Frauengestalt, die fast unhörbar, mit abwehrenden Geberden in das Fräulein hineinsprach und mich, wie mir schien, dabei im Auge behielt. Alsbald kam das Fräulein wieder herein und zog die Speisezimmerthür hinter sich zu.

„Bleiben Sie nur“, sagte sie halblaut, „das alte Gespenst will sich dort allein vergnügen. Sie will Sie nicht sehen, weil Sie sie nicht besucht haben, obgleich Sie durch mich wissen, daß sie hier ist. Sie haben auch nichts über sie geschrieben, was sie Ihnen sehr übel nimmt, da sie die erste Frau ist, die die Frauenfrage auf's Tapet gebracht hat, und daher Anspruch auf ihre Dankbarkeit als Frau und Ihr Interesse als Schriftstellerin verdient; aber Sie haben ja keinen Corpsgeist“.

Die also Besprochene war Camilla Collet, eine

der ältesten Frauenrechtlerinnen Europas und erst unlängst, mehr als achtzig Jahre alt, verstorben. Hätte sie nicht in der Sprache weniger Millionen für ein kleines Land wie Norwegen geschrieben, so hätte sie in ihren alten Tagen auf ihren Lorbeeren feierliche Audienzen geben können, statt, wie jetzt, unbekannt, scheu und verbittert, in der fremden Stadt herumzuspazieren und in den Hinterzimmern ihrer Bekannten zu sitzen.

Und doch hatte sie als Weib, wie als Schriftstellerin ein reiches Leben gelebt. Ihr Buch, „des Amtmanns Töchter" das der erste Signalruf aus dem „Lager der Stummen" war, hatte Ibsen den Stoß zu jener großen Literatur über die Stellung des Weibes gegeben, durch die er in ganz Europa in den Vordergrund des literarischen und ethischen Interesses trat. Schwester eines hervorragenden Mannes, der sie schätzte und förderte, gut verheiratet, Mutter kräftiger Söhne und Töchter, als intelligentes Weib gesucht und gefeiert, langjährige Freundin und Korrespondentin der leitenden Männer ihres Volks, die ehemalige Jugendliebe eines jener leitenden Männer, hatte sie in ihrem inhaltsvollen Leben Alles gehabt, was, nach der allgemeinen Auffassung großer und kleiner Geister, das Glück des Weibes macht. Erst die romantische Liebe der Jugendtage, dann die thätige Ehe, gute Kinder, Ehre und

Anerkennung, den Besten durch sie zugekommene Inspiration, eine bürgerlich angesehene, fruchtbare Nachkommenschaft, zwischen der sie ein umhegtes, befriedigtes Alter verbringen konnte.

Statt dessen wanderte diese Frau wie ein irrer Geist aus einer Stadt in die andere, von einer Bekanntschaft zur anderen, unverträglich, einsiedlerisch, rathlos, suchend ... immer suchend nach einem ungekannten, verlorenen Jugendglück, dem sie phantastische Namen und Formen gab; danach suchend in ihren alten, vergilbten Briefen, in ihrem unklaren Verhältniß mit jenem geistreichen längst verstorbenen Sonderling, verbittert, vereinsamt, sich in die Runde drehend um ihr zusammengeschrumpftes Ich, zäh und vergrämt, ein seltsamer Widerspruch zwischen dem, was sie besaß, und dem, was sie war ... — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

— Der junge Mann war von dem gelehrten Bruder des Fräuleins wieder hineingeschoben worden. Sie saßen sich jetzt wieder unter der Lampe gegenüber und philosophirten diesmal über die Zufriedenheit. Der junge Mann setzte als selbstverständlich voraus, daß das Fräulein immer zufrieden gewesen sei, zufrieden wäre und zufrieden sein würde. Das Fräulein, blond und rosig, unter dem rosa Schirm, lächelte und hatte nichts

dagegen einzuwenden. Und während er, diskret andeutend, von den inneren Conflicten und äußeren Drangsalen eines unbemittelten Docenten der Kirchengeschichte sprach, sahen seine Augen schwärmerisch und indiskret in die ihren, und ihre hingen an den seinen, verstohlen saugend, mit lüsterner Koketterie. Das alte Gespenst vom Nebenzimmer war darum nicht vergessen. Das Fräulein erzählte halb flüsternd dessen Lebensgeschichte als Weib und Schriftstellerin, und belegte sie mit Citaten aus den Büchern „dieser Berühmten und Glücklichen", die vollzählig auf einem altdeutschen Seitentischchen für die Besuche zur Hand lagen. Und während sie ihre Blicke immer länger und offener in die des jungen Mannes legte, drehte sich das Gespräch schnüffelnd weiter um Genuß und Enthaltsamkeit, um die Unbefriedigung des Cölibats und die Unbefriedigung der ehelichen und der unehelichen Liebe, und verlor sich unter süßem Augenschmachten in einen allgemeinen Pessimismus.

Ich stand auf und ging. Ich ging durch die abendlich stillen Straßen und hörte in meinen Ohren den Nothschrei des gemarterten Weibes, das sich dann und wann hervorstreckt aus der „versittlichten Weiblichkeit", der „vollendeten Dame", — den Nothschrei, den ich hier zum ersten Mal hörte und verstand, und dessen einfachen

Urlaut ich seitdem unsere „hochentwickelte" Culturgesellschaft habe durchklingen hören in tausend schrillen, unreinen und falschen Tönen, durch tausend Verhüllungen und Verkleidungen und Verdrehungen hindurch, ein Höllenconcert von schlechten und verstimmten und zerbrochenen Instrumenten, und dazwischen ein einzelner reiner, langer, klagender, lockender Ton — — —





II.

Drei Generationen Frauen.

— — — — Das Meer lag groß und blau und still und athmete Frische an's Land und der leise Wind wehte Frische heran und die silbernen Buchenstämme standen still unter ihren schattenden Kronen. Ihr Laub duftete süß und die See duftete Salz aus und die lange gelbe Linie des Abhangs gab dem Auge Frieden. Die Badegäste lagen still am Strande herum in ruhendem Wohlsein unter der blauen Luft, und für eine kurze Weile schienen alle Spannungen und Krämpfe gelöst in vegetativem Selbstgenusse.

Vom Strande tönte ein scharfes weibliches Lachen herauf, dann ein Schwirren von Frauenstimmen, dann ein endloses Lachconcert. Ich setzte mich auf und sah über den niedrigen Abhang hinunter. Unten

waren meine Nachbarn aus dem Badehotel, wo ich Logis genommen, in voller Arbeit bei einer sehr eigenthümlichen Beschäftigung. Ein halbes Dutzend Damen halfen einer jungen Frau ihren Mann begraben. Der Mann, ein ansehnlicher Phlegmatiker in den besten Jahren, lag geduldig auf dem Rücken wie ein Steinbild, ein Sandhäufchen unter dem Kopf, und die neuvermählte Gattin, braun, mager und trocken, mit Frau-Oberlehrerhaft anliegendem Haar und Straßenjungenblicken, arbeitete allen voran, athemlos und keuchend vor Eifer, an seinem Begräbniß. Mit Händen und Füßen und Spaten wurde ein Hügel über ihm zusammengescharrt und geschaufelt; der Mann verschwand, nur die Fußspitzen und die Nase steckten noch hervor; als er so fest lag, daß er sich nicht rühren konnte, richtete die Gattin sich auf, faßte einen zwanzigjährigen Jüngling, der passiv dabei gestanden, bei der Hand und sprang mit ihm unter Jubelgeschrei hin und zurück über das Grab. Die Andern standen herum und begleiteten die symbolische Handlung mit einfältigem Gelächter.

Und auf einmal, durch irgend eine Reflexauslösung unter der Bewußtseinsschwelle, stand „das alte Gespenst", die berühmte Schöpferin der Frauenfrage im Norden, für mich sichtbar da unten neben dieser totengräberischen Ehefrau, und jene geistvollste unter ihren Zeitgenossinnen

2*

und diese sehr durchschnittsmäßig kleinbürgerliche Lehrergattin flossen für einen Augenblick ineinander über und es stieg aus ihnen auf wie ein scharfer Unlustgeruch, die Unlust am Mann. Was war es, das diese sonst so ostentativ zärtliche Neuvermählte, deren Gatten man die redliche Neigung für sie ansah, und was jene geliebte Gattin und Mutter getrieben hatte, sich mit nörgelndem Mißmuth und verhohlenem Zorn gegen den Mann zu wenden, der sich von ihnen ausfüllen ließ und ohne Reservationen an ihnen hing? Warum griffen sie Beide an ihrer vollen Tafel nach einem anderen Mann? Warum waren sie nicht zufrieden in ihrer Befriedigung?

Und ich blätterte in den Büchern, aus denen zuerst die Frauenfrage hervorwuchs, und wo an den persönlichsten Stellen ein perverses Schmachten herausklingt, und ich blätterte in der trivialen Seele dieser nicht mehr jungen, „jungen Frau", die sich mit heuchlerischer Freimüthigkeit beständig mit dem Jüngling abgab und den Mann so lang an alte Jungfern auslieh, und ich fragte mich: warum so hungrig an der vollen Tafel?

Und nach und nach, wie ich so am Dünenabhang saß und über die unendliche, stille, blanke Bläue hinausblickte, bis Himmel und Meer eins wurden und Alles in einem röthlichvioletten Schimmer verschwand —

während von unten herauf der Jubel des Begräbnisses klang, da war zuerst, weit weg von diesem Küstenstrande, aus einem anderen Lande und einer anderen Stadt, jenes Herbstbild aufgetaucht mit dem alternden vornehmen Mädchen in ihrem reichen, stilvollen Heim, und hinter ihr war „das alte Gespenst" gekommen, das ich selbst nie anders gesehen als im Corridor spukend, und im Hinterzimmer verschwindend, klein, hager und schwarz verschleiert, beides Damen aus jenen Höhen der Gesellschaft, wo die „sittliche Läuterung" schon durch einige Generationen gewährt hat, und ich hörte das rastlose, klagende Gemurmel der einen und ich hörte den erstickten Jammerschrei der anderen: wer es sagen könnte, was wir leiden! und von unten herauf klang das harte, schadenfrohe Lachen der über ihren begrabenen Mann springenden Frau, und auf einmal war das Meer weg und die Küste verschwunden und der Himmel verdunkelt und der Dünensand schwarz und ich sah nichts mehr, als rund um mich herum ein unendliches Gewimmel von Frauen, ... Frauen, Frauen, junge, alte und jene mit dem unbestimmbaren Alter, frische und welke, plattbrüstige und solche mit übervollem Busen, Weiber wie verkleidete Männer und Weiber mit aller Lieblichkeit des Weibes, Weib-Kinder und Matronen, Mütter, viele Mütter mit ihren Töchtern, ich sah die

freundlichen altersschwachen Großmütter und die kinderlosen Vampyre, und das war keine Hallucination, das waren lauter Weiber, zwischen denen ich, das Weib, aufgewachsen war, auf der Schulbank gesessen hatte, die mich erzogen und unterrichtet, gezüchtigt und verhätschelt, geliebt und unterdrückt hatten, alle die Mütter, Tanten und Verwandten, die ganze vergehende und vergangene Generation mit ihrem Gefolge von weiblichen Dienstboten, — wunderliche starräugige, verbissene, leidende, sehnende Gesichter; und als sie vorbei waren, da drängten sie nach, die Unzähligen, denen man auf seinem Lebenswege begegnet, mit denen man sich kreuzt, oder neben denen man eine Strecke geht, die Freundinnen und Bekanntinnen, die Gönnerinnen und Bittstellerinnen, alle die verschiedenen Stufen über und unter einem, alle die Gleichgültigen, die sich an einem vorbeigerieben, oder einem in den Weg gekommen, alle die Concurrentinnen und Parasitinnen, die vom Wegschnappen leben, alle die Betrügerinnen und Betrogenen des Lebens, meine Generation, die meisten schlaff, müde, ihren Ehehafen hinter sich herschleppend, mit anämischen Kindern und bäuchigen Gatten, einige eidechsenhaft beweglich, schnüffelnd und suchend, andere mit pastoraler Verklärung in breitlächelnden Gesichtern, Frauen und ewige Jungfrauen und Sirenen, aber schon jagt ihr eine andere

Schaar vorbei, — die junge Brut, die kürzlich flügge geworden, bleiche und rothe Reize mit lockenden, ängstlichen Augen, ein halbes Wissen im Blick, eine rathlose halbe Enttäuschung in den Mienen, erschöpfte Töchter unbefriedigter Eltern, feine hohle Gesichter, oder aufgepustete Leberthranwangen, geschnürt und chaussirt, viele viele dressirte Luxusgeschöpfchen und selten ein Weib für den Mann. Und es kommen mehr, mehr, Mittelglieder, Zwischendinge . . . und nicht ein unbekanntes Gesicht, nicht eine fremde Erscheinung. Denn ich habe sie alle gesehen und gesprochen und in ihnen gelesen, wie nie der Mann sie sieht und spricht und in ihnen liest, wie nur das Weib zum Weibe redet, das eine Weib das andere ansieht mit dem Freimaurerblick, das eine Weib im anderen die Geheimschrift ihrer inneren Erlebnisse liest, jene Geheimschrift, die den Wissenden und den Unwissenden gleich verständlich ist, in denen die Klugen und die Dummen die gleiche Sprache zu einander reden, die Sprache, vor der die klugen und die dummen Männer, alles, was Mann ist, immer mit demselben verblüfften Gesicht steht. Ich kannte sie alle mit ihrer Geschichte, die, welche sie mir erzählt hatten, und die, welche sie mir nicht erzählt hatten, und die, welche sie mir falsch erzählt hatten, denn ich war Weib, wie sie, und Tochter derselben Zeit.

Und das Gedränge bekannter Gesichter wuchs und schwoll um mich, ein Gedränge von vier bis fünf Generationen und ebenso vielen Nationen. Russinnen und Skandinavierinnen, Französinnen, Germaninnen und Semitinnen — und aus der Menge streckten sich einzelne hervor, jene, die sich über die Masse hinaus differentirt hatten, die Weiber, die sich bewußt als Weib empfanden, bewußt als Weib litten und als Weib leben wollten, die ersten Vorläuferinnen des kommenden Durchschnitts, und sie riefen mir zu: Rede, was wir Dir sagten. Rede für uns, weil wir zu Dir geredet haben, unverholen und unverlogen. Rede, woran wir verderben und sterben!

Ich lag auf dem Dünenabhang unter den schattigen Buchenfächern und der Nachmittagswind rollte die ersten dünnen Schaumkämmchen über das grünblaue Meer. Ich lag da und hatte es sehr gut. Und weil ich es sehr gut hatte, trat etwas aus mir heraus und schied sich ab von meinem Wesen und wurde concret und stand vor mir als ein greifbarer, faßbarer, betastbarer Gegenstand, etwas, das sonst nur dumpf in der Tiefe des menschlichen Wesens arbeitet und treibt, und das sich jetzt vor mir aus seinen Millionen vertheilter Partikel sammelte zu einem Ganzen, einer breiten schwarzen Wolke, die über der Erde lag und sich mit

ihren grauen Spinnwebstrahlen hervorsog aus dem Herzen der Menschen: die Unbefriedigtheit. In der Ferne verschwand aus meinen Gedanken das Gewimmel der Frauen, denen ich in meinem Leben in mancherlei Ländern und Kreisen und Klassen begegnet war, die ich gekannt und in denen ich gelesen hatte: Mütter und Großmütter und Töchter, Gattinnen und Geliebte, junge und alte Mädchen — — und sie waren alle lauter Unbefriedigte. Nicht eine hatte gefunden, was sie suchte, und die es gefunden hatten, denen schmeckte es bitter. Viele nannten sich Glückliche, aber sie jagten dabei die Welt rundum wie besessen und hatten in keinem Beharren Ruhe, andere beweinten ihre Männer, wenn sie starben, und trieben einen kostspieligen Totencultus, aber sie blühten als Wittwen auf zu einer behäbigen Heiterkeit, die man nie zuvor an ihnen gesehen; die selbständigen Mädchen mit dem ernährenden Beruf nannten sich glücklich und schrumpften dabei zusammen, und wohin man sah in allen Culturländern und „gebildeten Klassen": Unbefriedigung mit dem Mann und Unbefriedigung ohne den Mann.

Woher kam das? War es einfach ein Reflex des ruhelosen Hastens, Suchens und Jagens aus der tiefen quälenden Oede, von der die Männer dieses scheidenden Jahrhunderts gepeinigt sind? War es einfach die Freud-

losigkeit, von der das ganze Leben unseres Zeitalters geprägt ist, und die sich der empfänglichen imitativen Seele des Weibes noch stärker als der des Mannes aufprägt? War es einfach das rheumatische Ziehen und die nervöse Spannung und Gereiztheit, in der die große Zeitbrechung, worin wir uns befinden, sich ihren vorläufigen Ausschlag giebt? War es dieselbe Lebenssucht ohne Lebenskraft, dieselbe Freudenjagd ohne Freude, dasselbe Genußverlangen ohne Genußfähigkeit, das unsere Feste so unpersönlich, unsere Gesellschaften so leer, unseren Verkehr so ermüdend macht? Oder war es etwas Anderes? war es zugleich mehr oder weniger als das? Etwas specifisch Weibliches? Ein Mißmuth, der von dem Mißmuth des Mannes verschieden ist, der aus einer anderen organischen Basis aufsteigt, als der seine? War es etwas, das sich aus der Weibnatur gelöst und geformt hat und aus ihr hervorgewachsen ist, gleich einer mißgeschaffenen Leibesfrucht, die der weibliche Organismus getragen? Ist es nicht vielleicht etwas, das weder früher im Weibe war, noch muthmaßlich später im Weibe sein wird? Etwas, das der Organismus ausstoßen muß, um zu gesunden, wie jene Verstimmungen und Hautunreinheiten der Pubertät? Woher kommt sie, diese heimliche lahme Gier und dieser heimliche Ekel des Weibes am Manne?

Dieses Unlustgefühl des Weibes in seinem Geschlecht und dies Herauswollen aus seinem Geschlecht, dies Außer- und Ueber-dem-Geschlecht sein, womit das Weib unserer Tage kokettirt? Woher kommt seine Kälte im Genuß und seine Begier in der Entsagung? Woher die Nervenkrankheiten und Seelenkrankheiten und Geisteskrankheiten und all diese hysterischen Ausbrüche der Unbefriedigung, die am Weibe unserer Tage nagen? Und warum ist sein Reiz für den Mann und seine Macht über den Mann jetzt so matt und so unsicher, warum sind seine Geburten so schwer und seine Kinder so häufig welk, da doch alle sanitären Bedingungen jetzt soviel besser und arterhaltender sind, als je zuvor? Warum sind die Ehen jetzt so freudlos, warum ist die Liebe jetzt so flügellahm? Warum ist das Weib in seinem Geschlechtsleben jetzt soviel feiger als früher und die höhere Tochter dummer als je? Warum?

Und noch eine Frage: warum ist das Alles so sehr viel greifbarer in den protestantischen Ländern als in den katholischen? Und warum können gerade in den Mittelpunkten des höchsten Fortschrittes die Menschen weder leben noch sterben?

Und noch etwas Anderes ist da, ein tieferes, schmerzlicheres Leiden, ein Wachsthumsleiden des Geschlechts. Der Baum wächst, aber die Blätter fallen und ver-

dorren oder verfaulen. Aber was gehen den Baum seine gefallenen, verdorrenden, verfaulenden Blätter an?

Darum die heimlichen Verzweiflungen in der stillen Kammer, darum das gelöste Siegel vom Munde des Weibes, daß das eine Weib dem anderen zuruft: Rede Du für uns und sage, was wir leiden.

Und darum als das erste Resultat, das unter dem Dämmerlicht einer neuen Phase in die Menschheit tritt, — das Bewußtwerden des Weibes seiner selbst, als Weib, in seiner Weibnatur.

Augenblicklich sind die Geschlechter mehr geschieden und leben in getrennteren Sphären und denken über das, was sie zu einander zwingt, ungleicher als je. Arne Garborg drückt das so aus: das Weib denkt dumm vom Mann und der Mann denkt roh vom Weib. Das Weib, als der dabei gefährdetere Theil, hat denn auch den Versuch gemacht, sich auf eigene Hand aus seiner Sackgasse hervorzuarbeiten. Nun, — es war ein Versuch des „denkenden Weibes". Es war die Emanzipation der Frau, wie sie sich faktisch gestaltete. Nachdem sie den Norden verheert hat, schleicht sie nun auch über Deutschland hin. Aber die Emanzipation des Weibes, das ist die Verzweiflung des Weibes an sich selbst als Weib.

Denn das Weib kann in nichts dem Manne gleich

sein, seine Entwickelung geht vielmehr dahin, dem Manne in immer feinerer und mannigfaltigerer Weise ungleich zu werden. In seiner Andersartigkeit besteht sein Reiz für den Mann und besteht sein Glück für sich selbst. Das gegenwärtige Weib aber hat nicht mehr die grobkernige Intaktheit seiner Großmütter und Urgroßmütter, es hat auch noch nicht die fertigen Grundlinien einer glücklichen Differentierung. Das Weib ist Halbweib geworden, und dieses parodischste aller Zwischenstadien wird mit allen legalen Mitteln von Haus und Schule, Erziehung und Moral festgehalten und stabil gemacht.

Das Weib unserer Tage hat keinen Respekt mehr vor dem Manne und es hat keinen Respekt mehr vor sich selbst, als tragendem Organismus. Mit anderen Worten: es hat keine Ehrfurcht mehr vor dem Mysterium seines Daseins, es ist dummklug, es ist naturlos.

Das Weib unserer Tage hat höchstens nur noch Furcht vor dem Manne.

Auch unsere Großmütter hatten Furcht vor dem Manne. Aber sie fürchteten ihn, wie man eine Schickung fürchtet und sich ihr unterwirft. Das moderne Weib — wenn es den Mann fürchtet, fürchtet in ihm nur den einzelnen, brutalen Menschen, an den es unglück-

licherweise gerathen ist und dem gegenüber es sich wehrlos fühlt und der seine größere Kraft an ihm mißbrauchen kann, wenn er Lust hat; es fürchtet im Mann immer nur einen einzelnen gemeinen Tölpel und der Kampf, den die Frauenemanzipation gegen den Mann führt, ist auch nur ein Kampf gegen eine zufällige Reihe brutaler Tölpel, die in den beschränkten Köpfen einer Anzahl erbitterter Frauen zu dem ganzen Männergeschlecht angeschwollen sind. Gerade das aber, das Brutale und Massive und Protzige, als Natur oder als Pose, ist auch fast das Einzige, was viele Damen der Gegenwart so gut wie das Weib aus dem Volk vor dem Mann erschauern macht, was ihnen an ihm imponirt. Darin liegt das sehr einfache Geheimniß, auf das so viele höhere und niedere Töchter in und außer der Ehe hereinfallen; und liegen sie dann, wie sie sich gebettet haben, dann ist „der schlechte Mann" daran schuld, nicht ihr eigener, grober, verschnupfter Instinkt. Diese ganz simple Furcht und haßvolle Wollust bei der Möglichkeit von Mißhandlungen, wobei das Weib sich als Einzelne einem Einzelnen gegenüber empfindet, ist der Art, wie noch unsere Großmütter und die lange Reihe ihrer Vorfahrinnen dem Mann gegenüber fühlten, völlig entgegengesetzt. Das Weib, noch vom Schluß des vorigen Jahrhunderts, empfand seinen Mann gar

nicht als diese bestimmte, begrenzte Persönlichkeit, sondern als „den Mann". Wie die Anrede — und noch häufig bei unseren Müttern — nicht wie jetzt mit dem Vornamen, oder einem Kosenamen, sondern mit seinem Familiennamen, dem Geschlechtsnamen, oder einfach mit dem Gattungsbegriff: „Mann!" geschah, so empfand das Weib seinen Gatten noch nicht als etwas, das ihr gehörte, sondern als etwas, dem sie gehörte, als Geschlecht, als Gattung, als Mysterium, als Distanz, als das, was man nicht begreift und vor dem man sich beugt. Denn das Leben war unseren Großmüttern nicht ein Hazardspiel und nicht ein Rechenstück und nicht ein gewöhnlich mißglückendes Experiment, wie es das jetzt unseren Männern und Jünglingen und demzufolge natürlich auch unseren Frauen und Jungfrauen ist, sondern es war ihnen ein Mysterium, das man ehrfürchtig über sich ergehen ließ. In nichts tritt das stärker hervor, als in der Art, wie unsere Großmütter sich gegen Schwangerschaft, Geburt und Zeugung verhielten, und wie das Weib von heute sich dagegen verhält. Mir ist es noch deutlich erinnerlich und es gehört zu meinen ersten tiefen Eindrücken, mit welcher stillen, religiösen Vorsorge die Alten immer einen solchen Akt bei ihren Töchtern umgaben. Kein Murren, keine Launen, kein Auflehnen. War ihnen das Leben über-

haupt eine Schickung und der Mann, wie er war, eine Schickung, so war ihnen Alles, was unter die specifisch weibliche Aufgabe fiel, erst recht und im höchsten Grade eine Schickung, die man hinnahm, wie sie kam, da Schickungen nicht mit sich spaßen lassen und es noch viel schlimmer hätte kommen können. Sie leisteten ihre Handreichungen, ermahnten ihre Töchter, verwachten ihre Nächte, leisteten Beistand in der schweren Stunde und wickelten das Neugeborene mit einer zugleich demüthigen und stolzen, gesammelten Haltung, als verrichteten sie eine heilige Handlung. Mit demselben Respect behandelten sie den unvermeidlichen und nötigen Umstand daß der Mann zu seiner Frau kommt. „Das gehört sich alles so" und war „die Pflicht der Frau", die eben ohne Murren, aber auch ohne anstößiges Gejauchze erfüllt werden mußte. Ihre eigene Sinnlichkeit hatte wohl meist kein stärkeres Bewußtsein von der Persönlichkeit des Partners. Es kam ihnen nicht so sehr darauf an welcher Mann, es genügte, daß es der Mann und ihr Mann war, im Übrigen vollzog sich der Vorgang, wie bei allen ehelichen Mysterien, im Dunkeln; die schweren Ziehgardinen der alterthümlichen Ehebetten — jedes Bett massiv und in sich abgeschlossen wie eine kleine Festung — spielten dabei wohl eine mehr als symbolische Rolle.

Welcher Gegensatz dazu ihre Töchter, unsere Mütter. Noch keine Auflehnung, aber doch schon ein unangenehmer Zustand von Malaise, eine sehr häufige und allgemeine Unlust bei Erfüllung der „ehelichen Pflichten", Unverträglichkeit und Ansprüche in der Schwangerschaft, eine mit selbst- und mannquälerischem Genuß genährte Furcht vór der Geburt, die gewissenhaft den heranwachsenden Töchtern eingeimpft wird, ein argwöhnisches Wahren der „Stellung der Hausfrau" und des Regiments im Hause — kurz, die sauertöpfige Tugend. Diese Frauen impfen dem Mann Respect gegen sich ein durch die Ruhmwürdigkeit ihrer Pflichterfüllung, sie bringen ihm mit zäher Ausdauer die ziemlich schwierige Suggestion bei, daß sie eigentlich verkappte Märtyrerinnen sind, denen nur ihre natürliche Anspruchslosigkeit verbietet, daraus alle Consequenzen zu ziehen; ihr Lieblingswort ist: sich opfern. Sie opfern sich für ihren Mann, sie opfern sich für ihre Kinder, sie opfern sich für den Hausstand, sie opfern sich für die gesellschaftliche Stellung der Familie, ihr Leben ist ein einziges großes Opferfest.

Für soviel Selbstaufopferung fordern sie aber auch strenge Ergebenheit von Mann und Kindern und Bewunderung als „musterhafte Gattinnen und Mütter". „Sie gönnen sich selbst nichts", aber sie gönnen auch

ihren Ehesklaven nichts. Einnahmen und Ausgaben stehen unter ihrer gerechten Controle und wenn der Mann eine Maß über den Durst trinkt, dann macht er sich in seiner Wohlerzogenheit gleich nur allzu gerechtfertigte Skrupeln darüber. Sie sind kein Vergnügen für den Mann, aber sie sind auch nicht zum Vergnügen da. Mit Allem, was sie thun, „erfüllen sie ihre Pflicht", dafür „haben sie aber auch das Recht" von ihrem Manne strenge Pflichterfüllung zu fordern. Sie halten die eheliche Treue blitzblank wie ihre Küchengeschirre, darum können sie aber auch jeden Hauch sehen, der durch einen leichtsinnigen Seitenblick des Gatten auf ein junges Gesicht darauf fällt, und sie lassen diese Trübung nicht ungerügt und ungerochen. Werden sie alt, so machen sie viel Wesen aus ihren Krankheiten und Beschwerden, den Folgen „ihrer Selbstverleugnung", und ihr charakteristisches Kennzeichen ist, je älter und reizloser sie werden, desto vollständiger unterjocht und ergeben wird ihr Mann. Meistens überleben sie ihn und erstrecken ihr Regiment mit seiner umfangreichen Sammlung von „Pflichten und Rechten" auf ihre Söhne und Töchter, deren glücklicher Verehelichung sie nicht förderlich sind, sterben sie aber vor ihm an Krebs, Zuckerkrankheit, Wassersucht, oder anderen durch Selbstaufopferung erworbenen Krankheiten, so betrauert, ver-

mißt und rühmt sie der verwaiste Wittwer den Rest seiner Tage lang, die Söhne schwärmen für sie und stellen sie ihren Frauen als Muster auf und die Töchter werden alte Jungfern.

Natürlich halten diese Typen nicht so genau die Altersgrenzen ein. In den sogenannten unteren Schichten und in verkehrsentlegenen kleinen Städtchen giebt es unter der jüngsten Generation noch viele, die unseren Großmüttern gleichen, obgleich das regelmäßig aufhört, wo Frauenlektüre hinkommt; und die Eigenart unserer Mütter ist jetzt in den höheren Kreisen der Provinzstädte und Bureaukratie unter den jungen Frauen noch sehr allgemein. Diese Atavismen beschränken sich aber doch mehr auf zurückgebliebene und verknöcherte Gesellschaftsschichten. Im Allgemeinen kann man sagen, daß zwischen der Generation, die in den fünfziger Jahren heirathete, und zwischen der, die in den achtziger Jahren heirathete, eine scharfe Grenzlinie hinläuft. Die Mütter hielten den kategorischen Imperativ in hohen Ehren, die Töchter unserer Generation haben schon einen Stich in's Anarchistische: sie verehren die Willkürlichkeit.





III.

Das Weib von Heute.

Und das Weib von Heute? Die Frauen, die jetzt in ihrer Lebensreife stehn? die Frauen an den beiden großen Wendepunkten des weiblichen Lebens, die Frau von dreißig und die Frau von vierzig Jahren? — die Dreißigjährige, in der erst kürzlich das große Musikstück, die Symphonie des Liebeslebens, intoniert worden, und die Frau von vierzig Jahren, in der dies Musikstück noch einmal emporsteigt wie eine schäumende Cascade und dann langsam sinkt und ebbt und verstummt?

Diese Frau zu fassen in ihrer typischen und zugleich vollendetsten Entwicklung, in ihrem, für unsere Zeit charakteristischen, Milieu, sie zu fassen in den hervorstechenden Phasen ihres Lebens, in den Geheimnissen

ihrer inneren verborgenen Erlebnisse und Uebergänge, den Pulsschlag ihres Bluts und die Schwingungen ihrer Seele zu belauschen, die Wirksamkeit ihrer Organe zu belauern hinter dem strammen Schnürleib von Convention und Erziehung, zu sehen, wie die Persönlichkeit allmählich dies Schnürleib sprengt und aus ihm hervorwächst, wie die individuellen Ansprüche die Fäden des gesellschaftsmäßigen Marionettenthums zerreißen, wie das Weib aus der Dame hervorbricht — wo ist dies Schauspiel, das uns täglich umgiebt, mitten in dem wir leben und das öffentlich vor aller Ohren seine Geheimsprache redet, offenbar, so daß alle es verstehen können, die Interesse daran haben? Und wo ist der Typus, der all' die tausend Abzweigungen und Ausläufer zusammenfaßt in eine kräftige, gesammelte, verständliche Erscheinung?

Ich meine nicht jene Frauen, die in der großen Festung der Gesellschaft über die Verschanzungen fallen und eine Stufe tiefer weiter leben. Ich meine keine Gesunkenen, oder Verirrten, oder Bescholtenen, oder wie man sie sonst nennt. Die Dränge der Geilheit und die übertölpelte Einfalt gehen uns hier nichts an. Ich meine jene Frauen, an deren Ehre kein Flecken ist und an deren Ruf nicht einmal die böse Nachrede haften bleibt, jene Frauen, die im besten Sinne geborene

Damen sind, mit dem ganzen empfindlichen Stolz und der sicheren Vornehmheit der Dame, mit dem Erbtheil einer generationenalten Cultur in Haltung und Handlungen, jene Frauen, die nicht nur den natürlichen Takt, sondern auch die natürliche Intelligenz haben, um alles Plumpe, Anstößige, Auffallende zu vermeiden. Gebt uns die Geheimgeschichte dieser Seelen zu lesen — und wir stehen im Mittelpunkt des Weibes von Heute und können Umschau halten nach vorwärts und rückwärts, nach oben und unten in alle Abschürfungen und Abstufungen und Uebergänge hinein.

Aber wo lesen wir diese Geheimschrift, wo öffnen sich diese Verstecke und Verschlüsse vor uns?

Das Weib führt ein Leben der Verheimlichungen.

Seine ganze Erziehung ist nichts als eine Verheimlichung des Weibes vor sich selbst. Die Mutter verheimlicht ihrer kleinen Tochter das Mädchen im Kinde. Die Schule verheimlicht dem heranwachsenden Mädchen das Weib in der Jungfrau. Ehemals bedeutete das Jungfräuliche ein Mysterium — jetzt bedeutet es eine Mystifikation. Ehemals wußte das heranwachsende Weib Alles, was es verstehen konnte, — und seine eigene Jungfräulichkeit setzte ihm die sehr deutlichen Grenzen für das Verstehen, — in diesem Jahrhundert der beseligenden Humanität und seligmachenden Erziehung aber

darf es am allerwenigsten das wissen, was es instinctiv versteht; die große humanitäre und erzieherische Aufgabe aller Mädchenschulen ist: das Weib zur Geschlechtslosigkeit zu erziehen. Noch um die Wende dieses Jahrhunderts nahm man das Natürliche natürlich und keine Mutter befahl ihrer Tochter die Augen abzuwenden, wenn ein Hahn seine Henne zum Zweck ihres Daseins anhielt. Jetzt erröthen sogar die Väter, wenn ihre Stadtpflänzchen in ihrer allzu naiven Thierschützlerei der Henne zu Hülfe kommen wollen, und machen Mama darüber Vorwürfe, das Sprößlein nicht mädchenhaft genug erzogen zu haben. Es giebt aber noch ein reineres Mittel zur Bewahrung der jungfräulichen Unschuld: das besteht darin, überhaupt nichts Geschlechtliches gelten zu lassen. In ganz Europa werden die Klassiker kastrirt, ehe sie Einlaß in die Mädchenschulen finden, und auch das liebe Gotteswort wird nur in seelsorgerisch „gereinigter Form" der aufblühenden Jungfrau aufgetischt.

So erwächst die Dame aus der Gesellschaft. Und mit ihr erwächst zweierlei.

Eine durch abgeschmackte Unterdrückung künstlich gesteigerte Neugier, die in dem Großstadtkind meist zur früh inflammirten Lüsternheit wird, welche Leib und Seele ausbrennt, nach außen schlägt in einer sterilen, maniakalischen Koketterie, begehrlich von Mann zu

Mann flattert und sich bei keinem zur Ruhe zu legen vermag, welche in der endlichen Befriedigung nichts als Enttäuschung findet, den ergatterten Ehemann gering- schätzt, die Ehe zur Tortur macht und — seltsamer Weise — fast nie, trotz des ewigen Kreisens darum, die physische Basis des Verhältnisses zwischen Mann und Weib begreift und die physischen Beziehungen impulsiv genießt.

Aus diesem Typus wird im Leben, was die Fran- zosen mit einem unübersetzbaren und unersetzbaren Wort: une détraquée nennen.

Die andere Gattung trägt in ihrem Blut einen von Natur sehr empfindlichen Keuschheitsbarometer. Es giebt eine sehr große Gruppe Frauen, und ich habe be- merkt, daß es in der Regel die geistig bestausgestatteten, die seelisch hervorragendsten Frauen sind, welche instinctiv mit Angst und Beben über ihre Intactheit wachen. Nichts ist für diese Frauen so verletzend, so erniedrigend, als einen Flecken auf sich zu fühlen. Und sie fühlen sich beschmutzt von allem Möglichen, von dem lüsternen Blick eines ihnen gleichgültigen Mannes, von einem Gedanken, der auf dem gewöhnlichen Suggestionswege durch sie gefahren ist, und dessen fettige Spuren von ihrer Seele sie so sorgfältig abzuwaschen suchen, wie sie einen anspielenden Händedruck mit Seife und Wasser

von ihrer Hand abwaschen. In vielen Fällen ist dies nichts als die wilde Jungfräulichkeit, die eifersüchtig ihr ganzes Kapital zusammenhält für die große Wonne der individualisirten, sich einem bestimmten Mann hingebenden Liebe. Dies sind gewöhnlich die Frauen, die den instinctiven Stolz ihres Werthes, die instinctive Feinheit der tieferen Erotik haben, Frauen mit reichem, fruchtbarem Blut, das sich sehnt sich zusammen zu ziehen um einen geliebten Keim zu gesunden Kindern. Es sind die Naturen, die ein hohes Spiel spielen — —

Denn sie sind nicht für die *vielen* Männer, sondern für die *wenigen* Männer. Und es ist die Frage, ob sie einem dieser Wenigen begegnen und ob er sie bemerkt.

Und es geschieht nicht oft, daß man sie bemerkt. Denn die beiden allgemeinsten Manntypen der Gegenwart sind der Barbar und der Dekadent. Der Barbar — das ist der unzusammengesetzte, große, starke, gesunde, gute Kerl mit dem Herzen eines Kindes und mit dem Nervensystem eines Büffels; seine Eigenthümlichkeit ist, daß er nichts merkt, und daß er darum in Liebesangelegenheiten meistentheils hereinfällt. Wenn es gut abläuft, so heirathet er einen Scheuerbesen, versimpelt mit ihr und zeugt viele Kinder, die weiter simpeln. Läuft es aber übel ab, so verhäkelt er sich in einen der vielen ausgestreckten Fangarme einer Détraquée. Die

Détraquée ist überhaupt für die Männer der Gegenwart the great attraction. Sie hat in dem Wettrennen um den Mann nur eine Nebenbuhlerin — das ist der correcte Schönheitstypus, die formale Schönheit mit der Linienreinheit und Ausdruckslosigkeit einer griechischen Statue und dem Temperament einer Preiskuh. Sie reizt indessen nur das Verlangen des Barbaren; der Dekadent macht sich nichts aus ihr. Er bedarf directerer, aufstachelnderer und frecherer Einwirkungen, als die passive große Schönheit zu vergeben hat, damit seine ermüdete Mannheit in Aktion geräth. Ueber alles das verfügt die Détraquée. Ihre lüsterne Neugier, ihr constantes Verlangen erhitzt den Mann und wendet sich bewußt-unbewußt direct an sein Geschlecht. Ihre Feigheit und ihre Unlust an der Befriedigung aber treibt sie vom Angriff immer wieder zur Flucht; gleich darauf streckt sie ihre Fühlhörner wieder hervor und tastet an ihm hin. Sie lebt davon, den Mann brennen zu sehen; kann sie diese Atmosphäre nicht um sich haben, so wird sie gelb, hohlwangig, hysterisch. Und je lokalisirter die Sinnlichkeit des Mannes ist, je zwingender wirkt diese Gattung Reiz auf ihn. Die Détraquée ist niemals schön und selten hübsch, aber „sie hat was an sich“. Man nennt sie pikant und trifft sie in allen Gesellschaftsklassen und auf allen Gesellschaften. Giebt

man ihr den kleinen Finger, so nimmt sie gleich — und häufig mit sehr viel Grazie — die ganze Hand; das ist gewöhnlich auch das ganze Geheimniß, weshalb der Barbar an ihr hängen bleibt. Die physiologische Erklärung aber liegt dabei doch wieder in seiner lokalisirten Sinnlichkeit. Denn der undifferentierte Mann liebt noch immer wie unsere Urväter und reagirt prompt auf die gröberen directen Reize; und der Dekadent (nach dem Gesetz, daß die zuletzt erreichte Entwickelung auch am ersten wieder verschwindet) reagirt auch nicht mehr mit dem ganzen Menschen: Hirn, Seele, Nervensystem, Geschlecht, in einer unauflöslichen Einheit, da die höchsten Entwickelungsformen sich eben bei ihm schon wieder in der Paralyse befinden, sondern er bedarf einfach des aufdringlichen Reizes, um zu dem gesteigerten Blutumlauf zu gelangen, der das Lustgefühl auslöst.

Hierin liegt, glaube ich, recht viel zur Erklärung der großen Liebes- und Ehemisère der Gegenwart. Der Mann, nicht weniger als das Weib, befindet sich in einem Uebergangsstadium, er hat sich gewissermaßen selbst noch nicht beisammen. Von dem alten Stamm, den ich den Barbarentypus nennen möchte, sondern sich eine Reihe unzureichender oder kraftloser Differentierungen ab, die als Dekadenten über den Rand fallen. Ist man

erst auf diese Erscheinung aufmerksam geworden, so nimmt man auch wahr, daß man eigentlich nichts so häufig in unserem ganzen modernen Leben antrifft, wie gerade die Vereinigung dieser beiden Typen zu einem: dem Barbardekadenten. D. h. der Mann, der in seinem Empfindungsleben noch die ganz undifferentierte Dickfelligkeit hat und dabei doch dem Weib gegenüber auf Dekadenz-Reize reagirt. Man begegnet ihm überall im öffentlichen und Privat-Verkehr — für die moderne Literatur aber ist er geradezu typisch. Dieser unglückselige Mischtypus, der es in seiner eigenen Haut nicht aushalten kann, und der dafür bald dem Weib, bald den sozialen Verhältnissen die Motten ausklopft, ist bei unseren großen und kleinen Genies dermaßen in der Pluralität, daß die glücklich und voll differentierte Mann-Individualität gar nicht in Betracht zu kommen scheint. Der Kampf der Geschlechter, der Ekel am Weibe, das Sphinxhafte am Weibe, der größte Theil der berühmten sexuellen Problemliteratur unserer Zeit — er ist mit sehr wenig Ausnahmen noch in keine anderen Tiefen vorgedrungen, als in die, aus denen der im Dichterbarbaren oder Barbarendichter wohnende Dekadent seinen galligen Pessimismus schöpft, d. h. er ist stecken geblieben in der sehr persönlichen Begrenztheit mitten in einem schwierigen Uebergangsprozeß

stagnirter, mit maniakalischen Mißgriffen ins Leben tastender Individuen.

Zwischen dem Barbaren und dem Dekadenten, diesen beiden Typen, die die Majorität der Gegenwartsmänner bilden, ist nun jener Frauentypus vorgeschoben, von dem vorhin die Rede war, und in dem das Weib seine bisher höchste Individualisirung erreicht hat Eine gefährliche Vervollkommnung, durch die diejenige, in der sie sich vollzogen hat, in zwiefacher Weise isolirt wird — der Masse der Frauen gegenüber, von der sie sich doch nicht lösen kann, und der Masse der Männer gegenüber, zwischen denen sie bestimmt ist zu leben, und von denen ihr Schicksal entschieden wird. Das Weib dieser Gruppe wird von der oberflächlichen Beobachtung zunächst an seiner Intelligenz erkannt. Sie hat nicht wie die Détraquée, einen scharfen Blick und ein rasches Urtheil blos in Kleinigkeiten und jene aushorchende Verschlagenheit, durch die diese sich eine Position und einen unkontrollirbaren Einfluß zu schaffen weiß — sie hat wirkliche Weite des Blicks, eine Klugheit ohne Hinterlist, die Geradheit des Stolzes, kein launisches, aber ein heftiges Temperament und die Souveränetät des guten Selbstgefühls. Aber diese Eigenschaften sind Steine auf ihrem Wege. Es ist etwas Schweres, Distinktes an dieser Weibgattung — etwas von der

unproportionirten Wirkung großer Linien in der Trivialität des Alltags. Die Bummeligkeit, Zufälligkeit und Duselei des Durchschnittslebens wird unangenehm durchsichtig, wo sie erscheint — die Zufälligkeit und Duselei aber ist das Alltagselement des Dekadenten, und darum verträgt er diesen Frauentypus nicht, dessen seelisches Schwungbrett die unbewußte Initiative ist. Der Dekadent hat eine ewige Sehnsucht nach dem Weib dieser Art, er sucht es beständig, wie er beständig den Punkt sucht, wo das Alte und Neue, die Fruchtbarkeit und die Verfeinerung eins sind, aber wenn er es getroffen hat, so hält er es bei ihm nicht aus; er fühlt sich steril bei diesen Frauen ohne Spiel und voller Concentration, und er gleitet von ihnen ab, gallig und anklägerisch. Und auch ihr eigenes Wesen weigert sich mit dem Dekadenten in eins zu verschmelzen, als fürchte es dadurch aus einer langen Wandlungsfähigkeit in einen plötzlichen Stillstand versetzt zu werden. Der Barbar aber, zu dem sich diese Weibgattung als zu einer lebensstarken Vorväterform lebhafter gezogen fühlt, erwidert diese Anziehung fast nie. Liegt es darin, daß er sich in seiner Mannheit durch die relativ höhere Gehirnthätigkeit dieser Frauen abgestoßen fühlt, oder ist hier die Entwickelungsdistanz zweier ungleichartig-gleichwertiger Potenzen hinderlich — für alle Fälle über-

wiegt dieser Gattung Frauen gegenüber das seelische Mißvergnügen in ihm den sexuellen Reiz und hindert jenes Zusammenwachsen, das die Liebe ist. Schließlich unterliegen diese Prozesse um so eher allen möglichen unkontrollirbaren Hemmungen, da sie sich um so vollständiger unter der Bewußtseinsschwelle abspielen, je schwebender und unklarer in sich und unverstandener nach außen hin dieser Frauentypus noch ist.

Denn er ist noch so vollständig ein Werdetypus — eine Differentierung in ihren Anfängen. Er ist zugleich jenes wunderliche Wesen, das wir jetzt überall in dem Rufe nach Frauenrechten laut werden hören; er ist in der Erziehungsmanie unserer Damen aus den höheren Kreisen sowohl, wie in dem Andrang des Weibes nach den Universitäten; er ist in der grande Amoureuse, jener seltenen Erscheinung, ebenso vorhanden, wie in der immer häufiger werdenden und noch so wenig beobachteten und definirten Cérébrale.

Und in dem, was diese beiden französischen Ausdrücke bezeichnen — denn für derlei Unterscheidungen ist unser liebes Deutsch noch allzu schlicht — in dem, was diese beiden Ausdrücke bezeichnen — wenn wir nun noch die Détraquée als Gegenstück dazu nehmen — haben wir einige Grundlinien zur Psychologie der modernen Frau.

Die grande Amoureuse ist nicht eine Differentierung von heute. Sie ist eine höchste Potenzirung des Weiblebens, die sich, seit es eine abendländische Cultur gegeben, immer von Zeit zu Zeit herausdifferentiert hat aus der Masse. Sie ist eine Culturerscheinung. Sie ist nicht blos die eruptive Impulsivität der weiblichen Hingabe, sie ist aufs Höchste verfeinerte Natur, Natur gewordene Cultur, sie ist in einem gewissen Sinne das Weib-Genie, ja, sie ist vielleicht das einzige Weib-Genie, das es giebt. In ihr sind alle die passiven Weibeigenschaften: Liebesbedürfniß, Hingabe an den Mann, reflexives Verständniß, Treue, Fürsorge, Ergebenheit, gewissermaßen aus dem Rückenmark hervor und in eine Verbindungskette mit dem Gehirn getreten, und ihr ganzes Wesen ist so von vitaler Energie durchglüht, daß man gleichsam das rothe Blut, die Lebensessenz selbst, in ihr schimmern sieht, wie wenn man eine Frauenhand vor's Licht hält. Die grande Amoureuse hat noch eine andere und für sie nicht weniger centrale Eigenschaft. Sie ist auch ein vorzüglicher Kopf. Sie repräsentirt die Blüthe der weiblichen Intelligenz und geistigen Verfeinerung ihrer Zeit, sie ist, wo sie erscheint, gewöhnlich eine Verkörperung des höchsten Weibintellekts. Ihre dritte charakteristische Eigenschaft ist die warme, volle, nährende Leidenschaft, die sie um den Mann

herumschlägt, hegend, aber nicht sengend, gleich jener Wärme, in der die Mutter die empfangene Frucht austrägt. Es ist in der Liebe der grande Amoureuse — im Gegensatze zu dem dürren Lechzen der Détraquée — immer viel von dem schmerzlichen Zittern der Mutter um ihr Kind; es ist eine Liebe ohne den Hochmuth und ohne die Sattheit des Besitzes, eine Liebe ohne Sattheit und Sättigung, eine Liebe der uneingeschränkten Hingabe, der intellectuellen Ergebenheit und des psychischen Elans reichlich so sehr wie des physischen Genusses; eine Liebe, in der das Physische sich unverkürzt in seelische Schwingungen umsetzt; endlich eine Liebe von langer Dauer, eine Besessenheit von einem Mann ohne Intervalle der Leere und Ermattung.

Das, was die Liebe der grande Amoureuse völlig von der Liebe der Détraquée unterscheidet, das ist die Abwesenheit von Hysterie. Die grande Amoureuse ist der mit Hingebung tragende Organismus, wie die Détraquée der mit Unwille tragende Organismus ist. Jene streckt sich nach Inhalt und nährt den empfangenen groß, diese saugt an dem Mann, aber sie nimmt ihn weder seelisch noch intellectuell als ihren Inhalt in sich auf.

Es giebt noch einen dritten Typus und er steht in

der Gegenwart in der Phalanx der Frauen an vielen Orten im Vordertreffen. Er ist schwerer zu fixiren als jene beiden, denn er ist ganz schwankend, herb und doch verschwommen, ausgeprägt und doch unfaßbar. Nach der einen Seite steht er schon an der Grenze zum Männlichen, nach der anderen Seite hat er etwas von der grünen Unreife eines gescheidten, altklugen Kindes Er hat Eigenschaften, die zu den Grundlinien der grande Amoureuse zu gehören scheinen, und diese selben Eigenschaften wachsen doch bei ihm bis zur Geschlechtslosigkeit aus.

Dieser Typus ist die Cerebrale.

Was la cérébrale mit la grande amoureuse gemeinsam hat, das ist die konstantere, geregeltere Gehirnthätigkeit, wodurch sie sich sowohl von la détraquée, wie von den übrigen durchschnittlichen Weibtypen unterscheidet.

Es giebt Frauen in der Gegenwart, von denen ich die Vermuthung hege, daß sie zur grande Amoureuse veranlagt, unter dem Drucke ihres Milieus und unter der Hemmung ihrer natürlichen Ansprüche sich in Cerebrale verwandelten. Der Uebergang vollzieht sich auf Grund einer ganz weiblichen Eigenschaft: ihrer scharfen Beobachtung, und auf Grund eines ganz weiblichen, allgemein weiblichen Defects: ihres Mangels an Lyrik.

Allerdings haben die Worte, deren ich mich als der einzig vorhandenen bedienen muß, um das noch Unformulirte zum Ausdruck zu bringen, einen Doppelsinn. Die Franzosen pflegen sie ausschließlich auf die Aeußerungsart der Liebe anzuwenden. La grande amoureuse bedeutet ihnen nicht mehr, wie im ancien régime, die schrankenlose Hingabe, das, was Stendhal l'amour passion nannte, sondern die Unersättlichkeit in der Liebe; la cérébrale ist für sie das Weib mit dem kalten Herzen und dem heißen Kopfe, das Weib, deren geschlechtliche Sensibilität durch Gehirnreize ausgelöst wird, die aus Gründen liebt. Unter la détraquée verstehen sie die, nicht in den groben, aber doch in den feinen Formen und verhüllten Anläufen zur Perversität Liebende. Diese Auslegungsart der drei Worte hat etwas lokalisirt Pariserisches, etwas durch den Sprachgebrauch Hineininterpretirtes, durch die Rassedisposition Bedingtes, das sie verlieren, sobald man sie auf einen breiteren und allgemeineren Boden verpflanzt. Und auf diesen allgemeinen Boden muß ich sie hinüber haben, sobald ich die gewöhnlichsten Formen der Differentierung des modernen Weibes überhaupt festzuhalten versuchen und für die späteren Untersuchungen eine Basis gewinnen will. Damit das aber geschehen kann, muß ich sie schon vorher des Nebensinns, den der Pariser Esprit hinein-

getragen, entkleiden, und auf ihre erweiterte, die ganze Weibnatur in allen ihren Aeußerungsformen ausdrückende Bedeutung hinweisen.

Die Cerebrale ist unter den „denkenden" Frauen ein sehr häufiger Typus. Sie ist die kluge, kühle, untadelige Gattin mit der Atmosphäre von Distinction, Reinheit und Reingewaschenheit um sich herum. Sie ist das junge Mädchen mit dem unsinnlichen Ausdruck in den klaren, offenen, freundlichen Zügen. Sie ist die Wittwe, die nach dem Tode des Gatten sich verjüngt, heller, graziöser, glücklicher aussieht und doch keinen Schritt über die Grenze der Wittwenschaft tritt, sie ist das reife Mädchen mit dem stummen Blick, der nicht erwidert, während der Mund gute und gescheite und selbst vorurtheilslose Dinge sagt; sie ist die Dame als Mutter, die ganz aufgeht in erzieherischer Vorsorge für ihre Kinder und in dem Gatten zumeist nur den Vater und den Träger einer Stellung in Betracht zieht.

Es ist die Cerebrale, die wir treffen, wo wir der guten, klugen Frau begegnen, der Frau mit der noblen Geradheit, mit der ruhigen Sicherheit, mit dem Blick den der Mann fürchtet und der den Mann beherrscht, mit dem treffenden Urtheile, mit der impulsiven Menschenkenntniß, über die gescheite Männer sich so oft verwundern und auf die sie sich noch öfter verlassen —

es ist alles die Cerebrale — — — oder ist es die grande Amoureuse?

Vielleicht ist es auch die grande Amoureuse, — die grande Amoureuse, die niemals liebte.

Es geht durch unsere Zeit ein Zug des entrüsteten Erstaunens, daß das Weib nicht mehr liebt. Das moderne Weib kann nicht lieben. Oder was darunter verstanden wird: es kann sich nicht vergessen, nicht das Bewußtsein seiner selbst verlieren, sich nicht hingeben in einer Extase, sich auch nicht unterwerfen. Ja, das Weib liebt nicht mehr, sondern das Weib denkt und das Weib urtheilt. Es hat immer Gegengründe. Das Weib ist kritisch geworden.

Leider, es ist so. Das Weib denkt mit den Werkzeugen, die ihm gegeben sind; es denkt mit dem Rückenmark, es kritisirt mit den Nerven, es urtheilt mit dem Geschlechtsempfinden. Das sind drei gut justirte und zuverlässige Waagen. Da aber das Weib, um eine Cerebrale zu sein, auch eine genügende und sehr wohl angeschlagene Bildung genossen hat, so ist sie fähig, dem Stande ihres Instinctbarometers immer in der Terminologie des Höhepunktes unserer gegenwärtigen Bildung Ausdruck zu geben.

Denn die Cerebrale trifft man nicht wie die Détraquée in allen Klassen; die Cerebrale ist immer die Blüthe

unserer Bildung, sie hat immer eine Verbindungskette zwischen dem Rückenmark und dem Gehirn.

Nur daß vielleicht die Gehirnfunctionen des Weibes im Rückenmark ausgelöst werden.

Das Weib das liebt denkt mit dem Gehirn des Mannes den es liebt. Ich weiß nicht, ob das früher so war, aber jetzt ist es so. Die Cerebrale aber ist das Weib, das, so gut es geht, mit seinem eigenen Gehirn zu denken versucht.

Obgleich es Weib ist, obgleich es seinen intacten Instinct und sein intactes Geschlechtsleben hat — es versucht doch mit seinem Gehirn zu denken.

Warum thut das Weib das?

Weil es keinen Mann hat, mit dessen Gehirn es denken kann.

Oder weil es sich über den Mann stellt, den es hat.

Je zerfahrener und ungleichartiger eine Cultur ist, desto mehr erschwert sie der Frau die Liebe.

Jede Cultur ist Erziehung zu einer bestimmten Form von Fühlen und Handeln.

Nun hat man schon seit fast einem Jahrhundert das Weib nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich, psychisch, physisch, zu einer Scheinweiblichkeit zu erziehen gesucht.

In Folge dessen ist die Liebe immer weniger der

blinde Trieb geworden der das Weib unbedingt und uneingeschränkt dem Mann zuwirft. Für das heutige Culturweib ist die Liebe keine Zwangshandlung mehr. Es ist durch seine „Bildung“ durchsättigt mit allerlei Männergedanken und dadurch hat es etwas vom Urtheile des Mannes, von der Kritik des Mannes über den Mann in sich aufgenommen. Es hat dazu seine eigenen Instinctwerkzeuge, und an diesen Fühlhörnern — sagen wir nun an denen seines Intellects, oder seines Geschlechts — empfindet es sehr bald, welcher Mann überhaupt blos auf dem Niveau steht, wo für sie der Mann und die Liebe erst anfangen kann.

Unsere gegenwärtigen Culturverhältnisse sind so, daß das Weib sich immer nur frei von etwas, aber nicht frei zu etwas zu fühlen vermag; — und welcher, selbst von unseren vorgeschrittensten und verfeinertsten Männern, würde dem Weibe die Enthüllung seines ganzen Wesens ohne eine unangenehme Betroffenheit einräumen? Das Weib, das sich so zeigt, wird ihm fremd; denn er hat in seinen Nerven das Gedächtniß aller der Vorschriften, die in Literatur und Kunst und Leben über das wahre, echte und zulässige Weibsein gemacht worden sind.

Es ist der Mann, der aus dem Weibe macht, was er will, denn der Mann ist die große Sicherheit des

Weibes. Da der Mann sie nicht will, darum sind die grandes Amoureuses jetzt so selten.

Und da das Weib unfrei ist und der Mann unfrei ist, und die große, stolze Freude, die roth und warm ist, wie gegen das Licht durch die Adern schimmerndes Blut, von keinem gekannt wird in diesem Geschlecht der Lectüre und der Erwerbsjagd, darum sind jene stillen Frauen mit dem Cultus des Mannes, die jetzt die grandes Amoureuses repräsentiren, so verkümmert, wie die weißen Palmblätter, die zu Ehren des römischen Osterfestes in einem künstlichen Dunkel aufgezogen werden.

Die Cerebrale ist das Weib mit dem schon individualisirten Geschlechtsinstinct, das sich nicht auf Gnade und Ungnade ergiebt, das sich eventuell — wenn es nicht den findet, dessen es bedarf — gar nicht ergiebt. Diese Differentierung läßt sich nicht veranschaulichen, außer an einem lebendigen Beispiele, und es fügte sich so, daß während ich hieran schrieb, ein solches Beispiel mir in die Hand fiel.

Sie war die vollendetste Repräsentantin der Cerebrale, die man sich denken kann, sie war die Verkörperung des verstandesklaren Culturfrauenthums.

Sie fing an wie tausende begabter und nach den Begriffen unserer Zeit sorgfältig gebildeter junger

Mädchen der höheren Bourgeoisie. Ihr Vater war ein hervorragender Schulmann, ihre Brüder waren Professoren. Sie besuchte ein als vorzüglich bekanntes Mädcheninstitut und machte darauf noch einen besonderen Ausbildungscursus als Lehrerin durch, die gewöhnliche Form, mit der in unserer Zeit in den höheren Kreisen die Zukunft der begabten, unbemittelten Tochter gesichert wird. Dann begann jene seltsame, beunruhigende Zeit des Wartens, ein Warten ohne Ziel und ohne Inhalt, das jedes junge Mädchen gekannt hat. Man kommt auf Bälle, die Einen enttäuschen, man geht in Gesellschaften, die Einen anöden, man nimmt Theil am Familienverkehr, der Einen leer läßt. Ueberall erwartet man etwas zu finden und überall findet man nichts. Man ist erwachsen und man horcht nach den Wellenschlägen des Lebens. Die sind weit, weit draußen, da, wo man nicht ist — da, wo man ist, sind sie nicht. Man hat viel gelesen in Büchern der Dichter und in Blättern der Geschichte von dem großen Glück, das über das junge Weib kommt, wie der Dieb in der Nacht, und man wartet auf diesen Dieb mit heißen Augen und verhaltenem Athem, aber er kommt nicht. Nach einer Weile wird der Blick matt und der Athem schwächer und das junge, eben erwachte Weib schläft gleichsam ein. Ein junger Mann und vielleicht noch

ein junger Mann aus dem Bekanntenkreise macht sich heran; — ach Gott ja, den hat man schon damals gekannt, als ihm noch die Nase troff, oder man hat hinter der Thür gesessen, wenn er Privatstunden hatte und nichts begriff, was man gleich capirt hatte und ihm längst hätte vorsagen können. Es regt sich doch was in Einem, wenn diese Jünglinge kommen, man weiß nicht was, und eine Weile ist man ganz aufgemuntert. Aber dann kommt es Einem so läppisch vor, und wieder nach einer Weile sieht man ohne Kummer, wie diese Jünglinge sich anderswo versuchen. Man näht und stickt und spaziert und wirthschaftet, ist gute Tochter und wohlerzogene Dame, aber man fühlt sich immer mehr im Leeren, in einem Raum ohne Luft, es ist Einem als ob man abstürbe, und dann und wann fährt man auf in einem angstvollen Zweifel, ob man noch lebe, ob das nicht alles Spiegelfechterei sein könne und man gar nicht *da ist*. Die Surrogate des Lebens: moderne Toiletten, Mutters Küche und Vaters Weinkeller, die Curmachereien von ein paar Salonlöwen, die durchschimmernden Absichten eines vorsichtigen, trockenen ernährungsfähigen, „rechtschaffenen Mannes" — man verachtet das Alles. Unterdessen kommt der erste Wendepunkt des Frauenlebens, das zwanzigste Jahr. Man stutzt und besinnt sich. Die erste Jugend ist vorbei, ver-

strichen wie eine verschlafene Nacht, ohne auch nur einen Anhaltspunkt für die Erinnerung. Man sieht vorwärts. Nichts Anderes! Da kommt etwas über das junge Mädchen, als ob es sich selbst bei den Ohren aus sich hervorziehen müsse, als ob es sich durch etwas vor sich selber wirklich machen müsse. Das, wodurch das Weib vor sich selbst wirklich wird, ist der große Weckakt der vollzogenen Liebe. Aber davon weiß ein wohlerzogenes und jungfräuliches junges Mädchen gar nichts. Und das, was das junge Weib aus sich heraufziehen möchte und nicht fassen kann, das gleitet und gleitet tiefer hinab und verschwindet; — die süße unklare Erwartung verschwindet. Die erste Enttäuschung ist da. Und nun setzt sich das junge Mädchen hin, um zu schreiben.

Sie schreiben alle, die intelligenten jungen Mädchen, offen, oder im Geheimen. Sie schreiben, um sich einen Inhalt vorzuspiegeln, während der dichtende Mann schreibt um einen wirklichen oder eingebildeten Inhalt aus sich herauszuwerfen. Das schreibende junge Weib wie der schreibende junge Mann sind beide zwei Unbefriedigte. Aber das Weib schreibt um etwas zu haben, der Mann schreibt um etwas loszuwerden. Und allmählich deutet sich das schreibende Weib seinen Mangel in eine Tugend um. Es war liebesbegierig

— jetzt wird es wißbegierig; es fängt an zu lesen, es erwirbt sich einen äußeren Inhalt, da es keinen inneren hat, und das Schmachten des Weibes in ihm fängt an zu verstummen und zu erlöschen.

Es lebt sich nun leichter. Kommen noch äußere Umstände hinzu: die Unlust der Daheimgebliebenen von den Eltern abhängig zu sein, oder das Pochen der Eltern darauf, daß die Auslagen für ihre Erziehung umsonst gemacht seien, dann läßt sie drucken, was sie schreibt. Das erste Geld, ohne die Demüthigungen der eigentlich weiblichen Berufe erworben, giebt ihr eine Illusion von Freiheit. Sie glaubt, daß sie auf dem Wege ist, Herrin über sich selbst zu werden, sie fühlt sich unbewußt als Weib verkannt und unterschätzt und sucht sich irrthümlich als Intellect darüber auseinander zu setzen. Und sie schreibt weiter und ihre Stimme klingt lauter und sie wird bemerkt und ihre Selbstschätzung steigt.

Das ist der psychologische Verlauf, wie eine Reihe Frauen im letzten Viertel dieses Jahrhunderts zu Schriftstellerinnen wurden.

Die Schriftstellerin ist ein vorzügliches Material zur Psychologie der Frau. Denn sie kann nicht umhin zu verrathen — jene Prozesse der Weib- oder Nichtweibwerdung, wie sie sich auch stelle, zu verrathen, — die

bei den anderen Frauen immer verhüllt und schwer erkennbar bleiben.

Wovon aber handeln die meisten Bücher der schreibenden Frauen? Sie handeln von der Stellung der Tochter in der Familie, von dem Anspruch des Weibes ans Leben, der mädchenhaft unklar und vorsichtig meist als ein Anspruch der Künstlerinnatur an die Kunstausübung formulirt ist, von dem Unrecht der Ehe, in die ein frisches lebenskräftiges Mädchen mit einem garnicht frischen und regsamen Mann gesteckt wird. Sie handeln alle von dem Surrogat, das der Engländer Stuart Mill — man muß ein Engländer sein, um das zu können — dem modernen Weibe statt des Rechts an Liebe gegeben hat — — sie handeln von dem Recht des Weibes an Freiheit.

Diesen Weg nahm auch die, von der ich hier rede. Es war ihre erste, ganz allgemeine und typische Phase.

Nach einer Zwischenzeit trat sie wieder mit etwas hervor — einigen Bändchen Schilderungen aus der Gesellschaft. Sie waren geschrieben, wie eine kluge, erfahrene, desillusionirte, lebhafte Dame erzählt. Ihr Reiz und Vorzug bestand darin, daß sie *gesprochen* waren. Diese Gabe zu sprechen, anschaulich, witzig, charakteristisch, mit einem scharfen Sinn für die kleinen, entscheidenden Details zu sprechen, ist begabten Frauen

viel häufiger eigen als hervorragenden Männern. Ein gut Theil einer guten Schilderung ist immer Medisance. Darum verfügen die Frauen und die sogenannten „guten Erzähler" über sie, von denen letztere als Geister meist ein passables Mittelmaß bezeichnen.

Sie wurde nun wirklich bemerkt. Sie hatte dreißig Jahre gewartet, sie hatte geheirathet, es hatte sich noch immer das große Ereigniß in ihrem Leben nicht ereignet. Sie hatte Alles erlebt, was eine Dame erleben kann, sie hatte in der guten und besten Gesellschaft gelebt, und die gute und beste Gesellschaft war ihr abgeschmackt, lächerlich, barbarisch vorgekommen. Besonders die Männer der guten und besten Gesellschaft kamen ihr so vor. Je besser die Gesellschaft war, je früher waren die Herren kahlköpfig, abgelebt oder nüchtern. Sie hatte Ehen schließen und Ehen brechen und Liebe kommen und vergehen sehen, und es schien ihr immer nur eine kurze Lust und eine lange Lauheit, und sie war selbst immer cerebraler darüber geworden.

Als nun die dreißiger Jahre sich neigten, da faßte sie ein dumpfer Zorn, ein wahrer Reformatorzorn. Es war alles faul, am faulsten waren die Männer. Diese Art grollender, in ihren Ursachen den meisten Frauen unklarer Indignation pflegt sich meist in geschlechtlicher Kälte, in Unnahbarkeit für den Mann zu äußern. Auch

sie zog sich vom Eheleben zurück. Von nun an wurde sie immer cerebraler, immer mehr Richterin, ihr Stil immer kälter. Damit hätte sie sich noch wenig von der Gemüthsverfassung unserer Mütter unterschieden, wäre nicht die Frauenbewegung hinzugekommen.

Die Farben und der Ton in ihren Büchern wurden nun wie die Farben und der Charakter ihrer Kleidung immer grauer, mürrischer, hochhalsiger. Ihr Witz wurde scharf, ihr Humor säuerlich, das Moralpredigen nahm überhand. Sie verschmähte es als Weib zu wirken, ihr Ehrgeiz wurde, sich als Intellect durch die Kraft ihrer Argumente und als Mensch durch die Kraft ihrer Ellenbogen hervorzuthun. Sie suchte die geistigen Freundschaften, sie debattirte mit Fachmännern über nationalökonomische und sozialwissenschaftliche Fragen und verfocht ihre Ansichten mit Nachdruck und Selbstvertrauen, aus ihrer „Dichtung" verloren sich die letzten warmen Töne und die runden Linien, sie wurde nüchtern wie eine Kathederabhandlung.

Bis hierher war es ein Prozeß, wie er sich in weniger scharfen Formen in tausenden von Frauen vollzieht, und den man, unphysiologisch genug, als die Abkühlung der reiferen Jahre zu betrachten und für passend und in der Ordnung zu halten pflegte. — Wieder verging eine Zeit. —

Sie reiste viel und fing an Toiletten zu machen. Alsbald lief auch ein Gerücht um, daß sie verliebt sei, man bezeichnete als den Mann, der diese Veränderung hervorgebracht, einen Sportsmenschen mit den neuesten Körperübungsgrundsätzen, und die Damen, die sie vorher als ihr Vorbild bewundert, kolportirten und kommentirten nun eifrig diese neue Phase. Es schien aber doch nichts weiter daraus zu werden als ein Roman. Dieser Roman handelte von der eventuellen Möglichkeit einer Liebe zwischen einem geistig und moralisch voll entwickelten hochbegabten Weibe, einer unabhängigen Künstlerin, und einem sehr starken, jungen, intellectuell nicht bedeutenden Manne. Es erwies sich jedoch als — auf die Dauer — nicht möglich. Die Cerebrale fand, daß das Minus größer war als das Plus, die Enttäuschungen größer als der Gewinn.

Nun aber kam der Umschlag, — die unterdrückte Natur ließ sich nicht länger bändigen. Sie hing sich an einen dürren, nüchternen Verstandesmenschen aus kleinen Verhältnissen, der aber doch die zwei nöthigsten Eigenschaften hatte, — sein eigenes Verlangen und Erwiderung für ihre Gefühle. Seine Jugend gab ihr die täuschende Vorstellung von Wärme, sein Entgegenkommen verklärte ihn zu einem geistig und körperlich bewundernswerthen Manne. Sie sah ihn nicht wie er

war, — sie sah ihn nur, wie ihr ewig getäuschter Anspruch ans Leben ihn dichtete; sie hob ihn über sich empor und ordnete sich ihm unter, wie sie es einst in ihrer Jugend dem wirklich überlegenen Manne gegenüber gethan haben würde; sie zeigte sich stolz mit ihm überall, als hätte sie den ersten Preis im Wettkampf der Weiber errungen; sie konnte ihr Glück nicht sichtbar genug werden lassen. Und das Kind, das sie — schon in der zwölften Stunde — ihm gab, war schön, gesund und stark wie von Eltern in ihrer Blüthe. Die grande amoureuse hatte sich aus der Cerebrale hervorgearbeitet und ihre einzige Leistung als Weib war nicht die von zwei verkümmerten Menschen, sondern die Frucht ihres Urfonds, ein blühendes Kind der Liebe.





IV.

Der Schrei nach Glück.

Es ist eine allgemeine Zeitforderung: Wir wollen glücklich sein!

Diese Forderung trat — soweit wir auf eine Cultur zurückblicken können — niemals so unbemäntelt hervor. Sie wurde immer in etwas eingekleidet, meist in eine religiöse Form. Das Christenthum, das noch allen Seiten unseres Lebens und unserer Moral seine Gestalt aufprägt, verlegt alles mißklanglose Glück ins Jenseits und macht alles jenseitige Glück zugleich zu etwas Unindividuellem, Unpersönlichem, bei den Mystikern zu einem Aufgehen und Untertauchen in die Allseele. Bei unseren alten Culturonkeln, den Griechen und Römern, gab es nur eine Form für das persönliche Glück —

den Genuß, die Sensationen. Da der Genuß nicht anders als persönlich und die Sensationen nicht anders als individuell empfunden und bestimmt sein können, so fiel der Individualismus bei ihnen mit ihrem sogenannten Verfall zusammen. Die Griechen wurden Individualisten mit dem Beginn ihrer staatlichen Auflösung, die Römer mit dem Beginn ihrer sittlichen Auflösung. Das geht uns übrigens garnichts an. Denn was die Alten auch mit demselben Wort wie wir nennen, ist doch qualitativ ganz von dem verschieden, was wir als Gefühlsschwingung mit diesem Worte ausdrücken.

Auch wir suchen Genuß und Sensationen. Die Menschheit hat nie etwas Anderes gethan; sie hat in ihrem eigenen bewußt-unbewußten Bewußtsein nie einen anderen Daseinszweck gehabt. In diesem Jahrhundert aber ist etwas ganz Neues hinzugekommen, etwas, das sich nie früher so offen bekannt hat, sich nie so protzig forderungsvoll aufgepflanzt hat; das ist der Anspruch: Wir wollen glücklich sein!

Das ist etwas Anderes, als der alte, intermittirende, brüllende Drang nach Genuß und Erregungsreizen, der dann zusammenfällt und still liegt und sich in langen Zeiträumen der Starre jedes Joch aufhalsen läßt. Das ist etwas stets Waches, etwas Integrirendes, etwas, was sich durch keine momentanen Befriedigungen be-

täuben läßt, etwas, das etwas Ganzes, etwas Constantes, einen dauernden Zustand verlangt und ganz wache, gewordene Persönlichkeiten voraussetzt. — Ich will glücklich sein! Das ist der Ruf des Individualismus. Darum ist er auch nie früher erhoben worden. — Glücklich zu sein — das fiel unseren Großvätern und Großmüttern auch garnicht ein zu verlangen, ihr Lebensanspruch formulirte sich noch so: man muß Gott danken, wenn man nicht unglücklich wird. Das Unglück also war für sie das Positive, das Glück etwas Negatives, das nur von Zeit zu Zeit flüchtig Körper annahm in einem Glücksfalle, und der alte Gesangbuchdichter, der sein Urtheil dahin abgab:

> Ist nicht ein ungetrübtes Glück
> Viel schwerer oft zu tragen,
> Als selbst das widrige Geschick,
> Bei dessen Schlag wir klagen?

Was verbarg sich hinter den frommen Worten bei ihm anders, als daß er das „ungetrübte Glück" als das langweilige, in der Einförmigkeit seiner Continuität als das Sensationslose ansah, während das „widrige Geschick" den nicht zu unterschätzenden Vorzug der Erschütterung, der Sensationsauslösung hatte.

Was diese Auffassung und die Auffassung der Vorzeit überhaupt zur Voraussetzung hatte, das waren

die brutalstarken Sensationen, die brutalstarken Genüsse, das Starke, Massive, Uebergangslose überhaupt. Wie sie nur Augen für die starken, ungebrochenen Farben hatte, so hatte sie nur Sinne für die starken, explosiven Erregungen. Von allen feinen Uebergängen, von dem unendlichen, unablässigen Wechsel in einem Zustande wußte sie nichts. Auch die Dichter wissen davon noch wenig, denn sie schildern auch noch immer die innere Dauerlosigkeit des Glücks, seine Hinfälligkeit durch seine Monotonie. Aber das dauernde ist nicht das Immergleiche, es ist ein immerwährendes, unendlich nuancenreiches Anderssein darin, eine stete Veränderung wie Lichtgeflimmer auf einer Wasserfläche. Das Dauernde auch als das Stabile aufzufassen, das ist Masseneinsicht; sich der unendlichen Abtönungen eines Zustandes bewußt zu sein, das ist physiologisch sich erkennendes Individualgefühl.

Die Sehnsucht nach dem Glück, dem ganz persönlichen, individualisirten, nuancenreichen, dauernden Glück, spielt ihre Hymnen jetzt an der Neige dieses scheidenden Jahrhunderts in Millionen Seelen auf dem tiefen tönenden Resonnanzboden der Glücksdauerbarkeit. Und wie immer eine allgemeine, breite Schwingungswelle der Einzelschwingung vorangeht, so ist die Ahnung von der Haltbarkeit des Glückes schon in Millionen Ge-

müthern zu einem Wellenberge aufgestiegen, ehe sie sich in einer einzigen Dichterseele gebrochen hätte und in einem hohen Liede des Lebens im Glücke ausgerollt wäre.

Dieser Begriff vom Glück, der sich nicht deckt mit dem Begriff Genuß und Sensationen, geht jetzt durch alle Klassen und Stände und Geschlechter und überall, wo er hinkommt, bedingt er einen Zustand nagender Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen und deprimirter Lebensenergie. Er ist das Verlangen nach Einheitlichkeit, das anprallt an lauter Stückwerk und Flickwerk, und niedergeschlagen zurückfluthet. Der Drang nach Glück ist die Quelle des Lebensekels, — die Aussichtslosigkeit, sich ein einheitliches Dasein zu schaffen, treibt Tausende in den Selbstmord. In dem Drange nach dem Glückszustande prägt sich ein individualisirtes Innenleben aus, das früher unbekannt war, ein verpersönlichter Seelengehalt, den wir nicht eher, als am Schlusse dieses Jahrhunderts antreffen. Früher war das Leben eine Jagd nach außen mit vielen Abenteuern und Ereignissen, oder ein seelischer Halbschlaf mit automatischen Verrichtungen; das Letztere war besonders das tägliche Leben der Frauen. Jetzt drängt der Mann nach einem inneren Zusammenhange seines Ich, nach einer continuirlichen Befriedigung seiner Persönlichkeits-

totalität, nach einem dauernden, stilleren, nuancirten Sichinsichselbstbehagen, und daraus entsteht das Verlangen nach dem Glückszustande. Und da auch immer das Weib sich dem Manne auf den Fersen und in seine Fußstapfen differentiert, so entsteht auch in ihm, in immer breiteren wachsenderen Massen, das Verlangen nach dem Glückszustande.

Denn Mann und Weib leben jetzt mit einer täglichen Intensität.

Ich meine, daß das von allen Zeiterscheinungen die interessanteste, wenn auch die am schwersten festzuhaltende ist. Sie läßt sich nicht anders greifen, als in Einzelfällen, und aus der Häufigkeit der Einzelfälle läßt sich allein ein Schluß ins Allgemeine thun. Die Menschen lebten sonst nicht täglich intensiv. Wir können das bei den älteren Generationen, bei der Landbevölkerung, beim Bureaukratenthume &c. beobachten, in welchem Zustande von Halbwachsein, in welcher mechanischen Schlafwandlerei die täglichen Verrichtungen und das tägliche Leben abgemacht wird. Und eine Aeußerung dieses Zustandes ist es, daß, wenn etwas hapert und die Maschinerie der täglichen Verrichtungen durch eine äußere Zufälligkeit ins Stocken geräth, der dadurch aus seinem psychisch-intellectuellen Schlummer Geweckte, ganz wie der aus dem wirklichen Schlaf Geweckte, durch

einen Aergerausbruch reagiert, oder rathlos stiert. Das Sichselbstempfinden solcher Menschen ist für sie nur eine Festmahlzeit, für Andere ist es das tägliche Brot. Sie tragen mechanisch und fast bewußtlos die gewohnten Bürden; es kommt nicht darauf an, wie schwer sie sind, nur daß sie gewohnt sind; während der neue Mensch mit seiner entwickelteren Sensibilität nicht anders kann, als wach und persönlich gegenwärtig zu sein in seinen persönlichen Verrichtungen und Lasten.

Daher die sich vollständig verändernde Auffassung in dem Begriffe von Genuß und Sensationen. Und daher ist dem Geschlecht dieses Jahrhunderts, und besonders dem jüngeren, immer weniger mit Genüssen und Sensationen gedient, wenn sie sich ihnen nicht auf dem weichen Polster des Glücks*zustandes* hingeben können. Und was so von Millionen erlechzt wird, das bildete sich aus zur Glückstheorie in der Philosophie und zum angestrebten Glückszustande in Socialismus.

„Das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl", das schrieben die englischen Evolutionisten und Utilisten auf ihre Fahne; das Glück für Alle verspricht der Socialismus.

Und das Glück haben wir nöthig, wo nicht, so sterben wir, antwortet der Chorus der Culturmenschheit. Und durch Millionen Frauen geht der stumme, unbe-

wußte Schrei: Gebt uns das Glück, unser Weib-Sein auszuleben, das ist für uns das eine alleinige Glück.

Laut aber sagen sie: Gebt uns das Recht, uns zu bethätigen.

Ueber das Recht der Frau sind zwei merkwürdige und bekannte Bücher geschrieben worden: Stuart Mills: Die Hörigkeit der Frau, und Bebels: Die Frau und der Socialismus.

Es ist ein gründliches und zuverlässiges Wissen in diesen beiden Büchern — soweit das Wissen eben gründlich und zuverlässig sein kann — es ist ein tapferer Wille zum Guten darin, und der ist ganz unbedingt. Aber was sollen wir Frauen mit diesen Büchern machen? Ach, Gott weiß es, was die Frauen mit ihnen machten. Sie bildeten sich nach ihnen. Sie bildeten sich in ihrer unbegrenzbaren Accomodationsfähigkeit dazu, was von ihnen in diesen Büchern gesagt und geschrieben wurde. Ich habe sie gesehen, gesprochen und mit ihnen verkehrt, dieser Frauen und Frauenrechtlerinnen — die Stuart Mill und Bebel in einem feinen, gläubigen und ach oft so jungfräulichen Herzen eingeschlossen hielten, — sie hatten sich redlich und nach bestem Vermögen zu Nichtfrauen gebildet. Denn eins hatten die beiden berühmten und tapferen Verfasser in ihren beiden berühmten und tapferen Büchern vergessen.

Es war leider die Hauptsache: die Frau! Aber das Weib in seiner schrankenlosen Suggestibilität fällt auf Alles herein: auf den Theoretiker und auf den Agitator und auf den Pedanten. Es ist immer Alles, was der Mann verlangt: Weib oder Nichtweib, ganz wie er es haben will.

Liebe Herren und Führer, macht Euch und uns doch keinen blauen Dunst vor! Eure beiden Bücher sind sehr gute, lehrreiche und fördersame Bücher, nur schade, daß Ihr nichts von uns wißt. Es ist Alles in Euren Büchern da; nur der eine Funke, der dem Manne das Weib und dem Weibe den Mann offenbar macht, ist da nicht. Ihr könnt ja Alles aus uns machen: Hetären und Amazonen, Vernunftmenschen und Heilige, Gelehrte und Blödsinnige, Frauen und Jungfrauen, denn wir fügen uns jedem Druck Eurer Finger, und unsere Natur ist, uns nach Euch zu wandeln. Aber was Ihr auch aus uns macht, wir sind nie dabei so glücklich, oder so unglücklich, wie Ihr es Euch vorstellt. Denn was Ihr als das Glück für uns betrachtet, daß ist nicht *unser* Glück, und was Ihr als unser Unglück anseht, das ist nicht unser Unglück. Denn wenn auch der Mann fast zu allen Zeiten das Weib „unterdrückt" hat, so hat doch das Weib fast zu allen Zeiten über den Mann geherrscht.

Und gerade jetzt, wo die Sensibilität des Mannes

sich in einer bisher unbekannten Weise verfeinert, wo seine Glückssehnsucht zu einer nie gekannten Intensität anschwillt, gerade jetzt ist das Weib für den physisch und psychisch normal beschaffenen Mann mehr als früher ein unentbehrlicher Theil des Glücks. Und gerade jetzt wird das Weib von den Frauenbeglückern zum Kampf gegen den Mann gerufen; oder sie fühlt es doch so und reagirt doch so darauf, als ob sie zum Kampf gegen den Mann gerufen würde. Und das suggestive Weib, das sich von Revolutionären und Pastoren, von Müttern und Tanten, von Ethik und Moral u. s. w. hat leiten lassen, läßt sich jetzt vom Rechte des Weibes und seinem „Antheil an der Oeffentlichkeit" leiten, und während der ganze Drang des modernen Menschen nach intimerer Innerlichkeit geht, drängen die guten „geweckten" Frauen nach vermehrter Aeußerlichkeit.

Das ist der große Mangel dieser beiden Bücher über die Frau. Sie richten ihre Aufmerksamkeit nur auf ihre äußere Stellung. Aber es geht durch unsere Zeit eine Doppelströmung und das beachten sie nicht. Obenauf läuft die scharfe rasche Wasserfurche der socialen und politischen Forderung, des Sichauslebens für einander rasch ablösende Stände und Klassen. Sie kommt aus der französischen Revolution, sie springt als Katarakt in der Befreiung des Bürgerthums der Jahre 1830

und 48 und sie wird in kaum all zu langer Zeit in einem ganz anders mächtigen Katarakt herabstürzen, von dem die Bourgeoisie und einiges Andere möglicherweise weggeschwemmt werden wird. Aber unter dieser Wasserfurche läuft ein warmer Strom aus einer heißen Quelle mit ihr parallel: das ist der Mensch, der sich nicht mehr damit begnügen mag, aufzugehen in politischen und socialen Freiheitsforderungen, der seine kurze Endlichkeit auszuleben verlangt, der den Inhalt des Lebens austrinken, den Glückszustand fangen will — und der nun das Weib, dessen er nicht entrathen kann, sich verständnißlos gegenüber sieht — verdummt, verkümmert, muffig geworden in seinem Gehäuse modriger Anschauungen und Formen, oder auf dem Posten gegen ihn als Rechteforderndе — — und nicht von Stuart Mill, nicht von Bebel ist auch nur mit einer Andeutung der Umstand in Betracht gezogen, daß es sich zwischen Mann und Weib in der tiefsten und entscheidensten Beziehung niemals um Rechte oder Pflichten, Ueber- oder Unterordnung handelt, um Abgrenzungen und Einzäunungen, sondern nur darum, wie weit ihre Naturen in einander verschmelzen und einander befriedigen, oder in einander nicht verschmelzen und einander nicht genießen können.

Davon erst hängen die Palliativmaßregeln für das

Rechts- und Pflichts-, Ueberordnungs- und Unterordnungsverhältniß, und alles Andere ab, womit das Unvereinbare sich gegen einander schützt und wehrt.

Alle Rechtsverhältnisse zwischen Mann und Weib sind Schutzmittel gegen mißglückte Verschmelzungsversuche. Und doch giebt es dagegen keinen Schutz, weil in dieser centralsten aller Fragen das Wahlinstinct zu entscheiden hat, und wo er nicht vorhanden ist, auch das Gesetzbuch nicht helfen kann.

Sie hat eine fast unüberschauliche Vielseitigkeit, die große Hauptfrage zur Psychologie der Frau: die Beziehungen zwischen Mann und Weib. — Da ist die Rassenfrage und die Frage der Rassenmischungen in ihrer Einwirkung auf diese Beziehungen, da sind die Differenzen polygamischer und monogamischer Neigungen, die, wo sie sind, sich sicher nicht durch Moral oder gute Institutionen lenken lassen, da sind die intimsten geschlechtlichen Anforderungen mit ihrem Plus und Minus, da ist die Stärke oder Schwäche der affectiven Seiten, da sind verschiedene Entwicklungsgrade und das ungeheure, unerforschte Gebiet der Atavismen, da sind alle Abweichungen von dem normal functionirenden Geschlechtsleben, da sind — ja, was ist da nicht alles mitwirkend und zugleich so unbekannt, wie Amerika vor seiner Entdeckung —? Alle diese Dinge wären in Be-

tracht zu ziehen in einer Erörterung des Rechtsverhältnisses zwischen Mann und Weib — alle diese Dinge haben es geformt, und alle diese Dinge, in einer ewigen Umwandlung begriffen, ziehen wieder daraus aus und lassen es stehen als ein leeres Gehäuse, — und alle diese Dinge sind garnicht mit in Betracht gezogen, weder von Stuart Mill, noch von Bebel, noch vom kirchlichen oder juristischen Recht.

Stuart Mills und Bebels Bücher, einen schon im Vorübergehen begriffenen Zeitgeist spiegelnd, handeln in ihrer Einseitigkeit nur von einem: der Rechtsstellung der Frau, und kämpfen nur für eins: die Rechtsstellung der Frau, — eine ganz doppelseitige Sache, auf die verhältnißmäßig selten der Buchstabe des Gesetzes, oder die Gesinnung des Gesetzes zur Anwendung kommen kann. Diese Hölzernheit der Verfechter des Neuen, dies paragraphenmäßige Denken, womit sie die Frauen, die auf sie hören, auch hölzern und paragraphenmäßig machen, ist auch ein Vorwurf, und kein kleiner gegen sie. Wir haben schon genug an den Vernunftmännern; sollen nun auch noch Vernunftweiber auferzogen werden, dann wird das Leben zu ledern. Und ganz richtig, überall wo es eine Frauenbewegung giebt — und ich kenne sie nicht zum kleineren Theile — sind es auch Vernunftweiber, die in ihr hervortreten. Die Frauen-

bewegung ist eine neue Art von Pedanterie, denn sie giebt dem Weibe alle möglichen Freiheiten, nur nicht die eine: Weib zu sein.

Der alte Zustand war doch nicht ganz so schlimm, wie er aussah, denn das Weib hatte in ihm in der größten Ausdehnung die Möglichkeit, sich geliebt zu machen. Und der Mann liebte das Weib und konnte seiner nicht entrathen. Daraus entsprang eine Herrschaft, deren Paragraphen nirgendwo gedruckt standen und abgewogen wurden.

Der ganz unpsychologische Ausgangspunkt aller Pioniere für Frauenrechte ist der, daß sie einen Strich ziehen zwischen der Vergangenheit und Zukunft. In der Vergangenheit war Alles schlecht, Alles lauter Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, von jetzt ab soll Alles besser werden. Einmal allerdings — damit kommen sie alle — gab es einen Zustand, der der Frauen würdig war. Das war das Matriarchat. Leider ist das aber so lange her, daß man eigentlich garnichts davon weiß. Ich glaube nicht an die Glückseligkeit des Matriarchats. Nicht, daß mir die Idee nicht gefiele — sie gefällt mir und ich sehe sie noch alle Tage in Arbeiter-, Bauern-, Kleinkreisen verwirklicht. Aber ich glaube, daß das Matriarchat die Menschen um nichts glückseliger gemacht hat, als das Patriarchat.

Bebel in seiner „Frau" findet es empörend, wenn ein Mann mehrere weibliche Verbindungen hat, und sieht mit stillem Wohlwollen auf die Urform, wo ein Weib mehrere männliche Verbindungen hatte und la recherche de la paternité auch aus triftigen Gründen untersagt war. Nun, das ist keine Ursache zur Entzweiung. Mit der Verfeinerung des Gefühlslebens nehmen ja überhaupt die polygamischen Dispositionen quantitativ ab und die monogamischen zu.

Die Verwirklichung einer radikalen Gesellschaftsreform — also einer Umwandlung in der Stellung der Frau — ist nicht so einfach, wie sie dringend ist. Allerdings sind wir jetzt ziemlich nahe an den Punkt gekommen, wo es so nicht weiter geht. Allerdings fühlt das Weib jetzt, wie nie zuvor, daß es zwischen zwei Stühlen sitzt und reibt sich auf in nervöser Ungeduld. Allerdings sind alle herkömmlichen betäubenden Mittel durch Uebergebrauch wirkungslos geworden. Allerdings sind „die Ideale", worunter früher die Geister sich beugten, zum Theil todt, zum Theil im raschen Absterben begriffen, allerdings verletzt der Mann das Weib unaufhörlich und das Weib empört sich heimlich und offen gegen den Mann, allerdings ist unser ganzer gegenwärtiger Zustand wie eine Kugel, die ein Jongleur

auf der Spitze eines Stöckchens balancirt — also, was folgt daraus? Es muß anders werden.

Was aber muß anders werden?

Bebel und Stuart Mill und die eingestandenen und uneingestandenen Frauenrechtlerinnen und die nothgedrungenen und naturgebotenen Cölibatäre rufen im Chorus: Das Verhältniß zwischen Mann und Weib.

Wieso denn? Das Verhältniß zwischen dem einzelnen Manne und dem einzelnen Weibe kann jeden Tag anders und so werden, wie sie es selbst wünschen, wenn sie ein paar redliche und warme Menschen sind und den sensiblen Instinct der Auswahl nicht verloren haben. Zwischen dem Manne und dem Weibe ganz abstract und im Allgemeinen wird es niemals anders werden, — als wie es eben wird.

Eine große Veränderung kann geschehen, die, welche der socialistische Zukunftsstaat sich anheischig macht zu vollziehen und die jetzt die agrarische Bewegung herbeizuführen unternimmt: Das ist die öconomische Sicherstellung der productiven Arbeit, resp. der armen Klassen. Eine unendliche Hebung der Volksgesundheit und wahrscheinlich auch der Intelligenz würde daraus folgen, wenn nicht mehr Hunderttausende von keimenden Geistern und Leben in Elend und Ausgeschlossenheit verkommen. Aber das Verhältniß zwischen Mann und Weib,

das Geschlechtsleben, das würde nur sehr auf der obersten Oberfläche davon ein etwas anderes Gesicht bekommen.

Die Menschheit ist ja nicht von Holz, wie Stuart Mill, für den das ideale Verhältniß zwischen den Geschlechtern darin bestand, mit einer Frau vernünftige Gespräche zu führen, anzunehmen schien, — sondern sie ist ein ungeheurer Leib voll von Keimen und Kräften, Drängen, Trieben und Gelüsten, deren Zweck ist hinausgeworfen zu werden, Millionen zum Untergang, Millionen zum Weiterzeugen, Millionen zum Ausarten.

Nun absorbirte die Religion einen Theil des Ueberschwangs dieser Triebe, bändigte sie oder lähmte sie. Die Kirche war ein Ventil gegen den allzu starken Hochdruck der Triebe. Sie leitete ihn ab, sie erfand die versetzten Reize. In dem Grade, wie die geschlechtliche Befriedigung zugleich eine seelische Befriedigung mitforderte, in dem Grade verinnerlichte, verschönte, versinnlicht-übersinnlichte sich die Religion. Sie ging nicht so sehr auf das aus, was sie lehrte, als wie sie erregte. Im Katholicismus sublimirte sich der Geschlechtstrieb und hinterließ sich in seinen Bauten, Bildern, Musik als einheitliche Cultur. Die Frauenporträts aus jener Zeit haben alle einen zufriedenen, stillen, gesättigten Ausdruck. Aber wir haben auch aus

jener Zeit Epileptikerinnen, Hysterische, Halbidiotinnen, verzückt in Extase, gemalt mit einem Blick für ihren Zustand, wie nie später ein Maler gemalt, ein Dichter gesehen, ein Gelehrter begriffen hat. Die alten Herrn waren eben keine Ethiker und Moralisten, aber sie waren Psychophysiologen — die noch auf ihre wissenschaftlichen Interpreten warten.

Der Katholicismus sog das Geschlechtsleben in sich hinein, stimulirte und besänftigte es abwechselnd, lehrte es Nuancen, löste feinere Reize in ihm aus und lieferte es dann wieder ins Leben ab. Er nahm die ganze Sinnlichkeit in sich auf. Wo er anders wurde, da lag es an dem Temperament seiner Ausüber. Dies Temperament, nüchtern, vernünftig und disciplinarisch, vom Schlage der Bebel und Stuart Mill, brachte die Reformation und vermoralisirte das nördliche Europa.

Was war die Folge?

Ja, was war die Folge der zunehmenden Vernunft und der zunehmenden Moral, der abgeschafften Inbrunst und der angeschafften Sittlichkeit? Was war die Folge, daß nordeuropäische Strenge, Langeweile und böses Gewissen die Sittengesetze dictirte? Ich will von der Verrüpelung des Geschmacks, die bis heute dauert, von dem Verfall der Kunst, von dem Verlust des Stilgefühls, die bis heute dauern, garnicht reden. Aber

es gab noch eine besondere Folge — und das waren die Hexenprozesse.

Wir haben bis jetzt nur eine offizielle und überwiegend politische Geschichtsauslegung. Wenn wir einmal eine psycho-physiologische Entwicklungsgeschichte der Menschheit, oder sagen wir auch nur Europas haben werden, dann wird diese Periode zu denen gehören, die im schärfsten Relief stehen.

Die Hexenprozesse waren wesentlich eine Auslösung des verhaltenen, aufgespeicherten Lustdranges. Alle die Auslösungen von Reizen, die die Menschen früher reichlich in öffentlichen Lustbarkeiten, Gelagen, Mummenschanz, Bußen, extatischer Inbrunst ꝛc. gefunden hatten, war seit ein paar Menschenaltern gestoppt worden. Das Leben im Protestantismus war einförmig, klopffechterisch, phantasielos. Den Menschen war ein Minimalmaß von Vergnügen in der physischen Vereinigung angesetzt. Mehr brauchten sie nicht. Sie hatten das uneingeschränkte Recht zum Eheleben. Punktum. Aber sie brauchten mehr.

Die unbeschäftigte Phantasie lag brach und arbeitete im Leeren. Das Leben war öde und häßlich, und die Phantasie wurde wieder häßlich wie im früheren Mittelalter. Aber unter dem Druck der nun zur Herrschaft gekommenen Verständigkeit und Anständigkeit wagte sie nicht mehr naiv in ihrer Häßlichkeit nach

außen zu schlagen wie damals. All der Ueberschuß von Sinnlichkeit, den die einfache Zweckbefriedigung nicht aufsaugt und der sich austoben will in Bestialität, Tollheiten, Ausschweifungen, Bußen, productivem Schaffen, in der unendlichen Nüancirtheit der Lebensäußerungen mit ihrer ebenso unendlich nüancirten Auslösung von Reizen — für all das gab es keinen Ablauf. Man hatte ehrbar und hölzern zu sein. Man war ehrbar und hölzern.

Aber Vitalitätsgefühl und Geschlechtsgefühl sind eins. Die Menschheit lebte nicht mehr und käme nicht vom Fleck, wenn sie nicht auf Reize hin lebte und durch Reize vorwärts getrieben würde. Und nun war aller Zugang dazu, der bis in die Renaissance hinein so reichlich in zahlreichen Veranstaltungen offen stand, für starke und schwache, normale und perverse, directe und versetzte Dränge vernagelt. Eine Culturperiode rollte aus. Der Erfindungstrieb quälte sich um neue Reize.

Und er fand sie. Heimliche, uneingestandene, böse Gewissensreize, versteckt wie die heimlichen, einsamen Laster, die im darauf folgenden Pietismus florirten, feige Reize mit obscönen Vorstellungen, die sonst nur gelegentlich der Martern klösterlicher Klausur hervorgekrochen waren, sie erfaßten jetzt zuerst den ehrbaren Predigerstand, der voranglänzte in keuschem

Familienleben, er steckte mit ihnen die ebenso ehrbaren Rathsherren und Vögte und sonstige hohe Obrigkeitspersonen an, er pflanzte sich wie eine Seuche weiter fort ins „gemeine Volk" und ein Taumel bestialischer Phantasie rollte durch die Länder, nach außen schlagend in einer fictiven Schändung des Weibes. Die Massenpsychose, die sich in der Hexenverfolgung Ausdruck schaffte, hat einen allzu deutlichen sexuellen Ursprung: es war das in der Monogamie unbefriedigt gebliebene Begehren nach dem Weibe, es war der ununterdrückbare, von allen Seiten und in allen Formen gehemmte Centraldrang nach einer Mannigfaltigkeit von Reizen, der — schließlich pervers geworden — sich befriedigte in grotesk obscönen Vorstellungen und Visionen von sich mit Teufel und Thieren paarenden Weibern, also von Vorgängen, um die das lüsterne eigene Verlangen beständig herumspielte und die das übercultivirte böse Gewissen sich nicht gestattete. In den nun immer mehr umsichgreifenden Hallucinationen von Teufels- und Hexenorgien offenbarte sich eine so ungeheuerliche Verrohung des Vorstellungslebens, wie sie bis dahin unerhört gewesen, und wie sie nur durch die verhaltenen Dränge einer massivstarken Physis möglich ist. Und um den durch diese Vorstellungen wachgerufenen Reizen auch eine factische äußere Auslösung zu schaffen, erfand

man die Details der Hexenprozesse, die an blödsinniger Perversität unerreicht dastehen.

Das war die eine Consequenz, — die der männlichen „Versittlichung". Nun, und die andere, — die der weiblichen?

Wir haben aus jener Periode zweierlei Zeugnisse über das innere Leben des Weibes. Das eine sind die Frauenportraits in den Galerieen, das andere ist das Verhalten der Frauen zu den Hexenprozessen.

Von hier ab beginnt eine Krankheitsgeschichte in der wir noch mitten drinnen stehen.





V.

Zur Krankheitsgeschichte des Weibes — ein Stück Culturentwicklung.

Von dem Augenblick an, wo der Mann zwischen sich und der Kirche den Schnitt vollzogen hatte, fing er an, bei dem Weibe suchen, was er sonst nur bei der Kirche gesucht. Er machte das Weib zu einem Zwischengliede zwischen sich und dem Ueberirdischen.

Daß wir uns dabei menschlich nicht wohlbefinden konnten, ist erklärlich. Daß wir uns dabei weiblich übersteigern mußten, ist einleuchtend. Daß wir auf den Punkt noch heute gestellt sind, wird weniger begreiflich scheinen.

Wir müssen uns Eins vergegenwärtigen. Der Mann ist, was wir Frauen nie sind und nie werden

können, — ein übersinnliches Thier. Ihm genügt nie und nirgend und in keinem Punkte das realiter Vorhandene, — eben weil er schon durch seine physischen Voraussetzungen, die sich ganz eben so im Geistigen wiederholen, der schöpferische Organismus ist, während wir der tragende sind. Sobald der Mann aufhört, schöpferisch zu sein, das heißt die Welt, also auch uns, als sein Material zu betrachten, tritt die Gleichheit zwischen Mann und Weib ein. Damit hört aber auch der Mann auf, zu sein. Das wäre seine Bankerotterklärung.

Ich nehme daher keinen Anstand, zu sagen, daß die Männer, die die Gleichheit und Gleichstellung von Mann und Weib lehren und vertreten, immer einigermaßen den Eindruck von physischen oder geistigen Bankerotteuren hervorrufen, — seien es nun Gelehrte, Dichter oder private Schleppenträger der Damen. Denn es handelt sich nicht darum, Etwas äußerlich zu formen und abzugrenzen und mit Schutzwehren zu versehen, blos weil es einen Prozentsatz Bösewichter und schlechte Kerle unter den Männern giebt, was in flüssiger Gestalt und unendlicher Accomodationsfähigkeit schon von jeher und stets im wirklichen Mann vorhanden war und sein wird, — nämlich das Weib auf sein Niveau zu erheben und, wenn es nur anginge, über sich hinaus zu heben. Jeder redliche Mann trägt ein

Stück Anbetung für das Weib in einem Winkel seiner Seele, — und Dem, was man anbetet, räumt man selbstverständlich sehr viel ein.

Ja, ich möchte weiter gehen und sagen: es ist diese Anbetung des Mannes, der wir als letzte Konsequenz die Frauenbewegung verdanken. Das Weib lehnt sich eben endlich dagegen auf, für Etwas gelten zu sollen, das es nicht ist. Es ist kein Engel, keine Madonna, kein übersinnliches Geschöpf, — und Das will es dem Mann doch einmal nachdrücklich und öffentlich beweisen. Und diesem inneren Drang leisten die schwierigen öconomischen Verhältnisse den erforderlichen Vorschub, damit er ausbrechen kann.

Mit der Reformation begann die Sublimirung des Weibes, mit ihr begannen aber auch die ersten Zuckungen der Emanzipation (man erinnere sich an Argula von Grumbach), und mit ihr begann die alte Jungfer. Der Katholicismus wußte nichts von der alten Jungfer. Ja, es ist auffällig, daß da, wo er lebendig ist, er auch heute nichts von ihr als socialer Erscheinung weiß. Und doch hat es in früheren Zeiten durch Kriege, Aufstände, Handelsfaktoreien in fremden Ländern, Ritterorden, zahlreiche Mönchsklöster und andere Hindernisse für Eheschließungen sicher einen mindestens eben so großen Ueberschuß des weiblichen Elementes über das

männliche gegeben. Ja, es hat ihn ziemlich unverändert bis in dieses Jahrhundert hinein gegeben, da auch die zünftigen Organisationen, der Soldatenhandel, die überseeischen Kolonisationen und blutige Völkerkämpfe das männliche Element dezimirten. Das ist aber von den übrig gebliebenen Männern so wenig wie von der überschüssigen Weiblichkeit so bitter beklagt worden wie jetzt. Wodurch ist denn Das jetzt erst den Leuten so peinlich zum Bewußtsein gekommen?

Die Antwort darauf dürfte lauten: durch den weitgehenden Ichcultus, der in diesem Jahrhundert die Stelle der Religion eingenommen hat, wodurch eine unendliche Menge minderwerthiger Ichs — échantillons sans valeur, um mich eines Postwerthsausdruckes zu bedienen — die Welt mit Ansprüchen erfüllen, für die sehr viele von ihnen den „Befähigungsnachweis" auch bei den glücklichsten Chancen schwerlich hätte erbringen können. Es fehlt jetzt eben gänzlich an jenen Ablenkungen, jenen Sammelpunkten, die den Müssigen Beschäftigung, den Leeren Inhalt geben, und die in katholischen Ländern heute wieder die immer wachsende Bevölkerung der Klöster veranlassen.

Die Nonne wird Niemand eine alte Jungfer nennen. Sie fühlt sich auch nicht als solche. Sie trägt auch weder in ihrem Gesicht noch in ihrer Gestalt — wie

viele ich auch gesehen habe — die charakteristischen Kennzeichen einer solchen. Es ist selbst an den kränklichen und leidenden Nonnen eine ruhige Sicherheit, etwas Frauliches wahrnehmbar, — gerade Das, was an der alten Jungfer nicht wahrnehmbar ist und was wesentlich davon herkommt, daß sich ihr Phantasieleben nicht um einen gewissen Punkt als fixe Idee mit bitteren Gefühlen herumdreht, daß sie sich nicht als solche fühlen, die nicht haben und sich daher nicht unablässig neidisch mit Denen vergleichen, die haben.

Man verwechselt jetzt, unter dem Gesichtspunkt der vorhin erwähnten Gleichheit, nur zu häufig die Bedürfnisse der Frauen mit denen der Männer, das Passive, das erst geweckt werden muß, mit dem Aktiven, das von selbst erwacht, — und die Frauen haben dieser Suggestion mit derselben Bereitwilligkeit nachgegeben wie allen anderen. Eine Nonne zu sein, ist eine Ehre und entspringt aus einem freiwilligen Verzicht, — eine alte Jungfer zu sein, ist keine Ehre und entspringt gewöhnlich nicht aus einem freiwilligen Verzicht; und bei diesem delikaten Punkt dürfen wir die tiefgreifende Wirkung der entflammten weiblichen Eitelkeit auf Physis und Psyche nicht außer Acht lassen.

Das Weib aber, das Gattin geworden ist, hat im Laufe von fast vier Jahrhunderten einen nicht weniger

schwierigen und sie als Geschlechtswesen peinigenden Prozeß durchzumachen gehabt. Wie im Augenblicke, wo der Schmuck und die Zuflucht des religiösen Berufes dem Weibe entzogen wurde, das Alte-Jungfernthum als eine Erniedrigung empfunden ward, so wurde die Erhöhung der Geliebten durch den Mann als eine Uebersteigung empfunden.

Wie der Mariencultus entstand, dafür fehlen wohl so ziemlich die detaillirten historischen Anhaltspunkte. Sie würden uns auch wenig helfen. Eben so gut könnte man fragen, wie die Idee zu den gothischen Domen entstand. Sie war eines Tages da, trat in die Erscheinung, verkörperte sich, formte sich aus, formte sich um und verschwand allmählich. Sie war eine Dichtung der Mannesseele, eine Springfluth des Uebersinnlichen, die bis zum Himmel sprudelte und fiel, — ein Gedicht mit seinen eigenen Gesetzen von seinem Anfang und Ende. So war auch eines Tages der Mariencultus da, eine Dichtung der Mannesseele, der weichste Mollklang der Sensitiva Amorosa-Gefühle des Mannes, die immer waren und immer sein werden, so lange die sinnlich-übersinnliche Schöpferkraft des Mannes dauert. Der Zeugungsmoment ist so kurz, flüchtig und unbestimmbar, daß es ein Leichtes ist, von ihm völlig zu abstrahiren, — und die unendlich intimere Beziehung des

Zudringlichkeit reizt und peinigt es den Mann, den es als seinen ehelichen Besitz in Gewalt hat. Ein großer Theil der Weiberfeindlichkeit in unserer gegenwärtigen Literatur und Zeit entspringt aus diesem nicht zu beseitigenden Mißverhältniß zwischen dem Manne, der seine Ruhe haben will, und dem Weibe, das keine Ruhe giebt. Dies Mißverhältniß hatte der Mariacultus beseitigt. Er löste den Mann von der allzu großen Nähe des Weibes. Er löste ihn inwendig davon. Er machte ihn gleichmüthig gegen eine zufällige Gefährtin. Er beruhigte seine Nerven und verhinderte ihn dadurch, brutal oder entrüstet zu werden. Er machte ihn schonend gegen das Weib, ohne daß er schwach gegen die Gefährtin wurde, wie es in solchen Fällen meist jetzt der Fall ist. Im Anblick der vollkommenen Weibheit und des ewigen Lebensmysteriums erhob sich alles Schöpferische im Manne zu seiner höchsten seelisch-geistigen Leistung und all die hundert kleinen, gebrochenen Linien, mit denen das alltägliche Weib ihn umstrickt und verwirrt, verschwanden ins Nichts. Der Mann wurde im höchsten Sinne Mann, — und das Weib blieb Weib.

Darauf fiel der Bilderdienst in der Reformation und die Mutter mit dem Sohn verschwanden von dem Altar. Das Kind hörte auf, heilig zu sein, und der Kindes-

mord grassirt bis auf den heutigen Tag besonders in allen protestantischen Ländern.

Denn nun vollzog sich Etwas, das man nicht glauben sollte, wenn es nicht die ganze protestantisch-freidenkerische Moral bis an den heutigen Tag bestimmte. Der Mann übertrug die Vorstellungen von der höchsten Weibheit, zu der ihn Jahrhunderte erzogen hatten, nun auf das Weib schlechtweg, auf jedes Weib. Das himmlische Bild war fort, er war nun wieder auf das ganz irdische Weib angewiesen, und er fing an, die Eigenschaften des himmlischen von ihm zu verlangen. Es war ein Proceß, der lange im Verborgenen schlich und sehr allmählich ans Tageslicht kam. Es war aber auch zugleich ein Proceß, von dem wir wenig in den katholischen Ländern bemerken, obgleich doch auch sie und überhaupt der Katholicismus deutliche Fingerspuren von dem neuen Geist der Zeit erhielten.

Zunächst kam ein Begriff des „Unsittlichen" auf, wie man ihn vorher nicht gekannt hatte; was bisher nach dem kirchlichen Begriff unter das „Unsittliche", unter die Sünde, gefallen war: Wucher, falsches Zeugniß, Betrug u. s. w., schied sich davon aus und verlor mehr und mehr sein entehrendes Gepräge, die Idee des „Unsittlichen" schrumpfte ein zu einem einzigen Punkt, dem geschlechtlichen; hier wurde jede Abweichung von der

vorgeschriebenen Richtschnur mit der vollen Wucht der Entehrung getroffen.

Und hiermit fing die Leidensgeschichte des Weibes an, — denn gegen das Weib naturgemäß richtete sich die ganze Strenge dieser Auffassung.

Der Mann begann, von ihr die Unbeflecktheit zu fordern, die er einst in einem himmlischen Symbol verehrt hatte; ihr Wesen, Gebahren, Handeln, Fühlen verfolgte er mit mißtrauischem Blick, und was er in den katholischen Zeiten mild übersehen oder garnicht in Erwägung gezogen hatte, dagegen richtete sich nun ein mürrischer Erziehungs- und Verbesserungseifer. Das Bild der reinen Jungfrau hatte er zertrümmert, aber den Altar des reinen Weibes richtete jetzt jeder Schneider und Schuster in seinem Hause auf — der ehrwürdige Prediger- und Lehrerstand ging ja dabei mit gutem Beispiel voran — und alsbald hatte jede Rathsherrn-, Pastoren-, Kirchendiener- und Leichenträgertochter als Muster der Weiblichkeit voranzuglänzen. Der natürliche Fehltritt des Weibes wurde zum unnatürlichen, das uneheliche Kind wurde der Schandfleck der Schandflecke, und das Mädchen, das Mutter geworden war, ein Abschaum ihres Geschlechtes. Einst hatte die Kirche, wie Dr. Ratzinger in seiner lehrreichen Geschichte der Armenpflege erzählt, an den Kirchenthüren Becken angebracht,

wo Die, welche heimlich geboren hatten, ihr Kind hineinlegen und so den Schutz und die Fürsorge der Kirche für dieses Kind anrufen konnten, „damit keine Mutter in Versuchung käme, ihr neugeborenes Kind zu ermorden"; jetzt kam die Zeit, wo man vandalisch wüthete gegen das unschuldigste aller Vergehen, wo die Zahl der Kindesmorde Legion wurde, und die verzweifelten Mörderinnen ihrer eigenen Frucht am Schandpfahl und auf dem Richtplatz aller menschlichen Bosheit zur Schau und Zielscheibe gestellt wurden. Und noch heute ist das gewöhnlichste Verbrechen des Mädchens aus den niederen Klassen der Kindesmord, — für die höheren giebt es ja andere Einrichtungen.

Eine weitere Folge des „vertiefteren" männlichen Interesses für das Weib war die Entdeckung der Hexen. Sie war weiter nichts als eine jener heftigen Wellenbrechungen, in denen ein Symbol in das andere umschlägt, aus dem Heiligen das Obszöne, aus dem Himmlischen das Teuflische wird.

Die unendliche Enttäuschung, die die arbeitende Phantasie des Mannes am irdischen Weibe erlitt, schnellte als eine Ausgeburt seines Schöpferdranges den Hexenbegriff hervor. Es war sein Grauen vor dem Weibe als Geschlechtswesen, vor dem Weibe als Mysterium, das einen wahnsinnigen und lächerlichen Ausdruck fand in

des Weibes vorgeblichem geschlechtlichen Teufelscult. So wurde das Weib, das einst die Mittlerin gewesen zwischen ihm und der Gottheit, zur Mittlerin zwischen ihm und dem Schmutze, — womit sie auch heute zum guten Theile noch zu thun hat.

Und wie reagirte das Weib auf diesen furchtbaren und plötzlichen Sturz? Zeigte es in irgend einer Weise die Widerstandskraft der Selbstbehauptung, die Solidarität des Weibthumes, die Klarheit des guten Bewußtseins, irgend eine der Eigenschaften, die eine Eigenart oder auch nur einen Anspruch auf Eigenart bekunden? Im Gegentheil, das Weib zeigte sich ganz und gar als das suggestive, bestimmbare, blind folgende Geschöpf, das sie noch heute ist, als das sie sich wider ihre Natur den Kampf um Frauenrechte hat aufschwatzen lassen, wie sie sich einst das Hexenthum aufschwatzen ließ. Ja, mehr als Das: die Frau drängte sich dazu, Hexe zu sein, sie lechzte danach, sie brannte auf das abscheuliche Martyrium, wie sie heute darauf brennt, in die Reihen der Männer als Nichtweib zu treten. Es war eine Psychose, hervorgerufen durch eine Suggestion der männlichen Einbildungskraft, der selbst die Widerstandskräftigen unterlagen, wie seitdem so oft.

Aber geschmeidig hatte diese Phase das Weib gemacht, und von nun an fing sie an, sich nach und nach

zu wandeln. Das Massive, Ueppige, Gesund-Thierische des profanen Weibes, die volle Natürlichkeit verschwand, eine Wandlung in einer bestimmten Richtung, nach einem bestimmten Typus tritt ein; das Weib ruht nicht mehr in sich wie überall auf den mittelalterlichen Bildern, das Weib pos't nach außen, es stellt Etwas dar: es stellt Unschuld, Sittigkeit, Lieblichkeit, Hoheit dar. Es ist eine Absicht in seinem Gesichte, — die Absicht, es recht zu machen, dem griechisch-himmlischen Idealtypus zu entsprechen, den der Mann zurechtgedrechselt hat. Das Kind sieht man nun niemals mehr, ja, die Andeutungen der Mutterschaft verschwinden, verschwinden in dem Grade, daß da, wo ehemals der Leib den größten Umfang zeigte, er jetzt den engsten hat; die Taille rutscht hinab und verbietet durch ihre Wespenhaftigkeit jeden Gedanken an die Bestimmung des Weibes.

Um uns die Wandlung in der Auffassung des Weibes durch den Mann zu vergegenwärtigen, halten wir uns an die vorhandenen, zuverlässigen Zeugnisse der langen Reihe heiliger und profaner Bilder und Portraits vom Mittelalter bis auf den heutigen Tag. Wenn ich diese Bilder betrachte, die in großer Zahl die Galerien füllen, dann kann ich nicht umhin, in ihnen, mit unsichtbarer Schrift geschrieben, die Leidensgeschichte

des Weibes zu lesen. Seine Leidens- und Entwickelungsgeschichte.

Und wenn ich bis zu den Portraits von Frauen dieses Jahrhunderts und des heutigen Tages gekommen bin, dann habe ich auch keine Verwunderung mehr dafür übrig, daß ein Theil Frauen sagt: Laßt uns aufhören, Frauen zu sein; ja, ich wundere mich nicht mehr, daß man vielfach, besonders unter Engländerinnen, schon die Typen sieht, die nicht mehr die Gesichter von Frauen und die Körper von Frauen haben, sondern eine Zwischenbildung, ein drittes Geschlecht, bezeichnen, das allerdings einige Bedingungen haben dürfte, mit dem Manne zu konkurriren und dem menschlichen Geiste die Sterilität der Zwitterbildung aufzuprägen. Aber noch weniger wundere ich mich, daß die Zeit gekommen ist — und sie ist schon da —, wo in einer stets wachsenden Anzahl Frauen, in einem impulsiven Grauen vor der äußersten Gefährdung ihres inneren Heiligthumes der Drang übermächtig ausbricht: Frauen zu sein und nichts als Frauen! Und dieser Drang wird sie endlich zur bewußten Erkenntniß ihres Weibwesens, zur Einsicht in ihre eigene Frauennatur führen. Und damit wird eine Entwickelungskurve und ein schwerer Krankheitsprozeß sein Ende gefunden haben. Denn auch dem Manne gegenüber hat das Weib Eins zu be-

haupten: seine Weibnatur, an der er nur zu oft mit ungesunden Schaffensdrängen in peinvollen Zeiten zu experimentiren versucht.

Einst machte die Kirche das Weib zum Gefäß des Göttlichen; nicht dem göttlichen Vater, sondern der irdischen Mutter legte sie in seinen hilflosesten Stunden den Sohn in die Arme und stellte so das mütterliche Weib in den Mittelpunkt der Welt. Nun sind wir so weit, uns wieder als Gefäß alles Lebens zu betrachten, in einem bitter errungenen Bewußtsein, wie es einst unbewußt geschah. Und mit diesem Gefühl werden wir das Kind, die Frucht unseres Schooßes, wieder auf den Altar heben, von dem es einst herabgestoßen ward und unsere eigene Bestimmung mit ihm. Und Alles, was gesunde Manneskraft ist, wird uns beschützen in unserer Weibheit und Mutterschaft und in nichts als in ihr. Freilich bedarf es dazu noch einer sehr großen und durchgreifenden Gesundung des Mannes. Aber wozu haben wir denn Söhne?

Wenn wir nun aber diese Bilderschätze in den Galerieen betrachten, was sehen wir? Wir sehen die Auffassung des Mannes vom Weibe, die Art, wie der Mann des Weibes bedarf, das Weib liebt, das Weib ehrt, das Weib sieht oder sehen will. Das ganze Mittelalter hindurch, bis auf Dürer und Kranach,

finden wir einen höchst eigenthümlichen Typus, den man doch sehr fälschlich als einen asketischen bezeichnen zu müssen glaubte. Es sind friedvolle, stille und heitere Gesichter voll Unschuld, lange, schmale, junge Gestalten, die Schultern noch dürftig, die Brüste klein, die Beine unter den Gewändern schlank und schmal, die Kleidung am Oberkörper fest und sehr knapp, fast einzwängend. Die Taille schneidet gleich unter dem Busen ab und die weiten, faltigen Röcke geben dem weiblichsten Theile des weiblichen Körpers volle und absolut ungehemmte Bewegungs- und Ausdehnungsfähigkeit. Der Schooß des Weibes ist selbst bei allen Heiligen und Jungfrauen in der ganzen Körperhaltung stark sichtbar und unter den Kleidern deutlich hervortretend. Die Mutterfunktion des Weibes ist Das, was den ganzen Typus, den heiligen wie den profanen, bestimmt, die ganze Auffassung des Weibes bestimmt.

Die Reformation und Renaissance fegten die kirchliche Kunst hinweg. Eine kurze Zeit überschäumender Lebensfreude, ungehemmten Sichauslebens. Die Portraits jener Zeit unterstrichen die Kennzeichen des Weibes und Mannes, — unter der Geräumigkeit der weiblichen Kleidung deutet sich sichtbar die erfüllte Bestimmung, die Mutterschaft, an. Noch weit hinein, bis gegen das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, nachdem

der bunte Frohsinn der Kleidung sich längst in eine düstere schwarze Tracht, das Kennzeichen der durchgedrungenen Reformation, verwandelt hat, finden wir unter den mächtig gebauschten Röcken, der weit vorgeschobenen platten Schnebbe, die gesegneten Umstände in ziemlicher Vorgeschrittenheit. Sobald aber der Absolutismus eine Thatsache geworden ist, tritt eine fast plötzliche Wandlung ein. Der Mann ist abgegraben vom Boden, der Bauer verarmt und hörig, der Adel eben so verarmt, gebrochen, zu einem parasitären Dasein am Hofe verurtheilt, die Erde gehört nicht mehr der Masse, sie gehört wenigen Einzelnen, sie ist ein Tausch- und Handelsobject, ein Monopol des Herrschers geworden, — und das Weib?

Ja, wenn man irgendwo die wirthschaftlichen Umwälzungen studiren will, so kann man das getrost und aus erster Hand an Frauenportraits thun.

Der weibliche Körper soll reizen, — er soll nicht mehr tragen. Das Lächeln wird süß und kokett, der Blick wird auffordernd, der ganze Oberkörper wird elfenhaft zierlich aus den gepufften Röcken herausmodellirt, die Brüste quellen herauf, der Bauch ist zum Nichts zusammengeschnürt, — das Weib hat zu gefallen, lüstern zu machen, dem Besitzenden zu schmeicheln; mit keinem Zuge seines Wesens wird seine Aufgabe mehr

angedeutet; sie wird von nun an als häßlich und entstellend betrachtet — wie auch heute noch —, sie wird versteckt. Noch ein Jahrhundert, und Alt und Jung trippelt auf stelzenhohen Hacken, in kurzen Kleidern, balancirt Babelsthürme von bebänderten, gepuderten Frisuren auf dem Kopf, und ist lauter Willigkeit, Gefälligkeit und Puppenhaftigkeit. Die ganze Tracht ist von nun an eingerichtet, das Kind und die Schwangerschaft so viel zu schädigen wie irgend möglich.

Was sagt Das? Der wirthschaftlich ruinirte Mann will stimulirt sein, um lieben und genießen zu können; das Weib ist unter den Begriff Maitresse gekommen, — und von der Maitresse wünscht man keine Kinder. Der bedrückte Mann verlangt, daß ihn nichts im Aeußeren der Gesponsin an die lange Last der kurzen Freuden, an die zu versorgende Nachkommenschaft erinnere. Das Kind wird mit einem Seufzer empfangen. Noch einen Schritt näher in die Gegenwart, — griechisches Kostüm im kalten nordischen Klima: das Weib hat die Aufgabe, immer ätherischer zu werden. Von dem großen Freiheitsänger Byron, den ich doch für einen ziemlichen Narren halte, der aber, wie mancher Andre, aus sehr nachweisbaren literarpolitischen Gründen aufs Piedestal gestellt ward, — von diesem Byron erzählt man

daß er schöne Damen nicht essen sehen konnte. Die blassen, durchsichtigen Frauen werden Mode, die Schwindsüchtige erscheint als Liebesobject in der Literatur, eine Frau, die in gesegnete Umstände kommt, wird beklagt und trägt in Scham und Ungeduld das lästige, häßlichmachende Kind. Und aus der Frauengalerie dieses ganzen Zeitalters blicken uns die leeren Gesichter entgegen, in denen nichts geschrieben steht als ein nichtssagendes Lächeln, das gleich fad Jedem entgegenkommt; denn die Zeiten sind schwer und das Weib muß nun selbst — seitdem wir sentimental geworden sind — für einen Versorger „aus Liebe" sorgen.

Es kam die Zeit des „liberalen Bürgerthumes" und der „höchsten Aufklärung." Sie klärte uns darüber auf, daß der Mann am Weibe nun auch nicht die schwächsten Zeichen von Individualität mehr duldete; das Weib hatte nur noch „hübsch" zu sein und „edel zu empfinden". Wehe dem Maler, der nicht Modekupfer malen wollte; er konnte verhungern. Alles, was sich auf das Kind und die Bestimmung des Weibes bezog, zu sehen, zu erwähnen, zu berücksichtigen, war unanständig. Von so Etwas wußte man gar nichts. Man spielte in diesem Zeitalter der Theatermanie mit sich und Anderen Theater. Und jetzt sind wir im Portraitfache so weit gekommen, daß auf den Bildern

der „Modernen“ überhaupt gar nichts mehr zu sehen ist als etwas Streifiges, Verwischtes, gespenstisch Undeutliches, das „weibliches Bildniß“ betitelt wird. Das ist der malerische Ausdruck dafür, daß der Mann gar nicht mehr weiß, was er mit dem Weibe anfangen soll.

Das „liberale Bürgerthum“ hat sich entwickelt zu Großbetrieb, Großindustrie, Plutokratie, mit einem Heer abhängiger Angestellter. Niemand fußt mehr auf sich selbst und Keinem gehören mehr die Werkzeuge und der Ertrag seiner Arbeit. Der ganze Gesellschaftsbau beruht jetzt darauf, daß auf Bestellung und für Lohngeber gearbeitet wird; der Lohngeber bestimmt dann das Was und das Wie der Arbeit. Alles ist Stückarbeit. Die productive Arbeit ist auf Null reducirt, seitdem auch die Cultur der Erde für den Grundbesitzer nicht mehr productiv ist. Die jetzige Gesellschaftsordnung ist in vollkommen durchgeführter Form der Parasitismus. Unendliche Schaaren von Parasiten sitzen, vom Proletarier, d. h. von unten angefangen, über einander und saugen einander aus. Die parasitären Stellungen werden am Besten bezahlt, je weniger Parasit ein Mensch ist, desto schlechter steht es um seine Einnahmen.

Unsere modernen sittlichen und socialen Anschauungen werden von dem Satze: Hilf Dir selbst! geregelt. In

diesem stolzen und schönen Worte ist der ganze Inhalt der modernen Wirthschaftslehre von der freien Konkurrenz zusammengepreßt. In den früheren Zeiten des Protestantismus lautete der Satz eigentlich: Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! Aber seitdem wir keinen anderen Ausdruck für den Kontakt mit dem Göttlichen haben als das Bestreben, Kirchen zu bauen, ist der Nachsatz der ehemaligen Protestanten — der auch freilich damals schon seinen öconomischen Beigeschmack hatte — in Vergessenheit gerathen. Hilf Dir selbst! — ist ein sehr gutes Wort. Schon Münchhausen hat gezeigt, wie man sich selbst helfen könne, da er, als er ins Wasser fiel, sich an seinem eigenen Zopfe wieder herauszog. In den finsteren mittelalterlichen Zeiten lautete dieser Satz denn auch: Hilf dem Anderen, so wird Gott Dir helfen.

Wir haben in der erwähnten Portraitgalerie schöner Frauen gesehen, wie das Weib sich mehr und mehr von einem productiven Wesen zu einem parasitären Wesen entwickelte. Das fand dann in diesem Jahrhundert seinen erschöpfenden Ausdruck in der Beschränkung der Kinderzahl. Damit ist die raison d'être des Weibes wirklich bedeutend beschränkt. „Wenn ich mir keine Kinder mehr gestatten darf," fragt eine Reihe öconomisch ungenügend fundirter Junggesellen, „wozu

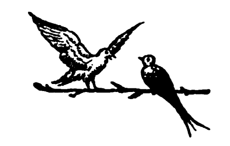
soll ich mir dann eine hysterische bessere Hälfte, die weder kochen, rein machen, noch miterwerben kann, auf den Nacken laden?" Wir werden diese Erkenntniß ganz besonders bei Männern in parasitären öffentlichen oder privaten Stellungen treffen. Sie ist schon eine Selbstverneinung; denn der productive Mann kann es selten sein lassen, sich eine Ehe und die Kinder zu gönnen, die er haben kann.

Wenn die socialen Verhältnisse einmal so weit gekommen sind, dann stellt sich, bei den germanischen Völkern, unfehlbar Eins ein: die Frauenbewegung, das grundsätzliche Parasitenthum des Weibes. Zu einem Handelsvolk mit monopolisirtem, unproduktivem Boden, wie die Engländer eins sind, kam sie zuerst und darauf zu den gleich handelseifrigen Amerikanern; zu einem Lande wie Deutschland, das doch noch in gewissen Theilen ein Bauernland ist, brauchte sie mehr Zeit, zu kommen, und traf dann auch ganz richtig gleichzeitig mit der Erkenntniß ein, daß der Bauernstand unter den bisherigen Verhältnissen sich nicht länger halten könne. Die Frauenbewegung und das Korsett gehen immer ganz parallel, obgleich die erstere unter ihre Aufgaben rechnet, energisch auf Abschaffung des zweiten zu dringen. Wo das Bauermädchen anfängt, sich zu schnüren, hat

beim Bauernstande die Balance zwischen Soll und Haben aufgehört.

Der Mann muß erst wieder festen Fuß auf der Scholle gefaßt haben, ehe das Weib, seiner Natur gemäß, in ihm fußen kann. Bis dahin wird das Weib zu den vielen Erwerbsarten, die ihm bereits eingeräumt sind — und recht zahlreich in Ländern eingeräumt sind, die keine Frauenbewegung kennen, wie z. B. Bayern und Frankreich — sich immer neue zu erobern suchen. Denn es ist nicht nur der materielle Nothstand, der es treibt; es ist noch vielmehr der seelische Nothstand, die innere Leere, das Stieren ins Sinnlose, dem es durch ein Studium, einen Beruf, einen Zwang, eine Beschäftigung zu entrinnen sucht. Wir sollen die Frauenbewegungen nach ihren Wortführerinnen und ihren meisten öffentlichen Verfechterinnen nicht messen. Das weibliche Streberthum ist in nichts verschieden von dem männlichen; es nimmt sich dieses beim öffentlichen Auftreten auch genau zum Vorbild. Wenn wir von diesen Oberfläche-Erscheinungen absehen, müssen wir einräumen, daß die Frauenbewegung in ihren tieferen Ursachen keinen Ausgangspunkt darstellt, sondern einen Endpunkt. Hat man das Weib auch dazu gebracht, auf seine intimste Befriedigung zu resigniren, so hat es doch noch nicht damit auf sein Leben und seine Existenz

resignirt. Der Lebenstrieb ist noch stärker als der Geschlechtstrieb. „Die heutige Gestaltung des Lebens," sagt ein so ruhiger und tiefer Menschenkenner wie Garin, „verhindert, daß den Frauen ihr Recht werde, — die Liebe; darum fordern sie Rechte, — und mit Recht."



Zweiter Abschnitt.





VI.

Die Treibkraft der Angst.

So war denn eine große Entwickelungsära durchlaufen, deren Spuren sich noch in Jahrhunderten zeigen werden. Das Weib hatte aufgehört, ein nothwendig wirkendes Wesen zu sein, und sich dazu erzogen und erziehen lassen, ein angenehm wirkendes Wesen zu werden. Der Erfüllung dieser Aufgabe fielen nicht weniger Opfer — als der Klosterzucht und der Prostitution. Ihr verdanken wir zum großen Theile die kurze Lebensdauer zu Ansehen und Wohlstand gelangter Stadtfamilien, in denen der Zwang naturgemäß besser durchgeführt werden konnte und mußte, als beim Landadel oder landbesitzenden Hofadel. An die Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit des Weibes wurden durch die körperliche und seelische Hemmung seiner natürlichen Funktionen übermäßige und unerfüllbare Anforderungen

gestellt, woraus dann wieder Generationen schwächlicher, reizbarer Kinder folgten, die sich das ganze Leben verschleiern und umdichten mußten, da sie sich unfähig fühlten, ihm ins Gesicht zu sehen. Daraus erzeugte sich die Theatermanie des vorigen Jahrhunderts, wo sich alle Welt etwas vorspielte, — erst in der ganzen Lebensprägung des Absolutismus, begleitet vom höfischen Tragödienschnitt des klassischen Dramas, dann in Schäferspielen, die nicht blos aufgeführt, sondern vollständig gelebt wurden, wovon wir jetzt noch von Trianon bis Hellbrunn und Bayreuth in Häusern, Parks, aus Stein gehauenen Decorationsrequisiten ꝛc., die überdauernden Zeugen haben. Man konnte nicht mehr sich selbst sein, man mußte eine Rolle haben, die einen zu etwas machte, die gewissermaßen die schmiedeeiserne Planchette des Schnürleibs war, das man schon deswegen täglich anziehen mußte, weil einen die eigenen Rückenwirbel nicht mehr aufrecht trugen.

So ging es mit Theaterbesuch und Theaterspielen in dieses Jahrhundert hinein, das, vollständig bis auf den heutigen Tag, ein Schauspiel- und Coulissenjahrhundert war. Kunst, Literatur, Politik — es war Alles Phrase, Declamation, Pose. Während man fortwährend retrospectiv blieb, hatte man doch durch Philosophie, Bibelkritik, Verfassung, allen organischen Zusammen-

hang mit der Vergangenheit abgeschnitten, deren Lebenskraft man brutal, finster und roh nannte, — man war nun so fein geworden, daß man sich ganze Schaaren von „erhabenen" Dichtern, electrisirenden Schauspielern und nichtmalenkönnenden Malern hielt. Was meint man, wird die Nachwelt zu den „monumentalen" Portraits der größten Männer unseres Jahrhunderts sagen? Es sind noch nicht einmal Kleider, geschweige denn Körper darin modellirt. Und doch vermieden besagte große Männer ängstlich, die wenigen vorhandenen Maler zu entdecken, die wirklich im Stande waren Körper und Seelen zu malen. Aber in einer späteren Zeit wird es heißen, wie wir jetzt zu den großen Vergangenen sagen, deren Bild und Wesen durch große Maler festgehalten wurde: Zeige mir, wer Dich gemalt hat und wir werden Dir sagen, wer Du bist.

Noch hatte — zwei Jahrhunderte hindurch — der Wesensinhalt der alten Kirche nachgewirkt trotz der äußern Scheidung. Noch war eine Ruhe in den Seelen durch das Schwergewicht der im hauptsächlichen unerschüttert gebliebenen Weltanschauung. Die alten Symbole wirkten noch, auch in der „gereinigten" Kirche; vor Allem wirkte noch die alte sociale Organisation, die, inwendig durch den Absolutismus untergraben, äußerlich noch feststand. Das ganze Leben war

unter den Gesichtspunkt der Pflicht gestellt, der das Wuchern individuellen Begehrens ebenso hemmte, wie einst die intensiven Beziehungen alles Irdischen auf das Jenseitige gethan. Da Jeder sich einen strengen und continuirlichen Zwang auferlegte, so fühlte kein Einzelner den Zwang als etwas peinlich Ungerechtes. Eine große und ausgedehnte, vielfach noch persönlich geübte Charitas, die als Triebkraft die Lehren der alten Kirche in sich trug, gehörte mit zur Pflicht, also zu dem, wovon man kein Wesen und kein Gerede machte, weil es das Allerselbstverständlichste war. Dieser Zusammenhang mit dem Allgemeinen, in der Erfüllung täglicher Aufgaben, gab den Gemüthern Frieden. „Man war zufrieden." Man fügte sich und ertrug. Alle Klassen und Stände fügten sich und ertrugen. Und vielleicht kamen zu jener Zeit die folgenden Strophen eines meines Wissens noch unausgegrabenen Dichters auf:

[illegible] lich ist.
[illegible] der vergißt,
[illegible] das doch nicht zu ändern ist.

[illegible] ihren Walzerpessimismus aber doch etwas [illegible] Anfange dieses Jahrhunderts suchen, da [illegible] preisung des Zufriedenseins schon das [illegible] ner inneren Unzufriedenheit ist.

[illegible] Unzufriedenheit fing nun an sich einzu-

finden, zu wachsen, umsichzugreifen und alle Gebiete zu durchdringen. Sie kam in dem Gewande einer fictiven Harmonie, die man jenseits von allem Bestehenden finden wollte. Göthe und Schiller und die Schaar der Dichter flüchteten sich vor ihr zu den Griechen, den Nibelungen, der Edda, den Juden und Heiden. Wie in dem Schumann'schen „Wanderer" heißt es: „Da, wo Du nicht bist, ist das Glück". Sie wälzte die politischen Zustände um, schuf Reiche, Verfassungen, Volksvertretungen, Presse 2c. „Alles Proben ohne Werth", — alles Werkzeuge zu neuen Corruptionen, alles in sich vermorschend und verwitternd in wenigen Jahrzehnten wie die Stuckfaçaden „moderner Paläste". Sie war die Säure, die die alte, zu praktischer Uebung gewordene Weltanschauung bis auf die Wurzeln wegfraß; von Hegel bis auf Schopenhauer, von Kant bis auf Nietzsche fraß sie sich hinein in das organisch gewordene Weltbild, wie Münchhausens Wolf sich durch den Gaul vor seinem Wagen frißt und endlich vorn im Geschirr wieder herauskommt und mit dem Wagen weiter fährt. Es ging hinein in den Atheismus, Materialismus, Monismus 2c., es war sehr schön, es war „ein Wunder des Menschengeistes", aber — es war kein Brod.

Und das Weib trippelte mit Anmuth und immer mit. Es ließ sich begeistern für Philoso

unter den Gesichtspunkt der Pflicht gestellt, der das Wuchern individuellen Begehrens ebenso hemmte, wie einst die intensiven Beziehungen alles Irdischen auf das Jenseitige gethan. Da Jeder sich einen strengen und continuirlichen Zwang auferlegte, so fühlte kein Einzelner den Zwang als etwas peinlich Ungerechtes. Eine große und ausgedehnte, vielfach noch persönlich geübte Charitas, die als Triebkraft die Lehren der alten Kirche in sich trug, gehörte mit zur Pflicht, also zu dem, wovon man kein Wesen und kein Gerede machte, weil es das Allerselbstverständlichste war. Dieser Zusammenhang mit dem Allgemeinen, in der Erfüllung täglicher Aufgaben, gab den Gemüthern Frieden. „Man war zufrieden." Man fügte sich und ertrug. Alle Klassen und Stände fügten sich und ertrugen. Und vielleicht kamen zu jener Zeit die folgenden Strophen eines meines Wissens noch unausgegrabenen Dichters auf:

Glücklich ist,
Wer vergißt,
Was doch nicht zu ändern ist.

Ich möchte ihren Walzerpessimismus aber doch etwas später, in dem Anfange dieses Jahrhunderts suchen, da doch die Seligpreisung des Zufriedenseins schon das Anzeichen einer inneren Unzufriedenheit ist.

Und diese Unzufriedenheit fing nun an sich einzu-

finden, zu wachsen, umsichzugreifen und alle Gebiete zu durchdringen. Sie kam in dem Gewande einer fictiven Harmonie, die man jenseits von allem Bestehenden finden wollte. Göthe und Schiller und die Schaar der Dichter flüchteten sich vor ihr zu den Griechen, den Nibelungen, der Edda, den Juden und Heiden. Wie in dem Schumann'schen „Wanderer" heißt es: „Da, wo Du nicht bist, ist das Glück". Sie wälzte die politischen Zustände um, schuf Reiche, Verfassungen, Volksvertretungen, Presse &c. „Alles Proben ohne Werth", — alles Werkzeuge zu neuen Corruptionen, alles in sich vermorschend und verwitternd in wenigen Jahrzehnten wie die Stuckfaçaden „moderner Paläste". Sie war die Säure, die die alte, zu praktischer Uebung gewordene Weltanschauung bis auf die Wurzeln wegfraß; von Hegel bis auf Schopenhauer, von Kant bis auf Nietzsche fraß sie sich hinein in das organisch gewordene Weltbild, wie Münchhausens Wolf sich durch den Gaul vor seinem Wagen frißt und endlich vorn im Geschirr wieder herauskommt und mit dem Wagen weiter fährt. Es ging hinein in den Atheismus, Materialismus, Monismus &c., es war sehr schön, es war „ein Wunder des Menschengeistes", aber — es war kein Brod.

Und das Weib trippelte mit Anmuth und Würde immer mit. Es ließ sich begeistern für Philosophie und

Verfassung, für Dichter und Schauspieler, sich „anlehnend“ und „hinaufrankend“, entwöhnt in irgend etwas auf sich zu stehen, sich auf sich selbst zu verlassen, aus sich selbst zu handeln. Denn um das Alles zu können, hätte es vor Allem in seinem Geschlecht fußen und seine Weibnatur zur Voraussetzung nehmen müssen. Aber jede directe Andeutung in dieser Richtung galt für „unweiblich.“ Das Weib hatte keine Natur. Es war keinen unabänderlichen, gebieterischen Zuständen unterworfen, — außer einer von revolutionären Dichtern literarisch ausgebeuteten „Leidenschaftlichkeit“ jüdischer Erfindung.

Und mitten unter den „Riesenfortschritten des Menschengeistes und der menschlichen Erfindungskraft“ zeigt sich immer deutlicher ein neuer und nicht früher wahrgenommener Zustand, — der einer nervösen Depression. In stets wachsender Anzahl treten die Krankheiten der Erschöpfung beim Manne auf: Nervöse Leiden, geistige Erschütterung, versteckte Geisteskrankheiten, Angstgefühle, Rastlosigkeit, und alle jene Erscheinungen im Geschäfts- und Privatleben, die das Gefühl der Dauerlosigkeit bezeichnen. Das Leben zerstückelt sich in immer kleinere Partikelchen, bis es auf den Moment, das Momentbild, den Momentgenuß, den Momenterwerb hinabgelangt. Und so, selbst das Bruchtheil eines Moments geworden, kommt nun

der Mann mit seiner Momentliebe, Momentweichheit und allen seinen Momentzuständen zum Weibe und verlangt von ihm Alles, was er in Büchern als „weiblich" bezeichnet gefunden hat: Hingebung, Zärtlichkeit, Leidenschaft, Begeisterung, Treue, Mitleid u. s. w.

Und was findet er, — wo es sich nicht um Bezahlung in einer der anerkannten oder „tolerirten" Formen handelt? Er findet einen erstaunten Blick, in dem etwas funkelt, was er sich nicht deuten kann, noch möchte, was aber, gedeutet, Spott und Ekel genannt wird; er findet eine schlaffe Hand, in der kein Puls klopft, einen spröden, abfallenden Körper, eine Nervosität, die sich peinigend auf ihn verpflanzt wie Ameisengekribbel auf bloßer Haut, und ein Etwas, das seine Müdigkeit noch müder, seine Reizbarkeit noch reizbarer, seine Friedlosigkeit noch friedloser macht. Und er constatirt mit Bitterkeit, daß das „gebildete" Weib nicht mehr beruhigen, erfreuen, Genuß und Ausspannung gewähren, nicht mehr mitfühlen und mitfolgen kann. Und da flüchtet er sich doch lieber dahin, wo wenigstens auf Momente, — und was will man denn mehr? — Vergessen zu finden ist.

Unterdessen hat das Weib, bei dem er sich soeben empfohlen, auch etwas constatirt. Es hat sich gefragt: ist das „Er, der Herrlichste von Allen?" der berühmte

Edle, Gute, Starke, Schöne? der Mann! 's ist ja gar kein „Mann!" „'s giebt ja gar keine Männer mehr!" Und sie sieht, unter einem halben Träumen, dem starken Fuhrknecht, der eben vor ihrem Fenster Tonnen abladet, zu. Und wacht sie auf, so fühlt sie sich leer und gelangweilt, so herzinnerst leer, daß ihr weh und angst wird, und ihre Gedanken wenden sich suchend umher nach einem Anhalt, einer Aufgabe.

Dieses Suchen nach einem Anhalt, einer Aufgabe, nach etwas für sich, einem Eigenen, einem Refugium, von dem der Mann nichts versteht und in das man ihn gar nicht hineinblicken läßt, das man vor ihm verbirgt, finden wir durch dieses ganze Jahrhundert bei fast allen regsameren Frauen, Gattinnen, Müttern, auch wenn sie wirklich genügend durch Kindererziehung und Hauswesen in Anspruch genommen sind. Ob es eine Erbauungsstunde, der Cultus eines Dichters, der Besuch von Vorträgen, oder die Lectüre moderner aufregender Bücher, ob es, wie früher, eine freudige Erhebung, oder, wie jetzt, eine haßvoll empfundene Selbstqual ist, — das sind nur Gradunterschiede. Die Hauptsache davon ist die Absonderung und ein Erregungscentrum, das man vor ihm verbirgt und das nicht er auslöst, — in dem die Frau mit sich allein sein will. Als Pendant dazu hat der Mann seine

Kartenpartie, seine Festessen, seine Clubabende. Das ist bedeutungsvoller als es aussieht, denn das bedeutet: auf demselben Punkte, wo der Mann von seiner Arbeit Ausspannung, Erholung, ein gemüthliches Simpeln sucht, da sucht das Weib, wenn es von *seiner* Arbeit kommt, Reize, Anregungen, Exaltationen.

Das heißt: der Mann fühlt sich *erschöpft*, das Weib fühlt sich nur *gebunden*.

Wir haben einen Parallelfall hierzu in einer sehr weiter abliegenden Vergangenheit, die doch eine Fülle von Parallelerscheinungen mit der Entwickelungslinie der Gegenwart bietet. Wir wissen, daß die Annahme des Christenthums unter den vornehmeren Frauen des Römerreichs viel allgemeiner war, als unter den römischen Männern. Wo der Mann sich neben einer amtlichen Stellung zum Gourmand entwickelt, da entwickelte sich die Frau zur begeisterten Christin. Das heißt: wo der Mann Ausspannung suchte, da suchte die Frau Anspannung. Wenn wir uns die Noth und die Dränge der Gegenwart ganz klar machen wollen, so ist dies der Punkt, von dem wir auszugehen haben.

Der Mann macht ganz allgemein und in allen Culturländern während dieses Jahrhunderts eine seiner schwersten Krisen durch. Sie scheint von außen be-

trachtet, und wird auch so aufgefaßt, eine ganz materielle Krise, bedingt durch die Verwandlung der Länder aus getreideproducirenden in industrieproducirende. Es ist eine ähnliche Krise, an der einst die römische Weltherrschaft erwuchs und zerfiel. Dieses Abgegrabenwerden vom Boden und Aufeinandergeimpftwerden als parasitäre Erscheinungen hat schon seit ein paar Jahrhunderten eine ungeheure innere Erschütterung im Manne hervorgerufen, die sich immer deutlicher in einer zunehmenden Ermüdung und Niedergeschlagenheit nach außen kehrt. Es ist, als sollte einer, sein Lebenlang an den Händen hängend, nicht auf den Füßen stehend, sich aufrecht erhalten. In dieser Stellung wird er zum Schluß auch zu abgemattet zur Empörung, und daraus vielleicht fließt der ätzende Scheidewasserpessimismus in der Literatur und Philosophie dieses Jahrhunderts. Aber auch das sind doch nur Oberflächenerscheinungen. Was tiefer liegt und Alles bedingt, den materiellen wie den seelischen Nothstand, — das ist, daß eine vierhundertjährige Entwickelungslinie menschlichen Denkens ausgerollt und angekommen ist am Nichts.

Das Welträthsel ist unbegriffener als je, alle Resultate des „wissenschaftlichen Aufschwungs", die man mit derselben Inbrunst wie einst die religiösen Offenbarungen verehrte, sind Einem unter den Händen zerbröckelt, die

philosophischen Systeme haben sich als Turnübungen des Geistes auf dem Trapez erwiesen, der materielle Boden ist verloren, der geistige Boden ebenso; eine ungeheure Anstrengung ist resultatlos verlaufen, der Mann fühlt sich ekelkrank und zerschlagen wie nach einem Rausche an gefälschtem Wein.

Der Mann mit dem Katzenjammer aber ist keine besondere Stimulanz für das Weib.

Als die Römer ihren Katzenjammer hatten, worauf ihr Untergang folgte, da wurden die römischen Matronen Christinnen oder öffentliche Prostituirte. Das heißt, sie wandten sich in beiden Fällen von dem Manne als Haupt ab, die Einen inwendig im Innersten ihrer Herzen, die Anderen äußerlich in ihrem Wandel. Auf demselben Punkte stehen wir nun. Schon unsere Mütter und Großmütter bauten sich ihr eigenes Altärchen. Jetzt verlangen viele Frauen die Gleichstellung mit dem Manne und die Freiheit der Liebe, die in einem socialistischen Staat auch unbedingt gewährt werden müßte, und viele sehen sich angstvoll um, nach einer Anknüpfung außerhalb ihres Ichs und über den Mann hinaus. Die Gräfin Schimmelmann, Annie Besant und manche Andere sind Beispiele dafür.

Woher diese merkwürdige Erscheinung, die jetzt ebenso

deutlich hervortritt wie damals in der großen Weltkrise des untergehenden Römerreiches?

Sie beruht auf dem innersten Anspruch der Weibnatur, der weit über das sinnliche Bedürfniß hinausgeht, — dem Anspruch an Emotion. Wenn der Mann das Emotionelle in Weibe nicht mehr in Bewegung setzen kann, dann wendet es sich von ihm ab; denn das Weib hat seine übersinnliche Seite so gut wie der Mann. Bei ihm giebt sie sich Ausschlag im Schaffenstrieb; bei ihr im Erregungsbedürfniß.

Und der Mann der Gegenwart, an einem Endpunkte stehend, müde und überreizt, abgestumpft und enttäuscht, hat nichts, womit er das fundamentale Wesen des Weibes auslösen könnte.

Eine gescheidte junge Dame bekam einmal einen Brief von einem Bewunderer. Ueber den Inhalt nicht ganz im Klaren, zeigte sie ihn einer Freundin. Diese las ihn und sagte geringschätzig: „Diese kleinen Männerchen von heute!"

Dasselbe Erregungsbedürfniß des Weibes, das es vor drei Jahrhunderten dazu trieb, einander als Hexen anzugeben und sich als Hexen zu bekennen, treibt es jetzt in das Frauenrechtlerthum hinein. Beides sind versetzte emotionelle Dränge, abgeleitet von ihrem Centralpunkt.

Es ist ein Verzweiflungsweg, und doch für Viele der einzige, den sie vor sich sehen. Und sie können ihn nur gehen, indem sie das Geflüster in ihrem Innern durch Auswendiglernen und laut hervorgestoßene Stichworte zu übertäuben suchen, — das Geflüster, das ihnen sagt, dieser Weg führe gerade dahin, wohin die Entwickelungslinie der Zeit den Mann geführt hat, — ins Absurde.

Aber was sollen sie machen? die müssen etwas thun, wenn auch nur zur Ableitung. Vielen ist ein Gefühl eigen, als müßten sie explodiren, wenn sie sich stillverhalten.

Der Mann unserer Zeit trägt, wie erwähnt, auch in seinen kräftigsten und geistig hervorragendsten Repräsentanten, besonders der jüngeren Generation, die Zeichen der Ermüdung und Gedrücktheit. Er hat einen langen, schweren, heldenmüthigen Kampf geführt, — den Kampf um seine geistige Freiheit. Und er hat seine menschliche Freiheit darüber eingebüßt, die auf dem Besitz des Grund und Bodens beruht, auf dem man steht. Er fühlt, daß er nichts mehr besitzt, auch sich selbst nicht! Und das nächste Gefühl von einer solchen Erkenntniß ist die Nervosität der Ohnmacht.

Für diese Nervosität werden nun sehr viele Ursachen aufgezählt. Bald wird dem Alkohol die Schuld zugeschoben und dagegen in öffentlichen Versammlungen

gewettert, bald ist das Fleischessen verderblich und die Religion des Vegetarianismus wird empfohlen, bald sind die jugendlichen Ausschweifungen schuld und dem Manne wird das Gelübde der Keuschheit bis zur Ehe, deren materielle Basis sich oft merkwürdig weit hinausschieben kann, nahegelegt. Nur in Einem sind alle unsere gelehrten und ungelehrten Auguren einig: nur mit keinem Blicke die wahre Ursache streifen! Nur immer hübsch die Wirkung als Ursache angeben. Der Mann kann es in seiner Haut nicht aushalten, weil er zu viel trinkt, ißt und liebt. Oder trinkt, ißt und liebt er vielleicht nur deshalb unrationell, weil er durch diese allzumenschlichen Stimulanzmittel sich wenigstens intermittirend noch leidlich wohl in seiner Haut zu befinden vermag? — Und in den Zwischenpausen, wenn die seelische und materielle Depression die Oberhand gewinnt, fühlt er pessimistisch.

Und es werden ihrer immer mehr, welche es vermeiden, sich ein Haus zu gründen; denn womit sollen sie sich die Frage: Was kann ich meinen Kindern Festes hinterlassen, beantworten?

Anders ist es mit dem Weibe. Gewiß gehen Bleichsucht, Nervosität, Hysterie durch alle Klassen; gewiß sind das, ebenso sehr wie beim Manne, viel mehr aus seelischer Depression, denn aus körperlichen Zuständen entsprungene

Leiden, gegen die keine Badereisen und Luftkurorte helfen können. Gewiß ist da auch ein froher Muth, der freilich weder in Ballsälen noch in der Apotheke zu haben ist, das einzige Mittel.

Aber wo die Leiden des Mannes vielfach aus erschöpften Kräften entspringen, entspringen die des Weibes zu allermeist aus gehemmten Kräften. Das Weib ist selbst in leidendem Zustande, sobald es von einer erwärmenden Erregung getragen wird, ausdauernder als der Mann. Es ist zäher, es ist nicht zu brechen wie er. Und wonach es schmachtet, ist Expansion.

Jedesmal, wenn die schwersten Krisen eintreten, sehen wir das Weib über sich hinausverlangen und hinausgreifen. Wo der Muth des Mannes aufhört, da fängt der Muth des Weibes an. Wo keine Hoffnung mehr vorhanden scheint, da setzt ihre Zuversicht ein. Keine Leistung macht es in solchen Zeitläuften krank, — nur in der Unthätigkeit zeigen sich an ihm alle Krankheitserscheinungen der Zersetzung. Einst waren es Frauen, die in der größten aller Zeitbrechungen wesentlich mithalfen zu dem inneren Siege der christlichen Idee. Wieder ist eine schwere Zeitbrechung da. Aber was man bisher in ihre ausgestreckten Hände gelegt hat, ist Todtes, nicht Lebendiges.

Vergegenwärtigen wir uns Eins. Die Frauen-

bewegung, wie sie sich seit Jahrzehnten in England, Amerika, dem skandinavischen Norden, jetzt auch in Deutschland Terrain erobert hat, ist eine Mißleitung des Weibes, entsprungen aus einer irrthümlichen Auffassung der Entwicklungslinie. Aber an sich betrachtet sprechen sich in ihr keine Anzeichen der Entartung, sondern die Anzeichen des aufschnellenden Kraftgefühls aus. Das Weib will nicht länger in der bisherigen Richtung verharren. Soviel hat es bewiesen. Es will sich mehr auf sich selbst concentriren, d. h. es will tiefer in sein Wesen hinabtauchen, mit anderen Worten: es will auf seine Artbestimmung zurück und sich selbst über seine Aufgabe vergessen.

Und diese Aufgabe besteht darin, den Boden zu bereiten, für ein neues und anderes Geschlecht der Männer.

Das war einst die Leistung der christlichen römischen Matronen. Ein anderes Geschlecht der Männer ging aus ihnen hervor als ihre Gatten, Brüder und Väter gewesen waren. Ein Geschlecht mit anderer Widerstandsfähigkeit, einem anderen Blick auf das Leben und einer anderen und neuen Productivität.

Jede fruchtbare Regung im Weibe ist eine religiöse Regung, — ohne diese Auslösung wird das Weib steril.

Nun ist aber Schritt vor Schritt, wie der Boden dem Manne verloren ging, die Religion dem Manne

verloren gegangen; und ganz folgerichtig als Spiegelbild gegenwärtiger Zustände ist er bei dem Ich- und Ueber-Ich-Cultus angelangt, d. h. dabei, sich an seinem eigenen Zopfe in die Höhe zu ziehen und an einem imaginären Knopfe im Aether anzuhängen, was er seine Selbsterlösung nennt. Er hat eben keinen Boden mehr!

Aus dem Besitze des Bodens würde ein neues religiöses Leben sich erheben, denn aus dem Boden steigen die productiven religiösen Kräfte nach oben.

Daß diese Kräfte nicht ausgelöst werden können, darin besteht die heimliche Krankheit der Zeit.

Ein Schmachten und Sehnen, ein Verlangen und Drängen ist in den Menschen unserer Zeit, — ein Hinwollen zu etwas, dem sie keinen Namen zu geben wissen.

Es ist in ganz erbärmlichen Gesellen so gut wie in den besten Geistern. Viele sind eben daran gestorben und verdorben. Etwas, das längst ausgerottet schien durch die herrschende Weltanschauung, bricht auf wie unter warmem Frühlingswind und zeigt sich wieder: die Herzen werden weich und die Seelen schmelzen. Und selbst der härteste Ichcultus ist nur ein Ausdruck der erwachten Expansion. Denn wie wäre ein Ichcultus möglich ohne Ducultus? Aber die Institutionen sind hart, unpersönlich, auf ausbeuterischen Voraussetzungen ge-

gründet. Sie sind niederzuwerfen, damit die Seelen in einander thauen können. Frauen haben versucht, das zu bewerkstelligen. Es ist ihnen nicht gelungen, aber der Anfang ist gemacht. Im Folgenden will ich einige solcher Versuche zeichnen.





VII.

Sucherinnen.

Man giebt sich in unserer Zeit allgemein der Anschauung hin, daß sie es den Begabungen besonders leicht mache, zum Vorschein zu kommen und leitende Rollen zu spielen. Das muß auch eingeräumt werden für jene Anlagen, die mit keinem intensiven inneren Leben verbunden sind. Wer ein neues Glühlicht erfinden, eine neue Auswucherung seiner Nebenmenschen erdenken, den überaus nützlichen und für die materielle und geistige Wohlfahrt der Menschheit höchst bedeutungsvollen Nordpol bereisen und der Cultur zugänglich machen und einige neue Mordwerkzeuge zur Erhaltung des Völkerfriedens den stehenden Heeren zuführen kann, dem wird es an den dazu erforderlichen Mitteln und

damit verbundenen Ehren und Auszeichnungen nicht fehlen. Und sehen wir uns die geistigen Führer dieses Jahrhunderts an, so kann man sie in die vier Gruppen des modernen Erwerbslebens eintheilen: die, welche Concurs gemacht, die, welche liquidirt, die, welche sich nach einigen Einbußen auf ihr Altentheil in Ehren zurückgezogen haben, und die, welche sich ein Ansehen erschwindelten.

Aber keiner, — nicht einer, — hat seinen Nachkommen hinterlassen, worauf sie weiter bauen könnten. Es giebt in unserem Jahrhundert für die Seelen der Kinder und zum Fußfassen für die aufwachsenden Generationen kein Vätererbe. Jeder muß von Neuem anfangen, jeder tritt als ein Bettler ins Leben und es ist der reine Zufall, mit was für Fetzen und Lumpen aus allen Zeiten und Culturen er seinen Geist bekleidet und an welcher Art, von gerade in Literatur und Presse stürmisch empfohlener Margarine, er seine Seele nährt.

Die gebrochene Curve, das ist das Kennzeichen unseres Jahrhunderts, und selber ist es ein Endpunkt, ein Ausläufer, ein Margarine-Jahrhundert, das seinen Hunger mit aufgekochten und aufgefärbten Abfällen betrügt und müde und krank hinausstarrt in das Sinnlose und Leere.

Und wir brauchen ja nur die „geistigen Größen“ zu betrachten, die es hervorgebracht, um gewahr zu werden, daß das erste Erforderniß zum „Siegen“ und „Durchdringen“ ihre Anpassungsfähigkeit an den Geist der Zeit war.

Die nun aber diese Anpassungsfähigkeit an das Zerbröckelnde nicht besaßen? Deren inneres Wesen über diese Zeit hinaus und hinter diese Zeit zurückging? Die nicht von der Art jener „Gegenwartsmenschen“ und „Großstadtnaturen“ waren, deren Nachkommenschaft, — wenn sie überhaupt welche haben, — in ein bis zwei Generationen erlischt, ebenso wie die von ihnen erzeugten oder sie tragenden „Ideen“ schon von der nächsten Generation zum alten Plunder geworfen werden, den dann die literarischen Lumpenhändler für die „unteren Volksklassen“ wieder hervorsuchen und zu „Billigkeitsausgaben“ verwenden? — Ja, was aus ihnen wurde, das wissen wir nicht. „Emporgekommen“ sind sie jedenfalls nicht. Ob sie sich auch nur selbst zum Bewußtsein gekommen sind, ist auch fraglich. Der geistige Druck, der dieses ganze „Jahrhundert der Freiheit“ hindurch in ganz einheitlicher internationaler Weise nach einer ganz bestimmten politischen und intellectuellen Richtung ausgeübt wurde von geistigen und socialen Machthabern, die Schule,

Universität und Presse zu ihrer Verfügung hatten, läßt das ganz unwahrscheinlich erscheinen. Nur eine Wirkung dieses einheitlichen Drucks können wir deutlich wahrnehmen: — die malaise der Kinder dieses Zeitalters, . . ihre Unruhe, ihre Sucht nach Ortsveränderung, ihre Nervosität, ihr Drang sich zu betäuben, ihre Glaubenslosigkeit an Alles und Alle und in erster Linie an sich selbst, — und über hunderttausenden von Leben als letzte Chance und letzter Ausweg: der Selbstmord . . . .

Und wenn dies die Grundnote des Lebens der Männer, sowohl derer, die sich anpassen, wie derer, die sich nicht anpassen konnten, ist, auf welchen Ton war das Leben des sensibeln Weibes gestimmt?

Auf dieselbe Dissonanz, die bei der größeren Erregichkeit des Weibes nur noch kürzer und schriller abriß, und es in seiner Seele wie in seinen Nerven, in seiner ganzen Weibnatur zerriß.

Ich habe vor zwei Jahren in dem „Buch der Frauen" eine Anzahl hervorragender Frauen geschildert, die sich in der Oeffentlichkeit geltend machten und eine bedeutende Anerkennung errangen. Diese Geltung und Anerkennung hätten sie ohne ihre Anpassungsfähigkeit an den Geist und die Ideen der Zeit nicht gefunden; sie wären ganz unbekannt geblieben. Aber dieses so-

genannte „Moderne“ an ihnen, d. h. ihre Anpassungsfähigkeit an ephemere Zeitströmungen, zersprengte sie von innen. Die Einen starben, die Anderen werden sich vielleicht selbst überleben.

In einem anderen Buche: „Wir Frauen und unsere Dichter“ schilderte ich einige der „Geistigen Führer“ der Zeit. Von ihnen führten die, welche die Anerkennung ihrer Zeitgenossen in größerem Maaßstabe errangen, — ins Absurde. Sie besaßen in hohem Grade die Anpassungsfähigkeit an die „Zeitideen“, und diese Zeitideen sterben leider eine nach der anderen vor dem eigenen leiblichen Hinscheiden ihrer Verkündiger ab.

Marie Baschkirtzew und Sonja Kowalewska, Anne Charlotte Edgren und Amalie Skram, George Egerton und Eleonore Duse, die literarische Theatermache zu flüchtigem Leben galvanisirt, — sie waren alle die Anpassungsfähigen an dem „Inhalt“ der modernen Zeit; wie Ibsen und Björnson, Tolstoi und Strindberg und Heyse Anpassungsfähige waren. Aber die Leser fühlen sich schließlich verödeter in der Seele, wenn sie von ihnen gehen, als da sie zu ihnen gekommen.

Aber unter und hinter allen Diesen, die es zu etwas brachten, stehen die, welche es zu nichts brachten, — weil sie sich nicht anpassen konnten. Es ist nicht meine

Aufgabe, Erscheinungen dieser Art unter den Männern zu betrachten.

Unter den Frauen sind sie nicht selten, und einige von denen, die mir begegnet sind, habe ich herausgegriffen und will im Folgenden die hauptsächlichen Linien ihres Wesens zu zeichnen versuchen, — häufig wunderlich verkrümmte, sprunghafte Linien gedrückter Naturen, die plötzlich aufschnellen und sich wieder zusammenbiegen, und tiefe und oft entstellende Spuren des Kampfes tragen, den sie unbewußt aufnahmen und der ihnen zu schwer ward, — da kein Entsatz kam.

Denn die „Führenden Geister“ unserer Zeit, die haben sich vor Allem in einem absolut untüchtig gezeigt: „Uns Frauen zu führen.“

Und wenn ich gefragt werde, warum? so kann ich darauf antworten: weil in uns Allen, ob wir Kinder haben oder keine, ob wir Frauen werden oder keine, einmal — sofern wir nicht aus unserer Natur entartet sind — die Frage aufsteht, um die unser Mutterinstinct selbst sich zusammenzieht, wie um die Frucht unseres Schooßes, — die Frage: was hinterlassen wir den Kindern? was geben wir ihnen mit in's Leben als nährendes Brot und tragenden Inhalt, auf dem sich's ruhen und kämpfen, leben und sterben läßt?

Und wenn die innere Antwort auf diese innere

Frage lautet: Nichts! dann wenden wir unseren Führern den Rücken.

Und wenn wir in der Angst des Suchens weiter rückwärtsblicken und fragen: was gaben unsere Eltern uns mit als nährendes Brot und tragenden Inhalt? und auch darauf die Antwort lautet: sie hatten uns nichts mitzugeben — denn sonst wären wir ja nicht zu den Fremdenführern, die an allen Ecken stehen, gegangen, — dann fassen wir aus dumpfem Antriebe den Entschluß: selbst zu suchen, ob wir etwas finden, denen mitzugeben, die aus und nach uns kommen. Und viele Kinderlose fühlen alle Kinder als ihre eigenen.

Die ich im Nachstehenden schildern will, sind Sucherinnen. Das Suchen beherrschte sie wie ein innerer Zwang, der sich nicht aufhalten ließ. Sie fanden nichts sich anzulehnen, kein Mann ward dauernd ihr Führer. Ihr eigenthümliches Merkmal ist: sie ließen sich nicht eingliedern, — wie jene sechs berühmten Frauen, die ich im „Buch der Frauen" schilderte, sich eingliedern ließen, — um eingegliedert ihre Lebenskraft oder ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren.

Diese blieben sie selbst, — wenn auch oft dieses Selbst sich nicht anders als in einer Verzerrung behaupten konnte. Sie gaben ihr Ich nicht weg. War es deshalb, weil sie ihr Ich nicht als Einzel-Ich fühlten,

weil sie sich nur als ein Strahl aus einem großen Centrum empfanden, das sie wieder aufsog. Sie drangen nicht durch, — oder auf seltsamen abgelegenen Gebieten, über die man in der Welt der herrschenden Geister die Achseln zuckt und sie belächelt. Oder sie drangen nur auf einen Augenblick durch und verschwanden wieder. Ihrer Art von Begabung fehlte die Anpassungsfähigkeit, die die Voraussetzung der allgemeinen Anerkennung ist. Oder bestand gerade darin ihre Begabung?

Die am Wege sterben.

I.

Es giebt Leben, an denen, wenn man sie überschaut, eine führende Hand und ein leitender Wille sichtbar zu werden scheinen, — Leben, die vorausbestimmt schienen, in Kümmerlichkeit, Versagung und Dunkel zu verfließen, und aus denen doch Alles ward, was zu ihren innersten Bedingungen für Entfaltung und Wachsthum gehörte. Wer einmal stille stand in seinem Daseinslaufe, und zurückblickte, und ihn überschaute, und mit klopfendem Herzen plötzlich einen Zusammenhang entdeckte, wo er

nichts als Bruchstücke von Zufälligkeiten und ein Tappen im Ungewissen zu finden erwartet hatte, und sich fragte: wie bin ich dieses Wegs gekommen, von dem ich nicht ahnte, daß er vorhanden war und daß warme Hände auf ihm mich empfangen würden und die Sonne auf ihn scheinen, — wer an diesen Punkt seines Daseins angelangt ist, der fürchtet sich nicht mehr. Aber er gehört sich auch nicht mehr. Er hat in einen größeren Zusammenhang geschaut, als der Zusammenhang des Ichs mit sich selber ist, und er weiß, daß auch er hinfort aus tieferen Impulsen als persönlichen handeln, denken, fühlen und leben wird. In solchen Menschen zeigen die Grenzen des Ichs sich aufgehoben.

Aber solche Menschen sind selten. Denn sie durchbrechen die Schranken der sichtbaren Welt, ob sie nun unbekannt dahin leben, oder als Wegweiser am Pfade der Menschheit aufgepflanzt stehn, in weiten Abständen und oft in geringer Gestalt.

Dies Bewußtsein geführt zu werden, ist häufiger und tiefer im Weibe als im Manne. Das Weib fühlt häufig eine Gewalt über sich, — eine gute oder eine böse. Und diese innere Freudigkeit oder Bosheit wird später offenbar im Wesen seiner Kinder.

Was viele Jahrhunderte haben bestehen lassen, hat dieses Jahrhundert untergraben. Es hat den Menschen

auf sich selbst gestellt, — auf seine Endlichkeit, sein Ich, sein Bewußtsein. Es hat nun seine Curve beendet und wir können in Augenschein nehmen, was diese Besitzergreifung des Menschen von sich selbst bedeutet. Es ist, als wenn man einen Baum ausrisse, und seine Wurzeln nach oben kehrte und zu ihnen sagte: werdet Luftwurzeln und ernährt Euch an der Atmosphäre.

Dieses Jahrhundert hat auch das Weib auf sich selbst gestellt, auf seine Endlichkeit, sein Ich, sein Bewußtsein. Es hätte es ebenso gut auf den Kopf stellen und ihm zumuthen können, mit seinen Haaren Wurzeln in der Erde zu schlagen. Diese Stellung und Aufgabe wäre ihm auch nicht unangemessener gewesen, als seine jetzige Stellung und Aufgabe im Leben.

Nun das Weib ist gelehrig. Es begriff, daß es seine sittliche Pflicht war, sich gehoben und getragen zu fühlen von den neuen Aussichten und Einsichten, und es fühlte sich gehoben von der Einsicht in seine Endlichkeit, sein Ich und sein Bewußtsein. Und aus diesen drei Einsichten fing es nun an, sich mit eigenen Händen ein Leben aufzubauen.

„Die freie Concurrenz aller Kräfte" leistete ihm ja dabei ihren gewichtigen Beistand, und mit dem erprobten Freiheitsworte: Hilf Dir selbst! ging es ans Werk — —

Einige Jahre, ein Jahrzehnt, vielleicht zwei ver-

gingen, und nun sehen wir die Ränder aller Straßen, die wir kommen, bedeckt von denen, die am Wege sterben.

Die Schaaren dieser Gebrochenen, die mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Kräften gestrebt und es zu nichts gebracht, sind Legion. Es nahm sich ihrer Niemand an, als sie sich nicht länger helfen konnten, — ihr Ich glitt ihnen aus den Händen, ihr Bewußtsein verließ sie, und ihre Endlichkeit starrte ihnen entgegen und warf ihnen das Spiegelbild ihrer welken müden Gestalten zurück.

Wer in die Lage gekommen viele Briefe von Frauen, die vom Zeitgeist erfaßt worden, zu lesen, der wird auch mit einem Gefühle, bei dem sich das Herz zusammenzog, constatirt haben, daß sich nicht ein glücklicher, oder nur halbwegs zufriedener darunter befand. Wie sich auch die Temperamente dieser Frauen äußerten, wieviel Exaltation, Verschrobenheit, oder ganz materielle Absicht sich auch darin kundthat, — alle diese Briefe waren doch im letzten Grunde Hilfeschreie von Ertrinkenden, die an Einem vorbeitrieben und fortgerissen wurden in der Nacht. Ihnen war nicht zu helfen; denn keine unterlag einem einzelnen bestimmten Mißgeschicke. Wirthschaftlicher Nothstand und innere Entwurzelung und dazu ein ungestümer Drang nach Glück und Genuß,

— das waren die Leitmotive aller, und dafür ist wohl keine einzige Schreiberin persönlich verantwortlich zu machen, denn diese drei Züge sind das Signalement der Zeit.

Die am Wege sterbenden Begabungen, die Sucher, die das Ziel nicht fanden, oder von ihren Kräften verlassen wurden, gehörten sonst dem Männergeschlechte allein an. Das ist nicht mehr so. Jetzt sind es vorzugsweise die *weiblichen* Sucher, die am Wege sterben. Und es sind nicht die minderwerthigen Begabungen und die schwachen Individualitäten allein, — es sind etliche vom besten Material dabei; und eine solche, die für *viele* gelten mag, Bekannte und Unbekannte, will ich im Nachstehenden zeichnen.

II.

(Auf einem Dampfer in den Bohuslänschen Scheeren.)

Seeluft! Seeduft! ein frischer Wind, der so müde macht und so stark, ein Plätschern und Spritzen und Rauschen, das von weit, weit herkommt, kleine, weiße Schaumkämme, in einer unendlichen, glitzernden, fließenden Bläue, die immer bleibt und immer gleitet, —

bald grün, wie gewässerte Seide, bald silbern, wie Mondesleuchten, dann blankes Tiefblau und fahles Grau; und die Küste verschwindet und der Dampfer steuert gerade hinein in das funkelnde blaue Licht unter dem weißlichen, opalklaren Himmel.

Ich sitze und sehe und athme und sauge die Bilder und die salzige Meerluft ein, wach und betäubt zugleich. Und immer blauer und blauer wird das Wasser, und immer tiefer und tiefer die Glocke des Himmels, und Göteburg verschwindet hinter den sich vorschiebenden rothen Klippen, und der Dampfer schneidet schärfer durch den Schaum, und der feine, salzige Staub sprüht dichter auf; und ich sehe und sehe und athme und athme, bis ich nichts sehe als ein goldenes Gefunkel und nichts fühle, als mich selbst wie schwebend in der Luft.

Der Dampfer legt an bei Marstrand und langweilige Badegäste stehen am Strande. Kränkliche, gelbe Gesichter grüßen, apoplektische rothe Gesichter, schrille Stimmen kreischen und tiefe Bässe orgeln dazwischen ... Auf einmal ist Alles wieder weg und über und unter und um Einen nichts als glitzerndes, glühendes, rollendes Blau.

Und es rauscht und rauscht, weht und weht, sprüht und sprüht. — Ich glaube, ich habe geschlafen. Alles

ist anders, wie ich mich umsehe. Nirgends mehr offenes Meer. Der Dampfer geht durch einen engen Sund, schlängelt sich hin zwischen siegellackrothen Granitklippen, läuft an Bollwerken aus mächtigem Rundholz und blankgescheuerten Steinböschungen vorbei, läuft wieder hinaus, um einen berghohen rothen Granithügel herum und grade hinein in ein unabsehbares Silberleuchten. Und durch das Silberleuchten zieht ein anderer Dampfer eine blaue Furche, ein neuer Granitkegel glüht fast blutroth auf, der Dampfer scheint in ihn hineinzufahren und ist verschwunden. Schärfer und salziger riecht das Meer, schreiende Möven steigen vom Wasser auf wie spritzender Schaum, ein Lootsenboot, den rothen Streifen in dem weiß-weißen Segel, streicht schräg vorbei, rascher als Mövenflug. Hab ich es wirklich gesehen?

Immer nordwärts geht es in der Richtung nach Christiania. Immer einheitlicher, immer strenger wird das Bild. Lysekil, wo die besten Anchovis herkommen, ist hinter uns, die meisten Passagiere sind abgestiegen. Das Land ist nur noch ein Gethürm von Steinen, die das Meer aufgespült. Kein Baum, kein Strauch, kein grünes Blatt, kein Grashalm. Und kein Weg, kein Steg. Das Beförderungsmittel sind hier Boote. Alle Farben der Natur sind verschwunden außer einem stählernen Blau und einem stumpfen blutigen Roth.

Auf runden, glattgeschliffenen, rothen Kegeln stehen hie und da einsam rothe Häuser, wie festgekrallt mit ihren vier Eckpfosten in dem polirten Stein, getüncht mit einer Farbe wie geronnenes Blut. An langen Schnüren trocknen gespaltene Makrelen und erfüllen die Luft mit ihrem beißenden Fischgeruch. Ein Fehltritt von dieser engen Klippe und die stählerne Tiefe schließt sich über einem Menschen. In dieser Natur ist keine Nachsicht, kein Schmeicheln, keine Güte, kein Uebergang. Aber sie ist groß. Blau und roth! Die heiße Welle des organischen Lebens gehüllt in die Bläue der beiden Urelemente.

„Hier lebte Hilma Strandberg", sagte eine Stimme hinter mir.

Der Name wurde mit einer besonderen Betonung ausgesprochen.

Ich wandte mich halb um. Hinter mir saß ein unbekannter Herr und sprach mit meinem Manne.

„Was machte sie hier, in dieser Einöde?" fragte dieser.

„Sie war hier Telephonistin", antwortete der Fremde. „Sie war ja selbst von der Westküste. Sehr angesehene Familie! Aber sie wollte nichts von ihr annehmen. Sie wollte sich selbst ernähren. Hier saß sie in 9 Monaten Winter und 3 Monaten Sommer und

telephonirte über Makrelenpreise, Häring- und Hummerfang".

„Ich habe nichts mehr von ihr gesehen als das eine Buch", hörte ich die Stimme meines Mannes.

„Nein, sie hat nichts weiter geschrieben. Sie heirathete" . . .

Es wurde still hinter mir. Mein Gatte schien keine Lust zu haben, mehr zu erfahren. Eine Cigarre wurde mit großer Anstrengung hinter meinem Rücken angeraucht und das Gespräch ging auf gute, bessere und beste Cigarrensorten über.

Ich hatte aber Lust mehr zu wissen. Wandte mich um und ließ mir den Fremden vorstellen. Er war Pastorensohn von der Küste. In Fjällbacka, dem nächsten Anlegeplatz, sollte er absteigen und heimkehren, — einer der vielen Söhne jener schwedischen Pastoren, die in ihren Sprengeln gebieten wie kleine Könige; Sprengel von der Größe eines deutschen Fürstenthums, mit den Einkünften einer kleinen fürstlichen Apanage. In diesem jungen Manne war das Wanderblut der Wikinger, die einst von diesen bohuslän'schen Küsten aus die Normandie eroberten und die Westufer Europa's verheerten. Es war ein verdünntes Blut, das in dieser langen, schlanken, leichtgebauten Gestalt mit dem vogelkleinen blonden Kopfe, und den reinblauen Augen in dem zarten Gesichte,

floß, aber doch noch das alte Abenteurerblut. Er war nirgends seßhaft und konnte nirgends lange bleiben. In einem offenen Ruderboote war er von Göteborg über die Nordsee zur deutschen Küste gerudert und in Sportkreisen als „der große Ruderer" berühmt. Er hatte England durchstreift und Amerika als blinder Passagier auf den Eisenbahnen durchkreuzt, als ihm das Geld ausgegangen war, stets in der Gefahr, entdeckt und vom Zuge geworfen zu werden. Er war von Aeußeren und Benehmen Gentleman, fast mit einem Stich ins Stutzerhafte; aber unter dem eleganten hellgrauen Sommerulster verbargen sich mit zäher Ausdauer trainirte Muskeln, und in seinem langen scharfen Blicke funkelte der gleichgiltige Leichtsinn und die spontane Wärme des Vabanque-Spielers. Und während ich meinen Thee und er seinen Cognac trank, erzählte er mir die Geschichte des merkwürdigen jungen Mädchens Hilma Strandberg...

Diese Geschichte machte mir Lust, ihr Buch zu lesen; und ihr Buch machte mir Lust, ihre Geschichte hier zu erzählen.

Sie war eine von denen, deren Wesen darauf zugeschnitten ist, etwas Ganzes zu sein. So jung, so gebunden, so unerfahren sie war, als sie ihr erstes und einziges Buch schrieb, so war sie darin doch weder jung, gebunden, noch unerfahren. In den zehn Bildern von

der schwedischen Westküste, die sie unter dem Titel: „Westwärts“ zusammenfaßte, war eine ganze feste, vollausgeprägte Persönlichkeit.

Das Seltsame und fast Einzigartige an diesem jungen Mädchen war: sie hatte keine Illusionen. Die Welt stand vor ihr, wie diese Natur vor ihr stand: in einem scharfen Blau und einem blutigen Roth. Alle die Nebel des milden Ausgleichs waren für sie nicht vorhanden, so wenig wie an diesen Küsten. Das tiefe Blau der ruhigen Sebstsicherheit und das blutige Roth des unentrinnbaren Schicksals, darin kleidete sich für Hilma Strandberg das Leben. Und wie sie gleich den fertigen Blick auf's Leben hatte, den diese Natur ihr gegeben, so hatte sie gleich eine fertige Technik, — die einfache feste Technik des Erlebten. Nur ihre erste Novelle fällt auseinander; als sie diese geschrieben, hatte sie auch ihren eigenen Stil gefunden. An diesem jungen Mädchen war — was in den großen Culturländern die großen männlichen Begabungen gewöhnlich erst nach langen Anstrengungen erreichen — gleich von Anfang an Alles aus erster Hand. Herb, klar, geradezu — so schrieb sie und so sah sie; kaltblütig und unerschrocken wie ein Segler zwischen den Scheeren.

Was sie schildert in „Westwärts“, das ist das Leben in diesen engen Sunden und gefährlichen Fahrwassern,

das Leben harter, verschlossener Menschen, die kein großes Wesen aus Noth und Tod machen. Die besten mitteleuropäischen Volkslebensschilderer sind verwaschen und schwächlich gegen die große Tragik in der einfachen Sachlichkeit dieses Mädchens, für welches das Einzelleben eine kleine rothe Klippe ist, die das unendliche Meer umspült in guter Laune, bedeckt in steigender Fluth, darüber hinpeitscht und hinbrandet im Aufruhr des Sturms; aber wie alte Klippen verschwinden und neue auftauchen, und Keiner zählt die einen oder die anderen, so verschwindet das Einzeldasein und taucht das Einzeldasein auf, und jedes ist immer wieder so einsam wie eine Klippe mitten im Meere.

Aber wie diese Menschen ertragen können, so können sie auch genießen. Und kommt der Häring hereingeströmt und reißen die Netze vom Fange, dann knallen die Champagnerpfropfen und die Zehnkronenzettel fliegen, und arme Weiber prunken in seidenen Tüchern und Schürzen, und kommt der Winter mit den langen Nächten, dann sind die Taschen wieder leer und oft reicht's nicht zum Branntwein zu den gesalzenen Fischen.

Und wie die Natur unbarmherzig und wild ist, so ist das Gemüth dieser Menschen abenteuerlich und unbeugsam. Und so, wie das war, was sie schilderte, so

war sie selber, Hilma Strandberg, die Telephonistin von der Westküste.

Von diesem selben Bohuslän in den zwei Farben: roth und blau, stammte auch Emilie Flygare-Carlén, Schwedens größte Dichterin. Und wie es Zufälligkeiten und Ernährungsrücksichten für ihre Familie waren, die Emilie Flygare zu einer der productivsten Schriftstellerinnen machten, so waren es Weibrücksichten anderer Art, die Hilma Strandberg die Feder aus der Hand nahmen. Sie war in ihrem ersten Debut das volllöthigste Talent unter den schwedischen Schriftstellerinnen — und sie war die erste, die aus ihrer Reihe verschwand. Denn sie fand, was die anderen nicht fanden: die volle Inanspruchnahme ihres Weibwesens.

Die letzte und größte Novelle in ihrem Buche heißt: „Draußen am Elf!" Sie schildert darin das Schicksal zweier Generationen: eines Vaters und eines Sohnes aus dem Arbeiterstande. Der Vater, Anders Rothberg, war Aufseher in einer Sägemühle, ein ruhiger, ordentlicher, strebsamer, emporstrebender Mann. Er hielt sich am liebsten zu denen, die über ihm standen. Nicht so sehr, weil das seiner Eitelkeit schmeichelte, sondern weil etwas in ihm ihn immer gezwungen hatte, sich über das Niveau zu erheben, worauf er in der Welt gestellt war. „Als junger Mensch träumte er große

Träume etwas zu werden, aber dies Etwas war so unbestimmt, die Anlagen waren so zersplittert — etwas Zeichnen, etwas Violinspiel, etwas höhere Mechanik — und so ging die Zeit und der Handwerkersohn mußte ein Brodhandwerk wählen." Er wurde Schreiner und verheirathete sich mit einer gewöhnlichen Frau, gewöhnlich von Herkunft und Gemüth, die „die Vornehmen" förmlich haßte. Der Sohn, Oscar Friedrich, sollte studiren. Den Vater ergriff manchmal eine förmliche Angst bei der Vorstellung, Oscar Friedrich könne auf demselben Punkte stehen bleiben, wo er stehen geblieben war, — nicht weiter hinaufgelangen.

Der Sohn artete nach dem Vater. Ihn konnte manchmal so ein rasendes Verlangen ergreifen, alle seine Kräfte auf einen Punkt zu sammeln und gleich anzufangen. Aber womit? Ja, das war ihm gar nicht klar. Er begeisterte sich für so Vieles, für Alles, was seine Phantasie nach und nach aufnahm. Die Ungerechtigkeit eines Lehrers verdarb ihm die Neigung zum Studiren. Nachdem er eine Weile auf dem Holzplatze gearbeitet, bekam er Lust, Maler zu werden. Der Vater sammelte seine Schillinge und ließ ihn nach Stockholm reisen. Oscar Friedrich arbeitete fleißig, auf einem gewissen Punkte aber blieb er stehen. Es ging nicht vorwärts, es kam zu keiner weiteren Entwickelung. Scheu

und zurückgezogen suchte und fand der Arbeitersohn keinen Umgang, das Klassenbewußtsein stand ihm im Wege. Er kehrte wieder auf den Holzplatz seines Vaters zurück, arbeitete dazwischen in einem Privatatelier bei einem Maler, und ließ sich von diesem rathen, Lithograph zu werden.

Er wurde ein guter Lithograph, aber keiner von den besten. Auf einem gewissen Punkte blieb er auch hier stecken. Einsam hielt er sich immer und heirathete spät. Er war ein langer Mensch wie der Vater, etwas krummrückig und kränklich; ging immer fein gekleidet und hielt auf sich selbst. Das Mädchen, mit dem er sich verheirathete, war — Hilma Strandberg.

Und Hilma Strandberg überschaute ihn in seiner Beschränkung und Begrenztheit, — den Arbeitersohn, mit dem Arbeiterhorizont und dem Arbeitergehirn, ein braver, langweiliger Kerl, ein schüchterner Patron unter den wilden Durchgängern der Westküste. Und sie stellt ihn hin vor den Leser, ohne eine Spur von Sentimentalität, ja anscheinend ohne Mitgefühl. Wie kam sie dazu, ihn zu nehmen, die Könnerin den Nichtkönner? die Tochter aus altem Hause den Handwerker, das Weib mit der Zukunft den Zukunftlosen? Nichts lag ihr ferner, als Schwärmerei und Verschrobenheit.

Sie heiratheten sich und gingen nach Amerika. In Boston und Philadelphia ernährte er sich kärglich durch sein Handwerk und sie arbeitete an einer Zeitung. Dann verschollen sie. Als mein Gewährsmann durch die betreffenden Städte kam, spürte er gründlich aber vergebens nach ihnen. Sie waren nicht mehr da. Niemand konnte Auskunft geben, wo sie geblieben waren.

Wer kann sagen, warum ein Weib, das sich eingeschnürt fühlt, ihre Fesseln so und nicht anders sprengt? Die Hauptsache ist für sie, daß sie gesprengt werden. Viele Mädchen heirathen, um versorgt zu werden; einige wenige, um Luft zu bekommen. Hilma Strandberg sah von ihrer Telephonstation vor sich das Meer und hinter sich die Klippen. Ihr Buch hatte Anerkennung gefunden — aber hinaus half es ihr nicht. Da saß sie, da konnte sie bleiben. Und überall draußen war die reiche große Welt, die der ganze Mensch gekannt haben will, ehe er ihr den Rücken kehrt. Mehr Bücher schreiben? Wozu denn? Sie hatte hingeschrieben, was sie hatte. Sie hatte nicht mehr! Sie wollte *haben*, nicht geben. Und Oscar Friedrich war ein braver Kerl, und ein Unzufriedener wie sie. Auch in ihr war Wikingerblut. Sie legten ihre Schicksale zusammen und fuhren über das Meer, das an ihre Klippen schlug. Und verschwanden für die Menschen, wie eine

Klippenzacke verschwindet in der Fluth. War ihr eigenes Leben auch, wie die Leben, die sie schilderte in „Westwärts", — ein Boot, das umschlägt in einer Winternacht?

III.

Es waren Jahre vergangen. Eines Tages, von einer zufälligen Bekannten, während eines vorübergehenden Aufenthalts in Dänemark, hörte ich wieder den Namen Hilma Strandberg nennen und erhielt auf meine Frage zur Antwort:

„Sie ist brustkrank. Mit Hilfe von Gönnern haben wir sie nach Schweden zurückkommen lassen und sie auf einem Sanatorium untergebracht. Aber sie verlangt immer nach ihrem Manne. Und der ernährt sich doch in Amerika und lebt bei seinen Eltern, die ihm nachgezogen sind. Gott, sie können sich eben nicht zusammen ernähren. Hier hat sie doch wieder gleich zu schreiben angefangen und kann Absatz dafür finden."

„Hatte sie keine Kinder?"

„Zwei oder drei. Sie sind todt."

Ich konnte nicht weiter fragen. Es war ja genug, was ich gehört hatte, und ein zerbrochenes Dasein mehr,

von dem ich Bescheid wußte. Aber die mittheilsame Dame vergaß mich nicht. Und nachdem sie heimgekehrt, erhielt ich eines Tages einen Packen Briefe von Hilma Strandberg an Freundinnen in der Heimath geschrieben, und nach und nach dies und jenes, was von ihr gelegentlich in Zeitungen und Zeitschriften erschien.

Diese Briefe und diese zwei, drei Erzählungen — Alles hervorgesogen aus ihrem eigensten Leben und geschrieben mit ihrem Lebenssaft, — es ließ mich genug und mehr als nöthig verstehen.

Und etwas Eigenthümliches, eine persönliche Hemmung lag über allen diesen Aeußerungen.

Es war, wie wenn ein Mensch nicht zu sich selbst kommen kann, — wie wenn zwischen dem Ich, das sich ausdrückt, und dem Ich, das empfindet, eine Mauer stände, durch die eine unvollkommene Leitung geht. Das Ich, das sich ausdrückt, spricht klar und deutlich und oftmals hart; und das Ich, das empfindet, zuckt stumm, — wie ein leidendes Thier keine Ausdrucksmittel hat, als stumm zu zucken.

Ihr Mittheilungsdrang war grenzenlos — Briefe von sechszehn und zwanzig Seiten, eng geschrieben, oft noch einmal querübergeschrieben und fast unleserlich. Man sah es diesen Briefen an, daß sie Niemand in der Nähe hatte, um sich auszusprechen und sich klarzu-

sprechen. Da waren Schilderungen amerikanischer Eindrücke, concis und anschaulich, wie sie selten veröffentlicht worden sind, und gleich daneben lange, tastende, ziellose Ergüsse, — Selbstgespräche, in denen sie mit sich ins Reine zu kommen suchte — worüber? ja, das wußte sie nicht. Sie fühlte nur einen wirbelnden Galopp von Nichtigkeiten, die man das Leben, die Realität, das Sichdurchschlagen, die Pflicht und so weiter nennt, um sich herum . . . es war wie eine Carousselfahrt, in der sie aufspringen sollte, in der Alles darauf ankam, aufzuspringen und ein beflittertes hölzernes Pferd zu erwischen. Aber sie kam nie hinauf. Sie hörte nur den schnarrenden, grellen Leierkasten der materiellen Interessen, und sah die wilde Jagd fingirter Realitäten an sich vorübersausen, und rief sich zu: „morgen thu ich auch mit! ganz bestimmt bin ich morgen mit dabei! ich muß ja doch hinein ins volle Menschenleben.“ Aber es war und blieb für sie immer nur das leere Menschenleben, in das sie nicht hinein konnte, — wo kein Platz für sie war.

Ihr Mann that, was er konnte, — friedfertig, geduldig, ohne Unternehmungsgeist. Bald hatte er Arbeit als Lithograph, bald keine; in den Vordergrund, wo Geld gemacht wird, trat er nie. Man kann so gut wahrnehmen, wie das, was ihnen Beiden alle Aus-

sichten versperrte, — ihre Vorzüge waren. Beide waren sie zu fein, zu sehr Kinder wirklicher Cultur für die Rohheit amerikanischen struggle for life und amerikanischen Lebensgenusses. Beide waren sie schon zu sehr Persönlichkeiten, um verrohen zu können. Und ihr stand besonders auch der angeborene Stolz der guten Herkunft im Wege, den das Weib so viel schwerer aufgiebt, als der Mann. Hie und da nahm sie an einem Congreß, einer Ausstellung als Berichterstatterin theil. Die wunderbare Frische und Schärfe ihrer Auffassung und Schilderung war ihr dabei nur im Wege — sie zeichnete unwillkürlich die dumme Anmaßung und leere Vielgeschäftigkeit der leitenden Frauenrechtlerinnen und führenden Persönlichkeiten, und ihre Beziehungen zu den Blättern nahmen selbstverständlich ein rasches Ende.

Ein Kind schien am Leben bleiben zu wollen. Sie hatte daran eine große Freude, ihr Herz, durch die realistische Zeitanschauung zusammengezogen wie ein verhärteter Muskel, weitete sich und schwoll und ihre Seele fing an zu schmelzen. Aber während eines sehr heißen Sommers, in dem eine der plötzlich tödtenden Prärienkrankheiten grassirte, starb es im Laufe eines Tages. Abgehetzt und erschöpft, ihre eigene Köchin, Kinderwärterin, Wäscherin, that sie nur noch mechanisch

was sie konnte, und sah apathisch, wie es hinschied. Eine erschütterndere Schilderung in ihrer fast stumpfen Herbigkeit habe ich selten gelesen, als die kleine Erzählung vom Tode ihres Kindes.

Und mit des Kindes Tod zerriß etwas, — ihre eigene Widerstandskraft. Sie wollte heim, — weg aus Amerika; sie hoffte in der Heimath doch auch für den armen Gefährten ihres trübseligen Lebens einen Platz finden zu können. Aber sie selbst fand durch die Unterstützung von Freunden nur einen Platz in einem Sanatorium, dort verbringt sie Jahr auf Jahr, überflüssig in der Heimath wie in der Fremde; eine Kranke, deren Stolz vielleicht nun endlich durch das Selbstinteresse, das dauerndes Kranksein zu erzeugen pflegt, gebrochen sein könnte.

Sie, die noch lebt, ohne zu leben, war eine der größten weiblichen schildernden und beobachtenden Begabungen. Von den Schriftstellerinnen, die in Europa einen Namen besitzen, können sich an Naturgaben wenige mit Hilma Strandberg messen, wenn ich ihre Landsmännin Selma Lagerlöf davon ausnehme, deren wermländisches Herz schwillt und schmilzt und hinthauen möchte, aber keine Stoffe, keinen Inhalt findet, um den es sich schließen und den es lebendig machen könnte,

— ein weiches katholisches Herz im kalten pietistisch-freidenkerischen Norden.

Es hat nicht zu oft Zeiten gegeben, wo das begabte Weib innerlich so viel werth war, wie jetzt. Noch seltener hat es Zeiten gegeben, wo das, was ihm geboten ward als Stoff und Inhalt, so wenig werth war, wie jetzt. Der Decadencegeist unserer Zeit in seiner stupiden Ichsucht und seinem Grauen vor den heimlichen Quellen des Lebens, die sich nicht ausmessen, aufnehmen, hinzeichnen und katalogisiren lassen, hat eine Art Prämie auf den Egoismus und die Verhärtung des Weibes gesetzt, um es dadurch zum struggle for life zu stählen. Aber nur minderwerthiges Weibmaterial wird dadurch groß gezogen und „gestählt." Das Weib ist selbst eine ewig fließende Quelle des Lebens, die nicht um ihrer selbst willen da ist und sich nicht verhärten läßt. Wo es aber, wie Hilma Strandberg, sich fangen ließ vom concreten Realismus und hart werden will, um sein Ich auszuleben, — da wird es nur steril. Aber nicht bei ihr ist die Schuld.

Alte Jungfer.

I.

Es giebt in allen Nationen und Racen einen Bruchtheil Individuen, die der Volksmund ganz treffend characterisirt, indem er von einem solchen Menschen sagt: „er riecht nicht, er stinkt nicht.“ Innerhalb der germanischen Völker ist die Anzahl von Leuten, die weder schön riechen, noch unschön stinken, — da der Germane ja in seinem Wesen ein gemäßigtes Klima repräsentirt, — wohl ganz besonders zahlreich. Früher rekrutirten sich aus ihnen, ohne viel Wesens daraus zu machen, die alten Junggesellen und die alten Jungfern. Sie „blieben beim Hause“ und gingen mit anderem Erbinventar an das Familienglied über, das das Haus fortpflanzte. Ueberall auf dem Lande, wo der Bauernstand sich noch intact zu erhalten vermocht, finden wir auch auf den Höfen solche „ehrengeachtete Jünglinge“ oder „tugendreiche Jungfrauen“, die, was ihnen an Persönlichkeitsgefühl etwa abgehen könnte, durch verstärktes Familiengefühl ersetzen, und sich von ihrer Heimstätte so wenig mit Gutem oder Bösem vertreiben lassen, wie man eine eingewöhnte Katze von ihrer Heimstatt vertreiben kann. Da nun auf einem Hofe nicht mehr

als eine Familie sitzen kann, so versteht es sich von selbst, daß sie ledig bleiben und nach einem langen, fleißigen und einigermaßen brummigen Leben als aufrichtige Cölibatäre sterben.

Solchen lebenslänglichen Jünglingen und Jungfrauen ist die Entsagung in der Regel kein hartes Muß und kein bittrer Zwang, sondern ein ziemlich natürlicher Zustand. Ihnen ist am wohlsten dabei. Kommt Dieser oder Jene durch Erbschaft in die Lage selbstständig zu werden und „es haben zu können", so heirathen sie deswegen doch nicht; und selbst in der Zwangslage, daß bei einem ausgedehnten Wirthschaftsbetriebe ein Gespons unentbehrlich wird, lassen sie sich doch nicht leicht, wie ich oft beobachtet habe, um ihr Einsiedlerthum bringen. Allerdings ist da der weibliche Widerstand schon schwächer und öfter durch Schmeichelei und Zähigkeit zu besiegen.

In den Städten hat der Onkel, der als Geschäftstheilhaber, Mithandwerker oder Aufseher beim Hause bleibt, aufgehört zu existiren. Wir erinnern uns seiner im besten Falle nur noch aus unserer Kindheit. Auch die Fräulein Tante, die als Oberköchin, Krankenpflegerin, Kinderwärterin und Hauslehrerin eine weitreichende Competenz in berathender Stellung ersten Ranges einnahm, ist nicht mehr. Sie ist verschwunden mit dem

Wohlstande des Bürgerhauses, wie der Hausonkel mit der Solidität des bürgerlichen Geschäfts verschwunden ist. Statt ihrer haben wir jetzt in den meisten Familien einen, der es nicht vorwärts bringt und abgeschüttelt werden muß, und eine oder mehrere, noch immer nicht verheirathete Töchter.

Die unorganische Auffassung der Familie, die eine „Errungenschaft" dieses Jahrhunderts ist, zeigt sich in Wenigem so deutlich, wie in dem Abstoßen dieser weniger zum Aufbauen als zum Erhalten prädestinirten Familienglieder. In diesem gehässigen Abschütteln der tauben Früchte vom Baume zeigt sich aber noch mehr die allgemeine wirthschaftliche Verarmung der Familien. —

Es giebt in allen kinderreicheren Familien ein oder ein paar Mitglieder, in denen sich keine besondere Energie bemerklich macht, weder im Fassungsvermögen, noch im Temperament, weder im Geschlechtsleben, noch im Phantasieleben. Sind es Söhne, so hilft ihnen das nichts, sie müssen doch hinaus, wohl oder übel. Sind es Töchter, so jammern die Mütter bereits zeitig darüber, „daß sie nicht bemerkt werden". Ob sie hübsch oder häßlich sind, darauf kommt es weniger an; aber sie wirken matt. Man übersieht sie auf den Bällen, auf der Straße werden sie von den Herren nicht wiedererkannt, unter den jungen Mädchen trägt ihnen keine ihre Freund-

schaft an, halbwüchsige Buben verlieben sich nicht in sie, heirathsfähige Männer bewerben sich nicht um sie, und in den Läden lassen die beflissenen Verkäufer sie ungefragt stehen. Als die Ehen noch keine Sache der „Liebe", sondern der Familienübereinkunft waren, wurden sie noch verheirathet und machten dabei sich und ihre Ehegatten weder glücklich noch unglücklich. Jetzt „bleiben sie übrig". Sie sind die geborenen alten Jungfern.

Daß sie in ihrer Weibnatur darunter leiden, ist wohl wenig der Fall. Ihr Blut hat nicht die Fülle, ihre Phantasie nicht die Erreglichkeit, ihr Temperament nicht die Energie, um das Bedürfniß der Liebe peinigend oder zwingend zu empfinden. Ihre Sinnlichkeit ist gering und unbestimmt und richtet sich nur flüchtig auf bestimmte Personen. Aber sie haben den Instinct des Anschlusses und das Bedürfniß der Sicherheit; und was in solchen Seelen leicht erregt wird und dann zu einer überraschenden Stärke anschwellen kann, das ist der Neid. Kommt dann für solche spröde Naturen noch die Uebersteigerung des Ichgefühls hinzu, das seit einigen Jahrzehnten von Philosophen und Dichtern sorgfältig angebaut und großgezogen wird, so kann sich in ihnen — nicht durch Impuls, sondern auf dem versetzten Wege durch Reflexion — ein zehrendes und steriles Verlangen nach den versagten Lebensgütern

entwickeln, das bei Beschäftigungslosigkeit und Entwurzelung aus dem häuslichen Leben, über religiöse Inbrunstanläufe hinweg, bis zur fixen Idee, d. h. bis zum periodischen Irrsinn führen kann.

Naturen ähnlicher Art, mit einem Minus von geschlechtlichem Leben und daraus entspringendem Plus von Bitterkeit und Selbstgerechtigkeit, sind es, die seit einigen Jahrzehnten im öffentlichen Leben, in Literatur, Kunst, Socialwissenschaft und Wirthschaftspolitik sich selbst zum Maßstab „gesunder Verhältnisse" machen und in den Frauenbewegungen, — wo diese nicht mit freier Liebe zusammenhängen — und selbst da! — die führende Rolle in der ganzen Welt spielen. Naturen solcher Art waren es, für die ehemals in den Klöstern eine gerngewählte Zufluchtsstätte offen stand, wo sie — Männer und Frauen — sich selbst und Anderen unschädlich dahin lebten; bis in der Aufhebung der Klöster auch diese Zufluchtsstätte wie so viele andere geschlossen ward und sie, hinausgestoßen ins Leben, sich dort in einer Weise bethätigten, die einen größeren Raum an anderer Stelle erfordert, um näher erörtert zu werden.

Und eine Natur dieser Art ist nun auch und ganz typisch von weiblicher Hand geschildert worden, mit einer Genauigkeit, Kenntniß und Schärfe des Details, wie nur jene Exaltation des Ichs, die unsere Zeit groß gezogen,

den Blick und die erfassenden Organe dafür giebt. Es ist Gabriele Reuters: „Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens.“

II.

Ein merkwürdiges Buch, — ein Buch, bei dem man sich fragt, wie es entstehen konnte? Denn wann kann sich das Weib überwinden, das Nieeingestandene zu gestehen? Nicht daß die intimsten Bekenntnisse dem Weibe, das gehabt und besessen hat, so überaus schwer fielen; wir haben Beispiele, daß sie ihm nur zu leicht fallen, — freilich sind es auch meist arrangirte Bekenntnisse, um sich interessant zu machen.

Aber hier ist das Gegentheil der Fall: hier wird Eine geschildert, die nie begehrt worden. Es ist Alles ehrlich durch und durch. Hier wird ein Jahrzehnte alter aushöhlender Druck abgeschüttelt mit einer harten Willenskraft, die wie in stummem Jubel sich von allen Compromissen befreit. Ein menschliches Geschöpf ist mit einem Gespenst auf dem Rücken durch seine Kindheit, durch seine Jugend, durch seine Reife

gegangen, — ohne eine Kindheit, ohne eine Jugend, ohne eine Reife gehabt zu haben: denn Das, was man so nennt, war nur ein Proceß des Verdorrens. Jetzt wirft es das Gespenst ab und kehrt sich um und sieht es an, — es will sich zum Bewußtsein bringen, wie es aussieht. Damit kommt es sich über sich selbst zum Bewußtsein. Und Das ist vorläufig Alles, was es will.

Es ist ein norddeutsches Temperament in diesem Buche: nüchtern, besonnen, ohne Impuls, ohne expansive Wärme. Ich möchte sogar sagen: es ist Etwas von preußischer Zucht darin. Und die Verfasserin, der ich einmal flüchtig begegnete, hat das typische Aeußere der höheren Offiziers- oder Beamtentochter: groß, schlank, etwas eckig, ein regelmäßiges, vergrämtes Gesicht, ein conventionell gebundenes Wesen. Nur die brennenden Augen und heißen Lippen thun Einspruch; aber dieelben Augen und Lippen haben auch die Schwindsüchtigen.

Wenn ich gleich zusammenfassen soll, was am Stärksten an diesem Buche wirkt, so ist es: daß man sich erinnert. Es wird auch Anderen so gehen beim Lesen, — am Meisten Frauen und jenen Mädchen, die nicht Frauen geworden sind. Ein Buch für Männer ist es nicht. Denn es handelt fast ausschließlich von den Leiden des Weibes, die der Mann, der Mann ist, nicht

sieht, nicht sehen will, nicht sehen kann. Erstens, weil sie ihm gleichgiltig sind, zweitens, weil sie ihm langweilig sind, drittens, weil er sie dem Weibe, mit dem er in Beziehung tritt, sofort abzugewöhnen sucht. Es sind die Leiden, die die Scheidewand zwischen dem Manne und dem Weibe bilden, — das dumpfe Hindämmern, die unbewußte Sprödigkeit, die innere Abwehr, die Gleichgiltigkeit der ungeweckten Sinne und das gegenstandlose, zehrende Warten. Der Typus, der in diesem Buche beschrieben wird, ist jene Reihe von Mädchen, die, verheirathet, nur Mütter sein würden. Der Mann ist dabei Nebensache. Ich erinnere mich aus meiner Konfirmationszeit, wie eine Mitschülerin, ein gutmüthiges, robustes Ding, enthusiastisch sagte: „Ach, ich möchte so gern Kinder haben. Ich möchte zehn Kinder haben, — aber keinen Mann!“ Dem entsprechend nahm sie später ein unansehnliches gelbes Männchen, den Ersten, der kam, und als ich ihr Glück wünschte, rief sie begeistert: „Wie soll man nicht glücklich sein, wenn man eine Auserwählte unter Tausenden ist!“ Diese Statistik der Ledigbleibenden war vielleicht übertrieben. Aber dabei hatte sie keine Zeit, sich aufzuhalten; denn nun kamen die lieben Kleinen prompt anmarschirt in unüberschaubarer Anzahl.

Das in diesem Buche geschilderte junge Mädchen

tritt durch nichts hervor. Agathe ist ein ganz gewöhnliches und in „guter Familie“ typisches junges Mädchen. Sie denkt nichts, sie fühlt nichts, sie will nichts ausgeprägt, sie macht auch auf Niemanden einen ausgeprägten Eindruck, — wenn man die Summe ihres Lebens ziehen soll, so ist es die: sie verschwindet unter den Anderen. Erlebnisse hat sie nicht, weder innere noch äußere, und sie übt auf keinen Mann eine tiefere persönliche Anziehung aus. Das beruht zum Theil auf dem Kreise, dem sie angehört und in dem ein junges Mädchen für heirathslustige Männer nur unter dem Gesichtspunkte einer „Partie“ in Betracht kommt. Agathe ist keine gute Partie in ihrer ersten Jugend und in ihrer zweiten Jugend — nachdem der Vater mit dem Vermögen der Mutter die Schulden des Lieutenants, ihres Bruders, bezahlt hat — ist sie gar keine; weshalb auch ihr einziger Freier, ein älterer neugebackener Landrath, sich nach Constatirung des Thatbestandes zurückzieht. Niemand ist auch nur eine Secunde lang um ihretwillen in Versuchung gerathen, etwas Dummes oder Gescheidtes zu begehen; aus sehr natürlichen Gründen: denn wenn ihr irgend wann einmal die Dinge, „die für junge Mädchen verschleiert bleiben müssen“, unter die Augen kommen, dann benimmt sie sich nicht nur „zipp“, — sie fühlt auch zipp. Allerdings ist sie einmal in ihrem

Leben verliebt, — selbstverständlich, ohne daß der Gegenstand es ahnt: in einen ziemlich abgebrühten Maler, der zu ihrem Entsetzen ein Kind mit einer Schauspielerin hat, worauf sich die Liebe zu ihm verliert. Sie ist wirklich ungemein zipp.

Man sollte nun meinen, daß ein junges Mädchen von dieser Gattung kein inneres Leben hat, und die Männer fassen es auch gewöhnlich so auf. Das Verdienstliche in diesem Buche liegt nun darin, dieses innere Leben anschaulich zu machen. Es ist gewiß nicht complicirt; es ist ganz einfach, es besteht eben im Warten.

Die Erziehung Agathes war in der etwas abgeblaßten Weise der höheren Bourgeoisie darauf angelegt gewesen, die Jungfrau zur Gattin und Mutter sich auswachsen zu lassen. Agathe hatte sich selbst auch buchstäblich so aufgefaßt, und als Frau Präsidentin Dörnheim ihr zu ihrer Konfirmation „Des Weibes Leben als Jungfrau, Gattin und Mutter“, mit entsprechenden Illustrationen von Paul Thumann, schenkte, da fühlte sie sich gewissermaßen eingeweiht für Das, was nun kommen sollte.

Aber es kam nichts. Nur eine zweite Generation und eine dritte Generation kam nach ihr, die Agathen auf den Bällen verdrängten. Agathe war noch immer Jungfrau; von Gattin und Mutter keine Spur.

Aber eines Tages hustet Agathe Blut. Es kam, nachdem sie erfahren hatte, daß ihre heimliche Liebe, der moderne Maler, inkognito Vater war. Der Hausarzt beruhigt: Das hat nichts zu bedeuten, nur ein Aederchen ist in Folge irgend einer Erregung gesprungen. Agathe erholt sich wieder und wird fromm; aber mit der Frömmigkeit gehts eben so wenig vorwärts wie mit dem Gattinwerden; in einer höheren Beamtenfamilie darf man überhaupt nicht abstechen; nach und nach hört Agathe wieder auf mit dem Frommsein; es hatte ja keinen Sinn, es fühlte sich auch so leer.

Zu thun hatte sie nichts als zu sparen. Das kleine elterliche Hauswesen ging von selbst, wenn auch mit allerlei kleinen Sparsamkeitspeinigungen. Zu hoffen hatte sie nichts, zu erinnern auch nichts, nicht einmal Etwas zu wünschen. Von ihrem Einsegnungsjahre an hat sie ihr Leben in einer wachsenden Depression verbracht. Der einzige Reiz dieses Lebens, ein Reiz zur beständigen Erbitterung, war ihre Schwägerin Eugenie, eine reiche Cigarrenfabrikantentochter. Eugenie war eine gewöhnliche, hübsche, nüchterne, beinahe gutmüthige Frau mit einer groben, robusten Vitalität, durch ihre vernünftige Koketterie für alle Männer anziehend, als Gattin nie langweilig, als Mutter sorgsam, von Hause aus so praktisch angelegt, daß das Leben in nichts ge-

heimnißvoll für sie geblieben war und sie selbst ihrer Hochzeitsnacht mit ruhigerem Gleichmuth als der flotte Lieutenant, ihr junger Ehemann, entgegenging.

Die Jahre gehen. Agathe magert ab und wird alte Jungfer. Da sie immer sichtbarer kränkelt, wird sie in ein Frauenbad geschickt. Und eines Tages bereitet sie ihrer Umgebung die erste Ueberraschung.

Agathe ist tobsüchtig.

Man bringt sie in eine Irrenanstalt und darauf in eine Nervenheilanstalt und die moderne Wissenschaft leistet wieder einen ihrer Triumphe, da Agathe nach und nach so vernünftig wird, daß sie eine herzliche Freude an Häkelarbeiten findet und sich allmählich vollständig zur Sammlerin, wenn auch vorläufig nur von Häkelmustern, ausbildet. Wir wollen hoffen, daß sie der modernen Wissenschaft nicht wieder von Zeit zu Zeit Gelegenheit zu neuen Triumphen in der Bekämpfung eines so eingewurzelten Uebels, wie es der Drang ist, „Gattin und Mutter zu werden", giebt.

So sind die äußeren Umrisse dieses Buches, das einen so merkwürdigen und werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte der Gegenwart giebt.

Ist das Leben der Familientochter wirklich so armselig? werden mich Viele fragen. Ist das Verheirathetwerden wirklich das große Loos im Mädchenleben?

ist diese Agathe, die den ältlichen ehemaligen Allerweltscourmacher schon deswegen zu lieben anfängt, weil er ernstliche Absichten zu haben scheint, wirklich so typisch?

Ich muß leider auf alle diese Fragen antworten: Ja!

Aber man klage deswegen die weibliche Natur nicht an. Sie erniedrigt sich dadurch nicht, wie viele Mitschwestern behaupten werden. Sie bewahrt sich dadurch nur, so gut sich kann. Sie zieht sich — selbst in matten Individuen — nur auf ihren centralsten Punkt zusammen, weil ihr jede andere Art von weiblicher Expansion versagt ist.

Unsere gegenwärtige Gesellschaft und Gesellschaftsordnung ist außer Stande etwas Organisches zu schaffen oder aus dem Organischen hervorzugestalten. Sie ist selbst in der Auflösung und kann nur Auflösendes bewirken. Sie wirkt eifrig für die Abtretung männlicher Arbeitsgebiete an das Weib und befördert in Kleidung, Wesen, Lebensstellungen, die Vermännlichung, oder, wen das Wort zu hart dünkt, die Entweibung des Weibes. Sie expropiirt den Bauern und sucht durch Wärmehallen, Nachtasyle, die Bettelpfennige der Armenpflege, das arbeitslose Proletarierthum zwischen Leben und Tod schwebend zu erhalten. In Allem, was auf einer willkürlichen und absichtlichen Ver-

schiebung des Gleichgewichts beruht, entschuldigt sie sich mit der Uebervölkerungstheorie: Uebervölkerung der Städte, Uebervölkerung der Berufe, Uebervölkerung der Familien ꝛc. Sobald es irgendwo hapert, muß die Wissenschaft dies Gehaper als ein unumstößliches Naturgesetz begründen und heilig sprechen.

Das Characteristische dieses Zeitalters ist, daß ganze productive Bevölkerungsschichten und die eine productive Hälfte der Menschheit: das Weib, von den ihnen angemessenen Ausübungsgebieten ihres Wesens abgeschnitten worden sind. Dieses natürliche Ausübungsgebiet seines Wesens ist für das Weib u. a. die Barmherzigkeit.

Nicht jedes Weib kann das volle Ausleben seines Geschlechtes finden. Nicht jedes Weib hat auch das starke sexuelle Bedürfniß dazu, wie es jetzt von einer in sexuellen Aufreizungen speculirenden Literatur gelehrt wird. Aber jedes Weib, — sofern es nicht entartet ist, — hat einen dunklen Trieb über sein Ich weg- und aus seinem Ich hinauszugehen. Dieser Trieb ist der Grunddrang der Mutterschaft.

Das Weib kann Mutter werden ohne diesen Trieb. Aber wo dieser Trieb in ihm wohnt, will es mehr werden als ein gebärender Schooß und säugende Brüste, — es will in übersinnlicher Weise Mutter sein, indem es alle Leiden in seinem Schooße fühlt, als

würden sie von seiner Frucht erlitten, und aller Leidenden wartende, tröstende, liebende Mutter werden möchte. Das ist ihm in unserer Zeit auf's Strengste verwehrt. Es kann nicht eingreifen, helfen, lindern, aufrichten, wo es fühlt, daß es noth thut, weil dazu ganz und gar keine Organisationen vorhanden sind, in die es eintreten könnte. Der Geist dieser Zeit wirft jeden auf sich selbst zurück. Auch das Weib wird gelehrt, sich nur egoistisch auszuleben. Und doch ist für jedes lebenstüchtige Weib — und darunter verstehe ich nur jene, die Generationen gutgearteter Kinder hervorbringen könnten — das egoistische Glück . . kein Glück. Ja selbst das intimste Liebesleben ist noch kein Glück. Zum Glücksgefühl gehört die volle Expansion aller vorhandenen Kräfte.

Das Weib unserer Zeit ist verurtheilt zum Müßiggange oder zur unproductiven und größtentheils unnützen Arbeit. Ob die überflüssige Tochter zwecklos daheim sitzt und ihre unbeschäftigten Gedanken so lange um eine der fixen Ideen der Zeit kreisen, bis sie davon wirbelich wird, oder ob sie als Geliebte oder Gattin das Luxusgeschöpf des Mannes ist, — das Ende von diesem wie von jenem wird Zerfahrenheit, Hysterie und irgend eine oder gleich mehrere Formen aus der langen Stufenleiter der Entartung sein.

Samariterin.

I.

Für die Frauen unserer Zeit, die nicht durch das Gespenst der materiellen Unsicherheit in einem beständigen, wenn auch oft latenten Zustande der Spannung gehalten werden, giebt es ein anderes Gespenst, das viele in seinen Wirkungen stärker angreift als jenes — das allgegenwärtige Gespenst der Langenweile. Die materielle Unsicherheit ist doch immer noch etwas — Unsicheres, das man beschwören, oder dem man zu entrinnen hoffen kann; ihr wohnt doch eine Stimulanz inne, die wach und lebendig erhält. Aber für Jene, die auf dem goldenen Boden des Kapitals oder der hohen Geburt wandeln, giebt es jene Stimulanz nicht. Ihr Leben ist nach menschlichen Begriffen *sicher*, und zugleich zum größten Theile des Reizes der Zufälligkeiten beraubt. Jedes junge Mädchen, das da ins Leben eingeführt wird, weiß im Voraus, was ihm begegnet; im Laufe eines Jahres hat es Alles kennen gelernt, was die Kunst des Schneiders und die Erfindungskraft der Luxushändler zu leisten und zugleich, was diese selben Künste aus den Herren ihrer Gesellschaft zu machen vermögen. Sie fühlt auch deutlich, daß die meisten Herren

ihrer Gesellschaft den Ueberschuß ihres Temperaments ihr, der Ebenbürtigen, in den seltensten Fällen und meist nur dann zu Gute kommen lassen, wenn sie, — das junge Mädchen, — sich aus der Beschaffenheit dieses Temperaments nichts zu machen vermag; was jene etwa an Feuer, Tollheit, Zärtlichkeit und amusanten Eigenschaften besitzen, das kommt den eigens für sie herangebildeten Sirenen des Podiums und der geheimen Cirkel zu Gute, die den Dienst Aphrodites versehen, und wenn sie diese Tempel und ihre Priesterinnen verlassen haben, dann bedürfen sie oft dringend der Ehe als Ruhestand.

Jetzt haben wir fünfundzwanzig Jahre europäischen Friedens gehabt und die hauptsächliche Stimulanz der hohen Geburtskreise, der Krieg, hat gefehlt. Wo die meisten anderen Aengstigungen fehlen, ist die rein physische Aengstigung der hauptsächliche Antrieb zu jenen plötzlichen Gefühlsexpansionen und spontanen Annäherungen zwischen dem ebenbürtigen Manne und Weibe, wobei sich die generösen und herzenswarmen Empfindungen auslösen. Für die Finanz giebt es naturgemäß der äußeren Anstöße zur Auslösung solcher Empfindungen fast keine, und nirgendswo sonst wie dort ist das junge Weib verurtheilt ein Oberflächendasein zu führen. Jene Erschütterungen und Untergrabungen,

die früher heftig an den Menschen herantraten und ihm dadurch Mitgefühl gewannen, kommen jetzt nur schleichend und verstohlen und bewirken Isolirung und Gemiedenheit, wo sie sonst Theilnahme und den plötzlichen Erguß der Liebe hervorrufen konnten.

Auch das junge Mädchen der hohen und reichen Kreise ist eine Isolirte vom Leben, — sein tiefes Roth und sein klopfender Puls, seine süßen Ueberrumpelungen und plötzlichen Offenbarungen sieht es fern wie ein blasses Schattenspiel, oder in den verzerrten Spiegelbildern halbverbotener Modelecture an sich vorüberziehen, und kehrt jeden Abend wieder ein in seine innere Oede. Liebesgeschichten kann es erleben, wenn es darauf aus ist, und später in der Ehe durch den Wechsel der Liebeserlebnisse, wenn es will, sich für die Monotonie ihrer Aehnlichkeit entschädigen; aber jene tiefe Gesundung, die der ganze Einsatz des eigenen Wesens für einen Andern in der Stunde der Gefahr mit sich bringt, jene Momente der Seligkeit, wo alle inneren Quellen aufbrechen und Körper und Seele sich so von innen durchglühen, daß sie keine äußere Kälte mehr spüren und nackt im Winterfrost wandern könnten, ohne ihn zu merken, — sie bleiben ihm verborgen. Und doch sind es diese Erschütterungen, nach denen es schmachtet, diese inwendigen Erlösungen, nach denen es sich streckt.

Aber äußerlich darf es sich immer nur in gehaltenen Formen bewegen und es fühlt in tödtender Ermattung, daß ihm immer nur gehaltene Gefühle begegnen und begegnen werden. Manche dieser jungen Mädchen haben in den ersten Jahren einen fast wilden Genuß am Sichputzen, — aber er schlägt plötzlich in Gleichgiltigkeit um, wenn sie fühlen, daß er sich immer Selbstzweck bleiben muß, daß der sie selbst überraschende Zauber ihrer geschmückten Gestalt nichts Entsprechendes im Manne auslöst. Der Putz als Selbstzweck ist die Manie des ganz leeren Weibes; und auch dieses bedarf noch einer Stimulanz zum Selbstgenuß, — den Neid der übertrumpften Concurrentinnen.

In der Müdigkeit ihrer Enttäuschung wenden sich oft die lebensvollsten dieser jungen Mädchen von der Ehe ab, von der sie nichts anderes als eine laue Liebe erwarten. Gerade in jenen Kreisen ohne äußere Hindernisse bleiben viele der schönsten und stärksten ledig. Und wenn nach ungenossen-genossenen Festen, Auszeichnungen, Werbungen, Vergnügungen, die Depression sich immer schwerer, immer erstickender über sie legt, dann geben Seele und Leib immer mehr von ihrer Widerstandskraft verloren und die erstere beginnt zu frömmeln, der letztere zu kränkeln.

Und sie sehen sich nach etwas um, was die Oede

ihrer Tage in einen Inhalt verwandeln, der Nichtigkeit ihres Daseins einen Zweck geben, ihren gesunkenen Lebenskräften eine Gesundung zuführen könnte, — etwas, das sie erlöste von der ununterbrochenen Gesellschaft ihres Ichs: nach einem Dienst, einer Aufopferung, oder nach einer Ablenkung, die sie mit diesen schönen Namen schmücken könnten.

Und dabei erwachen die Instincte des Weibes, die so lange verschieft, gedrückt, genarrt worden, in ihrer Urkraft. Die Instincte der Mutterschaft, die im Tragen, Dulden, Warten, Helfen, Mitfühlen bestehen, denen nie ein eigener und unmittelbarer Erguß gegönnt worden, weil ihre Trägerinnen den Glauben verloren hatten an ihre Mutterschaft in ihrem eigenen Stande, — sie ergießen sich nun nach außen; sie empfinden persönlich und stark wie am eigenen Leibe die Qualen der hungernden Mütter und verschmachtenden Kinder, der arbeitslosen Väter, das ganze Elend der Armen und Beraubten, der unverschuldeten Noth und des ungesunden Erwerbs, woraus der goldene Boden zusammengestampft ist, auf dem das Kapital und die Hochgeborenen wandeln. Und sie möchten helfen aus einem wilden Triebe, der doch nur Selbsthilfe ist — um Frieden zu finden, um der Pein zu entrinnen, die sie, — eine Reflexwirkung der äußeren Pein, von der sie sich umgeben sehen, —

in ihrem eigenen Schooße und wie in dem Kindesleibe empfinden, den sie nicht tragen.

Aber wie dazu gelangen, wo anfassen, wo die Mittel hernehmen und die Wege zum Vertrauen der fremdgewordenen Volksschichten entdecken, worauf sich concentriren? Die menschliche Noth ist für den, der einmal unter die polizeilich und staatlich glattgehaltene Oberfläche einen Blick gethan, wie ein unendliches schwarzes wogendes Meer in der Nacht und die Hilfe des Einzelnen ist wie eine Nußschaale auf diesen Wassern. Und das Weib, das sehr mit dem Sinn für das Directe und Praktische ausgestattet ist, sieht das auch mit einem Blicke, und viele versuchen überhaupt garnicht, am wenigsten in protestantischen Ländern, das Unausführbare anzugreifen, sondern drücken die Pein in ihrem Schooße mit verschränkten Händen zusammen und suchen das, was sie gesehen und gefühlt, wieder zu vergessen. Und die Eindrücke lösen sich nach und nach auf, aber auch *sie* lösen sich nach und nach auf und werden zu jenen Zerfahrenen und Zerfallenen, zu jenen eigenthümlich gleichgiltig trostlosen Skeptikerinnen, denen man jetzt immer häufiger und mit einem Grauen, wie bei Berührung von etwas Leichenhaftem, unter Frauen und oft nicht einmal gealterten Mädchen begegnet.

Aber Andere besinnen sich nicht, sehen nicht zum

zweiten Male hin, um nicht tiefer sehen zu müssen, greifen einfach zu und bringen auf dem Punkte Hilfe, wo sie gerade Noth sehen. Und ist es ihnen gelungen, mit großem oder kleinem Einsatz, auf diesem einen Punkte zu helfen, einmal oder mehrmals zu helfen, so fühlen sie es wie einen Lebensstrom von Gesundung und Kraft durch ihren ganzen Körper gehen und ihr Gemüth wird hell, wie unter der Sonne eines persönlichen Glücks. Denn das Ich ist nicht das isolirte, egoistisch suffisante Ding, wie es uns die Philosophie der letzten Jahrhunderte bis auf ihren letzten ernsthaften Ausläufer Nietzsche und scherzhaften Ausläufer Stirner hat glauben machen wollen, — das Ich ist nur eine Form von Continuität, — und ganz speciell das weibliche Ich hat nirgendwo den Punkt, wo es sich persönlich abgrenzen und rein individuell befriedigen könnte.

Dagegen ist die Expansion des weiblichen Ichs so sehr auf das Nächste und ihm gerade vor Augen Befindliche gerichtet, daß es dessen Bedingtheit und Abhängigkeit von allgemeinen socialen Verhältnissen nicht wahrnimmt oder wahrnehmen will, und daher eine Hilfe von kurzer Hand, eine isolirte Hilfe, wie sie von einer einzelnen, oder einigen Personen gebracht werden kann, für wirkungsvoll hält. Und so helfen einzelne gute Seelen aus allen ihren Kräften drauf los, ohne

zu bedenken, daß nur in einer allgemein durchgeführten Organisation eine wirksame Hebung und Stützung zu erreichen ist, — in einer international wirkenden Organisation könnte man sagen. Eine solche stellte in früheren Zeiten die Kirche mit ihren Stiftungen dar, wodurch das rein Private mit dem ganz Allgemeinen zusammenwirkte, — seit Jahrhunderten schon, und besonders in protestantischen Ländern, sind alle Versuche zur Armenpflege und Armenhebung zwecklos und fruchtlos gewesen, was doch wohl eben an der Basis liegen muß, auf der sie aufgebaut wurden.

Ich habe im Gesagten bereits das Persönlichkeitsbilde auf dem Zeithintergrunde angedeutet, das in Folgendem in den deutlicheren Linien seines Wesens und seiner socialen Bedingtheit hervortreten soll.

II.

Durch den augenfälligen Irrthum eines Nervenarztes, ein Irrthum, der einem Entmündigungsverfahren Vorschub zu leisten schien, und durch die sich daran knüpfenden Angriffe einer sensationssüchtigen Zeitung gegen denselben, gelangte ein Name und ein Leben zur Kenntniß der breitesten Oeffentlichkeit, die beide zu dieser Art

Berühmtheit nicht prädestinirt gewesen sein dürften. Im Jahre 1894 wurde Gräfin Adeline Schimmelmann, ehemalige Hofdame der Kaiserin Augusta, aus dem reichen, in Deutschland und Dänemark besitzlichen gräflichen Geschlecht gleichen Namens, dem auch einer der ersten und freigebigsten Gönner Schillers entstammte, während ihres Aufenthalts in Kopenhagen von dem Psychiater des Communehospitals nach demselben gelockt und trotz ihrer eindringlichsten Proteste als geistesgestört zurückbehalten. Nach einiger Zeit wurde sie aus dem unruhigen Communehospital nach der stilleren Irrenanstalt von Vordingborg gesandt, deren Arzt sie jedoch bald mit dem Zeugnisse freigab, nichts Krankhaftes an ihr entdecken zu können. Nachdem sie dann noch einem Versuche, sie nach einer Privatirrenanstalt in Kiel zu schicken, entronnen war, und die dänischen Blätter spaltenlange Berichte über diese, in ihren Einzelheiten deswegen doch nicht völlig aufgeklärte Angelegenheit, gebracht hatten, erwachte in der Gräfin das Bedürfniß, selbst von sich Zeugniß abzulegen. Sie gab eine kleine Brochüre: „Aus meinem Missionsleben“, in einfachem und aufrichtigem Ton geschrieben, heraus und trat, da ihr die pietistische „Innere Mission“ ihr Lokal nicht öffnete, bei den Baptisten in Aalborg und den Methodisten in Kopenhagen öffentlich redend auf.

Was sie da sagte, war nicht viel. Sie erzählte mit klarer Stimme und in den einfachsten Worten, wie sie zu Jesus gekommen war. Die Erzählung ist hundert anderen Bekenntnißreden gleich und man hat den Eindruck, daß die Gräfin sie mit Absicht auf dem Niveau ihrer Hörer hielt. Nur ein Zug ist von Interesse für das weibliche Gefühl dieser Frau, die neun Jahre hindurch Männerarbeit verrichtete. Sie erzählte, wie sie um die Liebe zu Jesu gerungen hatte, ohne daß sie sich von ihr erfüllt fühlte. „Ich hatte beschlossen, Jesum zu lieben, ich quälte mich damit; aber es wurde nichts daraus, ich fühlte immer, daß ich ihn nicht genug liebte. Da, eines Tages, ging es mir auf, daß es nicht darauf ankäme, daß Du Jesum liebst, sondern, daß er Dich liebt. Wenn Du das verstanden hast, daß Jesus Dich liebt, dann kommt es ganz von selber, daß Du ihn liebst." Ich glaube, hier sind wir gleich in dem Mittelpunkte dieser Persönlichkeit; in dem weiblichen Bedürfniß, umfangen zu werden von einer Wärme, die sich hier zu der liebenden Wärme des Gottessohnes sublimirt. Sobald das Vorstellungsleben von diesem Besitze durchdrungen ist, ist Alles gut, das unerschütterliche innere Gleichgewicht da, das Weib befriedigt, gesundet, und gefeit gegen alle äußeren Schläge.

Selten bekommt man Aufzeichnungen von einer

Frau zu lesen, in denen Festigkeit, Willensstärke, Einheitlichkeit Einem so unmittelbar entgegentreten wie in dem kurzen Bericht über die letzten neun Jahre ihres Lebens, den die Gräfin gleich nach ihrer Loslassung aus Vordingborg, also nach einer sehr starken seelischen Erschütterung, veröffentlichte. Man fühlt, wie sehr der Psychiater des Communehospitals sich in der Behandlung dieser Frau verrechnet hatte. In dieser kleinen Broschüre steht Alles ruhig da; ist diese Frau verrückt so ist sie es jedenfalls in einem Stil, für den Irrenhäuser keine Heilmittel und keine Zellen haben. An Geist gewiß nicht überlegen, aber ausgestattet mit einem klaren, guten praktischen Verstand, einseitig und stark, mit einem bis zum Ueberfließen reichen Herzen, hat dieses Weib, das das weichliche Leben der großen Dame verschmähte, einen Drang nach den tiefen, mächtigen, gefahrvollen Ursensationen, in denen die lauten Pulsschläge des Lebens wie Hammerschläge klopfen. Diese Ursensationen wurden ihr nicht als Weib und Mutter zu Theil, vielleicht weil ihre Natur sie stärker forderte, als die Zeit sie zu geben hatte, aber sie fand sie, unvermuthet, in halbwilden Zuständen, vor deren rauhen Schrecken jede andere Dame und Familientochter sich mit zimperlicher Aengstlichkeit geflüchtet hätte.

Der bekannte Pastor und Erbauungsschriftsteller

Otto Funcke hatte schon im Jahre 1890 ein warmes und ehrlich ergriffenes Bild von der seltsamen Wirksamkeit der Gräfin auf Rügen gegeben. Er hatte sie, damals noch Hofdame der verstorbenen Kaiserin Augusta, schon 1886 bei einem Vortrage, den er im Architektenhause zu Berlin an einem sogenannten Theeabende hielt, kennen gelernt. Die Gräfin kam nach dem Vortrage in großer Erregung zu ihm. Sie erzählte ihm, sie sei nun dreizehn Jahre bei Hofe und fühle sich mit jedem Jahre unbefriedigter. Durch seine Worte habe er es ihr endlich ganz klar gemacht, wie leer dies Leben sei, und daß sie jetzt wirklich Etwas thun müsse, um ihren Mitmenschen zu helfen. Aber Pastor Funcke verstand sich auf Hofdamen; er hörte gefällig zu, glaubte aber in seinem Herzen gar nicht daran, daß diese elegante, schöne, leidend aussehende, dreißigjährige Dame mehr Ernst aus ihren Exaltationen machen würde als andere kränkelnde Hofdamen.

Vier Jahre später weilte der gute Funcke in Saßnitz auf Rügen. Während er mit seiner Familie beim Essen saß, schickte eine Gräfin Schimmelmann ihre Karte hinein. Als er hinaustrat, stand vor ihm die ehemalige Hofdame der Kaiserin Augusta, sehr verändert, glücklich und zufrieden, gesund und frisch. Sie forderte ihn auf, die Arbeit zu sehen, die der Herr ihr

in seinem Weinberge angewiesen habe. Er macht sich auf und fährt nach Göhren und besucht sie in ihrer Villa, die sie sich am Südstrande gebaut hat —: Küche und drei kleine Zimmer, das kleinste, ihr Schlafzimmer, nicht größer als eine Kajüte zweiter Klasse. Hier lebt sie als Pflegerin und Mutter von pommerschen Fischern im Kampf mit der ganzen Bevölkerung der Umgegend, die die Eindringlinge nicht dulden will, seitdem sie Gratisverpflegung bei der Gräfin erhalten und ihren Verdienst nicht mehr in die Wirthshäuser und zu den Bauern tragen. Es sind sehr arme Leute, verwildert und roh, vom Februar bis November kaum an Land, außer um Nahrungsmittel zu kaufen, was sie meist in Göhren und auf der Greifswalder Oie zu thun pflegen. Da die pommersche Küsten- und Landseefischerei verpachtet ist, müssen sie weit hinaus auf die hohe See, in schlechten Böten, in denen sie unter offenem Himmel schlafen und wochenlang ihr Leben verbringen. Die Gräfin hat ihnen auf Göhren ein Fischerheim gebaut, wo sie oft zu mehreren Hunderten sich versammeln; ein eben solches hat sie ihnen auch auf der Greifswalder Oie errichtet. Sie erhalten da Essen und Kaffee, aber keinen Branntwein, Bier, oder sonstige berauschende Getränke. Dagegen liest die Gräfin ihnen vor, hält Morgen- und Abendandacht, erlaubt ihnen,

Domino und andere unschuldige Spiele zu spielen, und hält die dazu Geeigneten während der beschäftigungslosen Wintermonate zur Tischlerei 2c. an. Um sich herum hat sie drei kleine Buben, kranke Kinder verkommener Fischer, die sie herausgepflegt hat, die barfuß und barhäuptig in der Villa aus- und einrennen, und an denen sie Mutterstelle vertritt.

Funcke sah und hörte das Alles mit Staunen. Sein gutes christliches Herz wurde sehr ergriffen, er schrieb einen schönen Artikel darüber und rief alle christlichen Leute zur Geldunterstützung des Unternehmens der Gräfin auf, die selbst nur ihre Renten hergeben konnte. Es geschah denn auch recht viel, auch von Seiten der Regierung, aber dieses Hineinregieren konnte die Gräfin Adeline nicht leiden. Denn sie war selbst regierungstüchtig.

Nun wird man fragen, — und ich glaube, darin summirt sich hauptsächlich die Auffassung ihrer Familie von ihrem gestörten geistigen Zustande: wie kam diese durch Schönheit ausgezeichnete, noch junge, der höchsten und verwöhntesten Lebenssphäre angehörige Dame dazu, sich gerade einer verwilderten Fischerbande von Männern in ihrem besten Alter anzunehmen, ihretwegen zwischen Göhren, der Greifswalder Oie und der pommerschen Küste mit geistlicher und leiblicher

Nahrung in Sturm und Wetter hin- und herzusegeln, und am Lande einen fast lebensgefährlichen Kampf mit erbitterten Wirthshaushältern zu bestehen, die durch das gräfliche Bönhasenthum auf ihrem privilegirten Nahrungsgebiet zum Bankerott getrieben wurden? Es hätte sich für sie jedenfalls doch viel besser geschickt, wenn sie z. B. ein Sommersanatorium für bleichsüchtige Näherinnen in Göhren eingerichtet, oder einen Kindergarten an der pommerschen Küste gegründet hätte.

Wollte man die Gräfin darum fragen, so würde sie wahrscheinlich antworten: Das hat mir mein Jesus nicht eingegeben. Und damit hat es wohl auch seine psychologische Richtigkeit. Es war ein Zufall, der der Gräfin die Richtung gab.

Durch einen vorausgesandten Koffer, der fälschlich die Richtung nach Göhren genommen, kam sie dorthin, statt nach einem anderen Badeorte. Am Sonntagmorgen sah sie eine Schaar Fischer ans Land steigen und von Haus zu Haus, von Hôtel zu Hôtel wandern, um Lebensmittel zu kaufen. Die ungebetenen Gäste wurden überall unwillig abgewiesen. Das konnte die Gräfin nicht ansehen. Ihre Köchin mußte einen großen Kessel Kartoffeln und Fleisch kochen, und als das nicht hinreichte, schickte sie noch ihre eigenen Eßvorräthe hinunter an den Strand. Da sie als Holsteinerin

plattdeutsch konnte, unterhielt sie sich mit den Leuten, erfuhr ihre Lebensweise, und so fing Alles an. Und als es erst einmal angefangen hatte, nahmen die hunderttausend Bedürfnisse dieser zahlreichen, bitter armen Menschenklasse sie mehr und mehr, und bald völlig in Anspruch.

Die Gräfin hat sich dabei nicht aufgeopfert. Sie hatte blos den Wirkungskreis gefunden, der ihrer Seele und ihrem Temperament entsprach. Ueber ihre Fischer herrschte sie souverain, und die unverhohlene bewundernde Verehrung dieser rauhen Kerle war ihr sicher ein besseres Ruhekissen als ein atlasnes Bett. Es war keine kleine Leistung, daß sie diesen berufsmäßigen Branntweintrinkern jeden Tropfen Alkohols versagen durfte, und es wäre auch nicht möglich gewesen, ohne jene andere Stimulanz, die sie ihnen statt dessen gab: dem von ihr geleiteten Singen und Beten. Uralte dunkle Erinnerungen mögen in diesen von aller Cultur und ihrer Simpelei abseits lebenden Menschen wach geworden sein vor dieser Priesterin, die ihr Phantasieleben wieder weckte und ihm die Richtung gab. Sie lebte unter ihnen, theilte ihr Hab und Gut mit ihnen, schrieb für sie Eingaben an die Regierung, aß mit ihnen und hungerte mit ihnen, wenn die Lebensmittel ausgegangen waren, — und stand doch immer über

ihnen, wie ein fremdes, halb gefürchtetes, halb abergläubisch verehrtes Geschöpf.

So gut sie aber mit ihren Fischern auskam, so schlecht kam die Gräfin Adeline mit dem zu ihrer Unterstützung gebildeteu Comité und mit der Regierung aus. Die Maßregeln der Regierung fand sie nur den Zwischenhändlern, nicht den Fischern dienlich, und die frommen Seminaristen, die das Comité ihr beiordnete, erwiesen sich als eben so untauglich, wie ihr die zu errichtenden Bierhäuser zuwider waren. Wenn ihre Fischer erst einmal wieder zu trinken anfingen, gleichviel was, — wie sollte sie sie künftig dann noch regieren?

Neben der Gräfin klarer, sachlicher Darstellung ihrer Thätigkeit zwischen den Fischern erscheint Funckes gerührte Schilderung verschwommen und süßlich. Sie behandelt ihn in ihren Randglossen auch ein Bischen von oben herab, — wie einen überflüssigen Literaturmenschen. Die zweite Hälfte ihres Buches, von dem sie eine Fortsetzung verspricht, da sie gerade damals nicht Zeit gehabt hatte weiter zu schreiben, enthält eine sehr interessante Schilderung ihres Auftretens unter den aufständischen Arbeitslosen in Berlin N. im Winter 1891—92. Sie scheint gewissermaßen die Geschichtschreiberin jener Tage zu sein, von denen man da, wo

Geschichte geschrieben wird, so wenig weiß. Sie entsetzte sich vor diesem Pöbel, gegen den ihre Fischer weiße Lämmlein waren, und den die Polizei selbst als den schlimmsten Berlins bezeichnete; aber sie fuhr doch mitten hinein, trotzdem vor ihr ein anderer Wagen umgeworfen worden war und die herauskriechenden Insassen mit Faustschlägen zurückgetrieben wurden. Sie stieg mit ihren beiden Pflegesöhnen gerade aus, als ihrem Wagen dasselbe Schicksal bereitet werden sollte, und da sie nicht wußte, was thun, fing sie an, Geld auszutheilen. Als sie keins mehr hatte, bot ihr der Droschkenkutscher sein eigenes an. Während der ganzen Zeit betete sie innerlich und fühlte keine Spur von Furcht. „In diesem Augenblicke verstand ich, wie die Märtyrer furchtlos in den Tod gehen konnten.“ Um sie herum waren Fenster eingeschlagen, Läden gestürmt und Eßwaaren ausgeräumt worden. Sie sah abgezehrte, kummervolle Gestalten, aber auch Gesichter von mehr als thierischer Rohheit um sich herum. Da, in ihrer Noth, als kein Geld mehr zu vertheilen war, fing sie an, zu reden. Es muß einer der großen Augenblicke ihres Lebens gewesen sein. Denn während sie redete und dieser ungläubige Berliner Pöbel sie von Jesus predigen ließ, fühlte sie, wie sie selbst sagt, daß das Weib, das sich ganz hingiebt, durch eben diese seine

Weiblichkeit eine Macht und Hoheit erhält „die es erhebt zur Mithelferin der Engel.“ ...

Sie griff wieder zu ihrem alten Auskunftsmittel, der Möbeltischlerei. Ein Local wurde ihr für ihre Arbeitslosen eingeräumt und sie war selbst, unterstützt von der Gräfin Zedlitz, der Tochter des damaligen Cultusministers, vom Morgen bis zum Abend unter ihnen, die Muster zum Ausschneiden auf das harte Holz zeichnend, bis ihr das Blut aus den Fingern sprang. Als sie aber durch Ueberredung und Beispiel ihre Berliner Proletarier so weit hatte, daß sie sich herbeiließen, ein frommes Lied zu singen, da kam der Wirth herein und kündigte ihr das Local, weil er von keiner Muckerei in seinem Hause wissen wolle. Die Polizei, die sie anrief, konnte ihr auch nicht helfen. Schließlich erbarmte sich ein anderer, weniger intoleranter Mann, — und sie und ihre Armen hatten wieder ein Unterkommen, wo sie für ihren Unterhalt arbeiten konnten.

Nach einem solchen Tage kehrte sie heim in das „Christliche Hospiz“, wo sie wohnte, und hörte einige vornehme christliche Damen von einem erschütternden Stücke über die Arbeitslosen erzählen, das sie gesehen oder gelesen hatten und das sie ihr gleichfalls zu sehen oder zu lesen zur moralischen Pflicht machten. Nebenan im großen Saale predigte ein bekannter Geistlicher über

das Thema: warum Jesus auf keinem Esel, sondern auf einem Eselsfüllen ritt. „In der Gemüthsstimmung, in der ich heimgekehrt war," sagt sie, „konnte ich Das nicht länger aushalten; ich blieb nicht zum Abendgebet. ... Ich ging hinauf in mein Zimmer und hielt es dort mit bitteren Thränen."

III.

Als die Gräfin also durch öffentliche Vorträge und ihre Broschüre „Aus meinem Missionsleben" den Besitz ihrer Geisteskräfte nachgewiesen, wieder in die Verwaltung ihres ererbten Vermögens getreten und dem Irrenhause entronnen war, stand sie vor einem neuen Lebensabschnitte. Ihr Versammlungshaus auf der Greifswalder Oie war während ihrer langen Abwesenheit zerstört und ihre Arbeit unter den Pommerschen Fischern vernichtet worden. Man hörte auch nichts davon, daß sie sie sofort wieder aufnehmen wollte. Sie beschloß auf Missionsarbeiten auszugeben, mit denen sie Verproviantirungen der Fischer an der dänischen Westküste verbinden wollte. Aus dem Verkaufe ihres Landhauses in Hellebäck gewann sie die Mittel sich eine

Yacht zu kaufen, die sie „die Taube" taufte. Durch Tausch erhielt sie von dem jüngsten Prinzen von Dänemark ein größeres für Langfahrten und Ladung geeigneteres Schiff, bemannte es mit einem mecklenburgischen Schiffscapitain nebst Frau, einem Steuermanne und sechs Matrosen, schiffte sich selbst mit ihren zwei Pflegesöhnen darauf ein, lud es mit Proviant und Bibeln in mehreren Sprachen und begann zwischen England und der dänischen Westküste hin- und herzusegeln. Auf dieser Strecke der Nordsee wird eine ausgedehnte Hochseefischerei betrieben, sowohl von der englischen wie von der dänischen Küste aus, wobei die Fischer ihren Fang auf hoher See an hin- und herlaufende Aufkäufer-Dampfschiffe abgeben und von denselben den nöthigen Proviant einkaufen, was sie natürlich aller möglichen Ausbeutung aussetzt. Hier brachte die Gräfin materiellen Entsatz wie einst den pommerschen Fischern, theilte unentgeltlich Bibeln aus und hielt Andachtsübungen für alle, die kommen wollten, auf ihrem Schiffe, wenn es die Küsten anlief.

Seitdem sind drei Jahre vergangen. Ein Seemannsheim in Göhren auf Rügen ist wieder aufgerichtet worden. Bei dem Hafenarbeiterstreik in Hamburg hat die Gräfin sich der Sache der Arbeiter angenommen

und oft Tausende von Zuhörern bei den Versammlungen gehabt, die sie veranstaltete.

In einem Jahr hat sie 20 000 Bibeln und andere erbauliche Bücher in mehreren Sprachen ausgetheilt und 500 Fahrzeuge besucht. Wer so stark, umfassend, und in der Oeffentlichkeit wirkt, dem öffnen sich viele Taschen, und ein großer Theil dieses großangelegten Wirkens ist sicher nur durch private Wohlthätigkeit ermöglicht worden.

Wenn wir das seltsame Leben dieser nun in den Vierzigen stehenden Frau überschauen, so sehen wir zwei Momente besonders scharf daraus hervortreten. Es ist von dem Augenblicke an, wo es individuell wurde, ganz unter Männern zugebracht, ganz auf die Wirkung auf Männer gestellt, und es ist ganz auf ihre eigene Person gestellt. Das erstere ist das Sektirerische, das zweite ist das Protestantische. An ein Lebenswerk dieser Art, das auf praktisches Wohlthun gerichtet, auf organisatorische Fähigkeiten und organisatorische Ideen angewiesen ist, hat man viel weniger ideelle als praktische Maßstäbe anzulegen. Man hat, vor demselben stehend, nicht zu fragen: ist es schön und gut, sondern: ist es nützlich?

Welchen Nutzen kann nun die Arbeit der Gräfin im Dienste der Seemannsmission schaffen?

Mag es sich zunächst um die ideellere Seite, um die Gemüther handeln.

In Amerika treten Frauen als Prediger auf und haben als solche feste Anstellungen. Auch in der Heilsarmee treten Frauen als Prediger auf. Zu allen Zeiten von Auflösung, unter der Reformation und der französischen Revolution, haben Frauen in öffentlichen Reden agitirt, ob es nun für das Reich Gottes oder für die Menschenrechte war. Die Kanzel und der Rednerstuhl sind dem Weibe eben so lieb wie die Bühne, hier wie dort kann es in seiner Wirkung auf die Männer die feinste und ungefährlichste Stimulanz genießen. Als Weib zum Weibe zu sprechen löst keine jener zitternden Schwingungen aus, giebt keine jener intimen Befriedigungen der Eitelkeit, weckt keine der Empfindungen, in denen das Weib sich, — wenn auch noch so uneingestanden, — als Weib fühlt. Die alten Kirchenlehrer verboten das öffentliche Auftreten, Lehren und Predigen des Weibes aus Gründen der Schamhaftigkeit. Auf die Jetztzeit angewendet, würde diese Schamhaftigkeit viel subtiler aufgefaßt werden müssen, als damals. Wir wollen sie auf sich zurück stellen und fragen: was nutzt das Predigen eines Weibes vor Männern?

Es beschäftigt, unterhält und rührt sie vielleicht

einen Augenblick. Aber was für ein Contact ist denn zwischen der Hofdame der Kaiserin Augusta und dem starken, wilden, englischen Seepöbel, der Glieder und Leben für seinen Monatslohn zu Markte trägt und unter einem Naturzwang und Zwang der Verhältnisse steht, von denen die feinerzogene Dame doch nur die allerentferntesten Vorstellungen haben kann. Sie fühlt das Männliche an diesen Männern in jener Haltung von Ritterlichkeit und Achtung, die unter den gesunden Söhnen der Gefahr und Armuth nie ausstirbt, — sie fühlen sich allenfalls dankbar gestimmt gegen die feine Dame, die es so gut mit ihnen meint. Aber was kommt dabei heraus?

Ein Umgang Theewasser mit Schiffszwieback und eine Bibel per Mann. Die, die wirklich darin lesen, enden selten damit, milder und besser zu werden, sie enden öfter damit, Sektiker zu werden, entweder als Begründer neuer oder Theilnehmer bereits vorhandener Sekten.

Und nun die materielle Hilfe der Gräfin? Ihre Proviantlieferungen an die Fischer und ihre sittigenden Bemühungen um dieselben?

Sie hat also in einem Jahre 500 Fahrzeuge einmal verproviantirt, auf wie lange? höchstens auf ein paar Monate. Wer wird sie weiter verproviantiren?

Ist diese Verproviantirung eine regelmäßige? kann sie eine regelmäßige sein? Und Beides angenommen, obgleich das Gegentheil der Fall sein dürfte, wird dafür eine Continuität gewahrt werden? steht und fällt diese sehr beschränkte Hilfe nicht mit der Gesundheit, den Geldmitteln und der Lust und Liebe der Gräfin für die Sache? Wer steht über ihr? Wer hält sie an, die einmal übernommene Pflicht dauernd zu vollführen und so zu organisiren, daß sie auch nach ihrem Tode oder Rücktritt weiter wirkt? „Mein Jesus!" wird sie sagen. „Niemand", werden die Ungläubigen ihr antworten.

Die Armenpflege — und auch dieses ist ein Stück davon, — ist der Krebsschaden unserer Zeit. Der Staat hat sich überall unfähig erwiesen, sie so zu organisiren, daß den Armen wirklich geholfen werde. Die private Armenpflege hat sich ebenso unfähig erwiesen, der Armuth abzuhelfen, das heißt: dem zeitweilig durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit Verarmten durch einen geregelten und gesicherten Erwerb wieder in die Festung der menschlichen Gesellschaft hineinzuhelfen. Wer einmal Unterstützung angenommen, ist in den meisten Fällen verfallen, wer sich einmal auf äußere Hilfe verlassen, findet sich nicht mehr auf der schmalen, harten aber gleichmäßigen Basis seiner Verhältnisse zu-

recht. Die Hilfe ist das Ungleichmäßige und darin liegt, daß sie mehr schädigt als fördert.

Und darum ist die subjective Hilfe, die von einem Ich ausgeht und auf einem Ich ruht, trotz der Summen, die sie kostet und der Aufopferung, die ihr zu Grunde liegen kann, belanglos, wenn nicht schlimmer. Nur die ichlose Hilfe, die unpersönliche Hilfe, die doch von lebendigen Händen mit warmen Pulsen gereicht wird, — also nicht von Staatshänden — und deren Hände, ob sie sterben oder sich erneuen, immer gleich warm bleiben von menschlicher Liebe, — nur sie könnte eine Basis der Aufrichtung der durch Naturereignisse oder Ausbeutung unverschuldet Verarmten bilden. Ich könnte mir eine „Bruderschaft zur See" denken, aus frommen Stiftungen hervorgegangen und durch sie wachsend, die dasselbe durchführte, was die Gräfin jetzt begonnen: Seemannsheime gründete, Fischer verproviantirte, ihre Wittwen und Waisen unterstützte und den Küstendienst dieser stärksten, tapfersten und exponirtesten Menschenklasse regelte. Sie, deren Glieder stürben und sich erneuten, ohne daß an der Organisation und Ausübung etwas um die Breite einer Feder verrückt würde, sie könnten im Zeitalter des Kampfs ums Dasein eine Menschenklasse in ihrer Kraft erhalten, die durch gelegentliche Collecten bei großen Unglücksfällen doch

mehr demoralisirt als unterstützt wird. Ein solcher Dienst würde auf der persönlichen Selbstverleugnung der alten Orden beruhen und die Entsagung des Ichlebens zur Voraussetzung haben, — ein Drang der heftig anfängt in unserer Zeit wieder aufzuschwellen. Und was wäre in einer Schwesterschaft der guten Werke eine Natur und Disposition wie die der Gräfin Schimmelmann unter der festen Leitung einer weitschauenden Organisation nicht geworden? Aber noch ist es das Schicksal der besten Kräfte, sich und ihr aufrichtigstes Wollen atomisirt zu sehen.

Nippesfigürchen.

Der eigentliche centrale Grund der Frauenunruhe, die man die Frauenbewegung zu nennen pflegt, wird selten erkannt, noch seltener betont, am wenigsten in seinem Wesen definirt. Es ist der, daß das Weib jetzt *selbst* besitzen und genießen will, was es früher zufrieden war zu *vererben*, daß es sich — vielfach ganz unbewußt und unbeabsichtigt — als einen *Endpunkt* betrachtet, der das will, was Alle wollen, die

an einem Endpunkte angekommen sind, — sich ausleben. Wer tiefer ins Leben und in einen festeren Zusammenhang der Dinge, als dies Jahrhundert ihn darstellt, zu blicken vermag, der weiß, daß das eine Illusion ist. Man kann sich nicht ausleben, weil man garnicht das compacte Ich ist, das man nach der Philosophie des Egoismus sich einbildet zu sein; weil das wirklich durchgeführte Sichausleben des Ichs immer mit der schmerzlichen Leere der seelischen und physischen Sterilität enden würde, und weil das eigentliche und stärkste Lustgefühl des Daseins das Gefühl der Erhaltung, also im tieferen Sinne das Gefühl des Verschwindens der Persönlichkeit in einer größeren Lebenswelle ist, die sie aufwirft, hineinzieht und über sie wegrollt. Nur wo eine Weltanschauung und ein Lebensinhalt zu Ende gehen, kommt in die Persönlichkeiten der fiebernde Drang der Selbstbehauptung, die man das Ausleben des Ichs nennt. Sie fühlen, daß sie keine Erben haben werden, weder Erben im Fleische, noch Erben im Geiste; sie fühlen auch, daß sie keine Erben sind, denn zwischen ihnen und ihren Erzeugern ist eine Kluft, — die der Feindseligkeit der Anschauungen, des Gegensatzes zwischen den Alten und Jungen. Wenn wir die Ausdrucksform des Lebens betrachten, die sich in der Literatur dieses Jahrhunderts bethätigt, so sehen wir, daß sie ganz auf-

gebaut ist auf diesem Gegensatze zwischen Alten und Jungen. Von der Sturm- und Drangperiode an ist er das eigentliche Thema der Dichtung; und zwar ist das Junge immer das Edle, das Alte das Corrupte, das Junge das, was Recht hat, das Alte das, was Unrecht hat, das Junge die Intelligenz, das Alte die Stupidität, das Junge die Zukunft, das Alte die Vergangenheit. Ist es da nicht erstaunlich, wie rasch nach dem Zeugnisse dieser Lebensauffassung das Junge alt wird? Es handelt sich seit der erwähnten Sturm- und Drangperiode um fünf bis sechs Generationen. Jede dieser Generationen war einmal jung, demzufolge edel und intelligent; sie hatte das Recht und die Zukunft auf ihrer Seite; jede dieser Generationen ist in wenigen Jahrzehnten alt, stupid, und in den Augen ihrer Erben Träger des Unrechts und der Vergangenheit geworden; und diesen Erben ist es dann ebenso gegangen, als sie Väter geworden waren, ihren Söhnen gegenüber. Von diesem Gegensatze zehrt noch die ganze gegenwärtige Literatur. Und was ist dieser Gegensatz anders als eine abbrechende, immer von Neuem abbrechende Entwicklungscurve, die immer von Neuem zusammengestückt wird? Wo aber die Menschheit sich unter einer zerstückten Entwicklungscurve befindet, da will der Einzelne für sich erretten und erraffen, was er kann, —

und er muß es thun, weil Niemand, auch sein Vater und sein Sohn nicht, ihm sein natürliches Eigenthum unangetastet läßt; weil jeder, auch die Mutter an der Tochter und die Tochter an der Mutter, vom Raube am Anderen lebt; weil da, wo allein die Continuität und das gegenseitige Stützen und Mittheilen das Naturgemäße und Nutzende wäre, der Gegensatz, das Mißtrauen und die offene Feindschaft eingezogen sind.

Dieser Zustand allein, auf dem sich Alles aufbaut: Kunst, Literatur, Lebensführung, Weltanschauung, Familie und Staat, ist genug, um deutlich zu zeigen, daß ein Zeitalter sich in seinem Inhalt erschöpft hat und ausrollt, — denn weitere Gegensätze, die sich unter einander befehden könnten, sind keine mehr aufzutreiben; es sei denn, daß das alte und das neue Ich (à la Nietzsche) sich im selben Menschen bekriegten und gegenseitig den Garaus machten.

Auf diesem Nährboden nun stehen die begabten, intelligenten, verpersönlichten Weibnaturen, so viele oder so wenige eben ihrer da sind.

Das erste dumpfe Gefühl, das sich in eine Frage des Bewußtseins umsetzt, ist für ein solches junges Mädchen: werde ich nicht beraubt? nimmt man nicht von mir unter der Form der Liebe, Zärtlichkeit und Fürsorge, was die Basis meines Lebens sein müßte,

wenn es überhaupt eine haben soll? Es fühlt, daß Alle um sie herum Nehmer sind, und Geber nur von dem, was sie selbst nicht haben mögen. Und wenn es selbst nicht roh und berechnend und zum Nehmen veranlagt ist — was doch sehr viele Frauen sind — so erwacht eine Bangigkeit in ihm, und es fängt an zu wägen, zu beobachten und zu denken, — ein angstvolles Denken. Und aus der Ahnung, beraubt zu werden, entspringt das Verlangen des Habens; wo überhaupt noch Cultur vorhanden ist. Denn die Rohheit des Emporkömmlingsnachwuchses höherer Töchter ist in den großen Städten häufig ohne Grenzen. Freilich genießen sie dadurch auch den Vorzug, daß ihr Bedürfniß des Habens ganz materiell ist, daß es daher mit einiger Rücksichtslosigkeit, — um die sie nicht verlegen sind, — zu befriedigen ist, und daß sie solchermaßen den Sinn des Lebens nach einer gewissen Richtung erschöpft und sich wirklich ausgelebt haben.

Anders steht es um jene, in denen ein inneres Leben, eine erwachende Individualität, ein zusammengesetzter und vielseitiger Anspruch nach Ausdruck und freier Bahn drängt. Diese Naturen verlieren fast immer ihren ersten Einsatz und oft haben sie keinen zweiten zu machen. Sie können sich nicht zurecht finden. Sie gehen muthig aus und suchen sich einen Weg, aber

früher oder später gelangen sie immer an eine Mauer, an der sie hintasten, ohne eine Thür in ihr zu finden. Sie laufen an der Mauer auf und ab, sie suchen und suchen, — kein Durchgang. Da wird ihnen bange. Sie haben keine Zeit. Die Tage, Wochen, Jahre gehen, der Zeitpunkt kommt näher, wo das Weib geborgen sein will, geborgen unter dem Schutze eines Mannes, geborgen durch seine Stellung. Sie fühlen sich allein und können nicht allein sein. Sie wollen einen Anschluß und vielleicht liegt er dicht hinter dieser Mauer, — aber sie können nicht hindurch. Freilich, diese Mauer muß irgendwo ein Ende haben, — aber dann muß man an ihr entlang wandern; und das dauert so lang, und ob man dann endlich, wo sie zu Ende ist, das Gesuchte findet ... wer kann das wissen? Eins aber kann man wissen: daß die Zeit, die dabei verloren geht, die Jugendzeit des Weibes ist und das Kostbarste, was es hat. Und hat es bis zu diesem Punkte gedacht, dann überfällt ein solches junges Weib eine grenzenlose Müdigkeit; alle überfällt dieselbe Müdigkeit; die mit der starken ausdauernden Lebenskraft, und die mit der kurzen, frühwelkenden Frische; das Blut stockt in ihnen und entfärbt sich, und es kommt jenes Kränkeln, das nicht sowohl zehrt wie erschlafft, das bei den Einen zum Fieber der Ungeduld, bei den

Andern zur Blässe des Schmachtens wird; bei den meisten in den nächsten Hafen führt, der sich aufthut.

Daß ein junges Mädchen versucht hätte, diesen Zustand selbst zu schildern, dieser Disposition Ausdruck zu geben, könnte man aus der Theorie der Beschaffenheit des jungen Mädchens kurzer Hand verneinen. Nicht einmal die einzige Offenbarerin der Seele des jungen Mädchens, Marie Baschkirtzew, hat es gethan. Sie hat vielmehr mit Händen und Füßen immer dagegen gestrampelt, sich den Causalzusammenhang ihrer Depressionen mit dem inwendigen Leben der Physis und Psyche klarzumachen.

Und doch gab es ein junges Mädchen, das das zu thun versuchte. Es hat sehr viele und sehr harte Angriffe durch Presse und Publicum deswegen erfahren und beide zusammen haben es unterdrückt. Es verschwand und hielt sich etwa acht Jahre still. Und als es dann wieder an die Oeffentlichkeit trat, war es kein junges Mädchen mehr, sondern die Gattin eines Kaufmannes; diese verwerthete auch nicht mehr ihre Eindrücke und Beobachtungen, sondern Memoirenwerke zu historischen Romanen; sie wurde auch nicht mehr angegriffen und unterdrückt, sondern gelobt und gelesen; sie nannte sich auch nicht mehr mit ihrem halbkindlichen

Pseudonym Stella Kleve, sondern mit ihrem bürgerlich eherechtlichen Namen Mathilde Malling.

Es lag in Stella Kleve sehr viel, was uns über die Psychologie des modernen, nervösen, verfeinerten und leidenden jungen Mädchens aufrichtige und werthvolle Aufschlüsse hätte geben können; es waren alle Bedingungen zur Schilderung der Psychologie des weiblichen Raffinements und der Erotik junger Mädchen aus alten Culturfamilien in ihr vorhanden; aber weder das öffentliche, noch das private Leben ihrer schwedischen Heimath gab ihr eine Möglichkeit, diese seltene Anlage reifen und sich bethätigen zu lassen. Es konnte in einer solchen Veranlagung naturgemäß keine größere Widerstandskraft gegen harte Hände sein, als in einem jener graziös gewundenen Figürchen aus Sèvresporcellan, oder in einem jener nur noch als seltene Stücke in Museen vorhandenen venetianischen köstlichen Gläser, die auch nicht zum Anpacken und daraus zu trinken da sind.

Sie war eines jener nicht häufigen weiblichen Wesen, die mit 18 Jahren die Höhe der Bildung, Verfeinerung und Sehnsucht ihrer Zeit erreicht haben. Daß sie sich daneben auch als Student der Philosophie immatrikuliren ließ, fällt weniger ins Gewicht. Aus alter reicher Familie stammend, in Schweizer Pensionen am

Genfersee erzogen und ganz französisch gebildet, eine kleine, verwöhnte, auf gute Formen haltende Dame, begeistert und veranlagt für die Kunst der Koketterie, der sie ein ganzes Gebäude von Begründungen errichtete, außergewöhnlich disponirt für den geselligen und geistigen Umgang mit Männern, dabei voller Furcht und Neugier nach dem großen Unbekannten, bange für ihren Ruf, noch bänger für ihre Mädchenschaft, manchem da pervers erscheinend, wo sie doch nur naiv war, — so trat dieses junge Mädchen ins Leben, ganz zu einer Luxusexistenz geschaffen, darauf vorbereitet und dazu erzogen schon zu einer Zeit, als das elterliche Vermögen bereits im Schwinden war und ihr bald nichts übrig ließ, als eine allzu stille Zufluchtsstätte im einsamen Landhause.

In jener Zeit erschienen zwei kleine Bücher von ihr: „Bertha Funke" und „Alice Brandt", Bücher für psychologische Gourmands, die das Unfertige, Halberschlossene, und sich unbewußt Verrathende mehr interessirt, als die fertige Form und der reife, ausgetragene Inhalt. Es waren im höchsten Grade Bücher eines unerfahrenen und der Realitäten und Werthmesser des Lebens unkundigen jungen Mädchens; aber es waren so viele überraschende und neue Möglichkeiten zur Erkenntniß des Weibes der Gegenwart darin, soviel künstliche

Widersprüche, soviel anspruchsvolle Launen, soviel wirkliche Morbidität, soviel kränkliches Oberflächenleben mit dem sicheren, treffenden Griffe einer im Mitfühlen zitternden mageren kleinen Hand erfaßt; — es war sie selbst, die sich und die Aeußerlichkeiten ihres mondainen Daseins wichtig nehmende junge Dame, und noch ein anderes junges Weib, das man in der Perspective sah, — wieder sie selbst, wie sie geworden wäre nach einigen Jahren tieferer Eindrücke, wirklicherer Erlebnisse und begünstigterer Entwicklung: eine kühne und doch scheue Offenbarerin der zitternden Schwingungen und gebrochenen Linien in jener kleinen Gruppe Frauen, die reine Culturerzeugnisse und ganz Luxuswesen sind, und in denen wir noch jedesmal die Cultur einer Zeitepoche haben gipfeln und sich zuspitzen sehen. Es ist nicht mehr die Mutterschaft und die Ausübung der weiblichen Aufgaben, die von solchen Frauen verlangt wird, — es ist nicht mehr deswegen, daß die Männer sie suchen. Sie bieten einen ästhetischen Genuß wie ein Kunstwerk und einen seelischen wie ein Musikstück; sie sind reizend und unnütz wie eine Schäferin aus Sèvresporzellan oder wie ein Kunstwerk der Glasbläserei, aber für solche Nippes geben Kenner Zehntausende aus. Warum? Weil sie gewisse zarte und feine Schwingungen auslösen, die zu empfinden Genuß und eine

eigenthümliche Art von Erhebung und Genugthuung ist. Ein solches weibliches Wesen, und dazu mit einer subtilen kritisch-psychologischen Veranlagung der Selbstbeobachtung begabt, eine Belauscherin des Weibwesens in sich und Anderen, von vollendeter Bildung und vollendeter geistiger Freiheit, tactvoll, zaghaft und doch Geheimstes mit stillem Vergnügen ausplaudernd, — sie hätte einige kleine Offenbarungen von höchstem und bleibendem Werthe zur Kenntniß des Weibes als Culturblüthe geben können.

Sie hat sie nicht gegeben. Als sie in ihren „Pyrrhussiegen" den muthigen und noch etwas linkischen Versuch dazu machte, wurde sie einfach niedergetrampelt und niedergebrüllt von den Sittlichkeitsaposteln, Frauenrechtlern mit und ohne Unterröcke, und der bürgerlichen Intelligenz ihrer Heimath, ohne daß Jemand ihr zu Hilfe kam. Die Literatur stand im Zeichen der Nützlichkeit und man konnte ja das, was diese machte, nicht nützlich nennen; es war ja einfach schädlich. Wie kann man schildern, daß ein junges Mädchen in seiner verliebten Träumerei nicht den Mann seiner Sehnsucht, oder wenigstens doch sein Gesicht vor Augen sieht, sondern seinen Nacken? Ein Gesicht ist doch noch etwas Seelisches, oder könnte es wenigstens sein, — aber ein Nacken? Daß dieser

Nacken ein ganz einfaches Erinnerungsbild gewesen, durch eine auffallende Beleuchtung oder einen anderen Zufall dem Auge aufgedrängt und ohne Mitthätigkeit des Willens vom Gedächtniß aufbewahrt, — ein physiologischer Vorgang, der bei der Empfänglichkeit der Frauen besonders häufig, und daher oft Ausgangspunkt für das Verlieben ist, — das durfte in der Aera des großen Aufschwunges nordischer Literatur nicht eingeräumt werden.

Eine eigenthümliche Weibbegabung, — morbid und gebrechlich an sich — war gebrochen. Als die Dreißigjährige wieder an die Oeffentlichkeit trat, da war sie retrospectiv geworden. Ihr Empfinden, dem das Leben keine Nahrung und keine Entfaltung gab, hatte in den Memoiren aus blendender Zeit Stimulanz und Ablenkung gesucht, und sich in einem schwärmerischen, mädchenhaften Cultus um — den großen und gegen Frauen recht brutalen Napoleon gerankt. Das Schwache sucht den Schutz des Starken, wenn auch nur in der Phantasie; — und sie erfand mitten in ihren Costüm- und Requisitenschilderungen aus der Zeit des ersten Consulats die Gestalt eines begeisterten jungen Mädchens das Napoleon liebt und an ihm zu Grunde geht. Mit großer Befriedigung wurde dies lesbare Buch aufgenommen und Mathilde Malling schrieb dann fleißig weiter, jedes Jahr einen neuen historischen, ganz quellen-

mäßig treuen historischen Roman über berühmte historische Personen.

Aber keine Stella Kleve giebt es mehr mit den Versprechungen und dem Verwirklichungsempfinden ihrer Mädchenzeit.

Oder giebt es doch eine solche noch, ganz verborgen und verschüttet wie in einem inneren Bergsturz, in einem Winkel ihrer Seele? Nichts ist zäher als jene kleinen, schlanken, geschmeidigen Frauen, mit dem unverwischbaren Schmachten in den schmalen Gesichtern, über das die Jahre nicht Herr werden. In einer kleinen historischen Schuh- und Stiefelstudie aus dem Musée de Cluny schien mir wieder jene Stella Kleve von ehemals vor der Mauer zu stehen, an der so viele Frauen hintasten und nach einer Thür suchen. Die Thür war da, ihr fehlte nur die Klinke, um sie aufdrücken zu können. Aber eines Tages, wenn die Suchende wieder vorbeikommt, würde sie wohl offen stehen.

Finderin?

I.

Es giebt wohl nur ganz wenige Frauen unter denen, deren Namen bekannt geworden sind, die sich den führenden Ideen unserer Zeit mit solcher Intensität und

solcher Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst hingegeben hätten, wie Annie Besant. Ihr Name ist denn auch in der ganzen Welt bekannt, Bewunderung und Verurtheilung haben sich fortwährend um sie gestritten; sie hat hingerissen und auf die Massen gewirkt wie keine andere, selbst Louise Michel nicht, mit der sie in ihrer äußeren Stellung und in manchen Seiten ihres Temperaments noch die meisten Berührungspunkte hat. Beide hatten sie bei ihrem öffentlichen Auftreten einen gemeinsamen Ausgangspunkt, und das war die Ueberzeugung, die sie mit der größten Heftigkeit ihren zuströmenden Zuhörern und Zuhörerinnen einpaukten, und die Louise Michel kurz und bündig in die Worte faßte: „Le bon Dieu n'existe pas!" Beide waren sie geborene und electrisirende Rednerinnen, die nicht blos mit der Zunge, sondern mit ihrem ganzen Wesen redeten — Louise Michel dürr, abgezehrt, bettelhaft dürftig, mit dem Gesicht und dem Körper einer Todten, die aus dem Grabe gestiegen, mit der trockenen, klagenden Stimme unendlicher Enttäuschung, — eine Fanatikerin, die von innen verbrannte, eine ewige Jungfrau mit dem ausgesprochenen Typus der verschämten Armen und alten Jungfer, aber kein Weib mit den Wirkungen des Weibes. Annie Besant, eine Dame aus der besten Gesellschaft, aus altem angesehenen Geschlecht, jung zu

der Zeit, als Louise Michel schon gebrochen aus der Deportation zurückgekehrt war, Gattin und Mutter, hübsch und einnehmend, mit zeitlebens etwas vom Wesen eines aufgeweckten Kindes in ihrer Person, ganz und in Allem Weib und nichts als Weib, und am meisten da, wo sie über alle dem Weib gesteckten äußeren und inneren Grenzen hinausging.

An den Frauen unserer Zeit ist keine moralische Eigenschaft so hervortretend wie die der Feigheit. Sie wagen nicht abzustechen. Und sie folgen damit ganz dem männlichen Vorbilde. Auch der Mann wagt nicht abzustechen. Es erlaubt sich Niemand mehr eine eigene Meinung. Die eigene Meinung tritt nur noch collectiv auf, es müssen erst Mehrere darum sein, ehe sie ausgesprochen wird. Dies ist ein deutliches Zeichen der allgemeinen Demokratisirung, und einer Demokratisirung, die erst in ihren Anfängen steht und wesentlich bedingt und geformt wird als Rückschlag gegen das internationale Kapital, das bis dato noch alle militärischen und legislativen Vertheidigungsmittel zur Disposition hat. Keiner kann mehr auf sich allein stehen. Es ist die Frage, ob das überhaupt jemals Jemand gekonnt hat, ob das nicht eine der protestantisch-freidenkerischen Fictionen war, in denen das bekannte und früher erwähnte Münchhausensche Kunststück ausgeführt ward.

Allerdings lehrt unser klassischer Lessing: kein Mensch muß müssen; aber er lehrt auch folgerichtig gleich daneben, daß es nur eine Möglichkeit gebe, dem Muß zu entrinnen: der Selbstmord. Ich habe nie begreifen können, was das für ein Ausweg sein soll? Eine Verzweiflungsthat ist doch kein Ausweg. Die Selbstvernichtung ist doch auch kein Ausweg. Einen Ausweg finden, heißt doch blos die Möglichkeit, sein Ich zu bethätigen, nicht zu zerstören. Ersteren Ausweg giebt es nun eben nicht für das individuelle Ich in unserer Zeit. Eine allen anderen Meinungen widersprechende Meinung dringt überhaupt nie an die Oeffentlichkeit. Der Druck und die Verbreitung unliebsamer Meinungen ist mit hunderttausend Censuren umgeben, unter denen die Staatscensur nur eine bescheidene Rolle spielt. Erstens findet eine unliebsame Meinung keinen Verleger; hätte der Autor die Mittel, den Druck selbst zu bezahlen, so findet das Buch keine Besprechung, der Artikel keine Aufnahme, sind diese beiden Klippen glücklich umschifft, so steht der unbequeme Mensch vor der Eventualität in seiner bürgerlichen Lebensstellung untergraben, durch Abschneiden von Erwerbsmöglichkeiten ausgehungert, durch Anhängen von Processen ruinirt zu werden. Unser ganzes geistiges Leben in allen Ländern steht gegenwärtig in diesem Zeichen. Am meisten natürlich

die Dichtung, weil sie am unmittelbarsten die Eigenschaft hat zu electrisiren. Glaubt das Publicum, die schlaffen leisetreterischen Erzeugnisse der jetzigen großgelobten Modedichter seien Ausdrücke der allgemeinen Stimmung, oder auch nur der allgemeinen Erschlaffung? Oder sie seien auch nur Ausdruck des schwächlichen zerfahrenen Wesens ihrer Erzeuger? O nein, sie sind nur Ausdruck der Race und Winke der regierenden Geldbeutel, die ungestört weiter regieren und einen süßen Geruch in ihrer Nase verspüren wollen. Und selbstverständlich sind der vollendete Ausdruck dieses Regiments — die Theater.

Das Erste, was daher ein Jeder thut, der sich mit einer Meinung, einer Idee gesegnet fühlt, — ist Anschluß suchen, oder eine Gruppe, einen Verein, eine Verbindung gründen. Das ist sehr gut für den Träger der Idee und sehr schlecht für die Idee. Darum sind die meisten Ideen unserer Zeit flach und banal wie abgegriffene Scheidemünzen, weil sie gleich von ihrer Entstehung an befingert, betastet, popularisirt worden sind. Darum sehen wir überall, wo das Auftreten des Einzelnen so wirkungsreich und schöpferisch sein könnte, das Auftreten des Vereins mit seinen Rednern — und Rednerinnen. Solche Vereins- und Gruppen-Rednerinnen vorgeschobenster Position waren auch Annie Besant und

Louise Michel, jene große Hetzerin. Ich habe Letztere reden gehört und selten etwas Trivialeres gefunden. Es war eine atheistische Predigt. — Ich habe Einiges von Annie Besants Reden gelesen, und kaum etwas Aufgebauschteres, Doctrinäreres, Pathetischeres kennen gelernt. Das Pathos ist überhaupt die Ausdrucksform dieses nun scheidenden Jahrhunderts. Was, in natürlicher Sprache gesagt, dem gesunden Menschenverstande, geschweige denn der tieferen Einsicht, sofort seine Defecte zeigen würde, das wird durch das Pathos geheiligt, erhaben, sublim. Pathos für die allgemeinen, Sentimentalität für die privaten Angelegenheiten des Lebens, — das brachten uns die großen Leitsterne der Aufklärung: Kunst, Literatur und popularisirte Wissenschaft einträchtig und generationenlang bei; wie sollen wir uns dabei wundern, daß der Einzelne feig und unsicher und die öffentlichen Redner pathetisch und sentimental sind?

Pathetisch und sentimental war auch Annie Besant; aber sie hatte nie die Feigheit der Erwachsenen, — sie hatte immer den impulsiven, man könnte sagen gedankenlosen Muth des Kindes, das die Welt noch nicht begriffen hat, und auch die Leichtgläubigkeit und das Glaubensbedürfniß eines solchen.

Was sie von Louise Michel radical unterschied und meinem Vergleiche zwischen ihr und jener mancherlei

Vorwürfe und Zurückweisungen zuziehen dürfte, ist: sie hat nie Mord und Brand, Aufruhr und Empörung gepredigt. Daß sie das bei ihrer imitativen Natur ebenso leicht gekonnt hätte, wie dreizehn Jahre lang unverdrossen die tiefsinnige Wahrheit zu verkündigen: „le bon Dieu n'existe pas!", das zu bezweifeln hätte doch eigentlich keine psychologische Berechtigung. Die Männer, die Annie Besants Lehrer und Führer geworden, waren keine praktischen Revolutionäre, sie waren theoretische Empörer, keine Männer der That, sondern Männer des belehrenden, bekehrenden Wortes, — Protestanten und Prädikanten. Was bei den romanischen Völkern zu Ausbrüchen wilder Handlung führt, das führt bei den germanischen Völkern gewöhnlich blos zu Ausbrüchen wilder Mundübungen. Sie sind viel gesitteter.

Wenn man Annie Besants Lebenslauf verfolgt, so sieht man, daß ihr im Gegensatze zu den übrigen, in diesem Buche geschilderten Sucherinnen, Alles gelang, was sie angriff. Sie war nicht blos eine Sucherin, sie war auch eine Finderin. Sie hatte die Gabe, überall da, wo sie suchte, zu finden. Viele werden das für einen Vorzug und ein Kennzeichen gesunder Begabung halten, und sie in Folge dessen an Geist und Individualität über die übrigen, hier geschilderten Frauen

stellen. Das möchte ich nicht thun. Alle jene Anderen brachten es wohl im Grunde zu nichts, fanden nichts, erreichten nichts. Aber ist das nicht vielleicht eher ein Vorzug? Fanden sie vielleicht nur deshalb nichts, weil es nichts zu finden gab? Erreichten sie nichts, weil nichts zu erreichen war? War es nicht vielleicht gerade das Seelenleben individuellerer, eigengearteterer Natur in ihnen, das sie zu nichts kommen ließ? Sie rangen und litten als differentirte Frauen, und wurde dies und das dabei in ihnen verrenkt und verschroben, so waren es Verrenkungen ihres Weibwesens, ihrer ganz persönlichen Natur, die sich dabei zeigten. In Annie Besant ist dies Persönliche, diese individuelle Weibeigenart nicht zu entdecken. Sie ist ganz Typus. Sie ist das typische Weib, mit der Bildung und dem Bildungsdrange aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, — das Weib ohne eigenes Maaß und Gewicht, ohne jene weiblichste Eigenschaft der instinctiven schlagenden Kritik, ohne die starken und gebieterischen Sym- und Antipathieen des Weibes. Sie ist die Frau mit dem unversiegbaren Lesedrang, die gleich capabel ist, Alles zu lesen und „sich anzueignen:" Theologie und Socialwissenschaft, Botanik und Algebra, Atheismus und Theosophie, Politik und Erbauungsliteratur. Sie hat Alles studirt, Alles capirt, über Alles geredet und geschrieben. Sie

ist der Prototyp der studirenden Frau mit dem „leichten Begriff“ und dem „offenen“ — ach nur allzu offenen Kopf. In einer merkwürdigen und auffälligen Weise tritt uns das Unpersönliche des gebildeten Weibes der sechziger, siebziger, auch achziger Jahre in ihr entgegen. Sie ist ein Abglanz des vollkommenen wissenschaftlichen Ueberlegenheitsgefühls des Mannes jenes Zeitraumes gegenüber den Lebens- und Geistesproblemen. Alles Erkennbare ist erkannt, alles Begreifliche ist begriffen, die menschlichen Verhältnisse sind auf eine leichte und klar vorgezeichnete Weise durch politisch-parlamentarische Discussionen, Versammlungsrechte, populäre Vorträge, &c. zu ordnen und zu lösen. Es ist viel rhetorisches „Feuer,“ wenig Wärme und gar keine Tiefe in dieser Auffassung. Es ist auch gar keine Bescheidenheit in ihr. Annie Besant suchte ihr ganzes Leben lang die Wahrheit, fand die Wahrheit, verkündete die Wahrheit, fand die noch wahrere Wahrheit und verkündigte sie — und war immer gleich obenauf. „Wen gemahnt's nicht wundersam“ an die schönen Tage und Eindrücke seiner eigenen Jugend und protestantenvereinlichen Erleuchtungen; dazumal, als die „Wahrheit“ in allen Kaffeekränzchen „begründet“ wurde und ebenso schön und stärkend schmeckte wie ein Gläschen Portwein mit Apfelkuchen, und wo die Dogmatiker und Theoretiker David Strauß

und Kuno Fischer, plus Emerson und Hausrath den redlichen aber veralteten Luther ablösten in dem „Wort“, das „sie stahn lassen“ sollen. Auch Annie Besant hat ihre gefundene Wahrheit sich immer so skrupellos schmecken lassen, wie ein Spitzglas half om half am Vormittage.

II.

In London, am ersten October 1847 geboren, macht Annie Besant uns in ihrer Autobiographie zuerst mit ihrem Horoscop bekannt, dessen Zeichen und Zahlen meiner Unwissenheit jedoch undeutbar sind. Stolz auf ihr irisches Blut von mütterlicher Seite, väterlicherseits von ehemaligen englischen Bauern abstammend, vereint sie sichtbar die Leichterregbarkeit der Irländer mit dem unzugänglichen Eigensinn und der sich gegenwärtig ganz auf's Aeußere richtenden Hartnäckigkeit der Angelsachsen. Die frühverwittwete, in schwierigen Verhältnissen zurückgebliebene Mutter erzog die einzige Tochter auf jene sentimentale und alle Realität vertuschende Weise, die den Müttern jener Zeit in allen Bildung beanspruchenden Klassen eigen war. Eine alte reiche Jungfer übernahm, mit ein paar anderen Pastorenkindern zusammen,

der kleinen Annie geistige Ausbildung in streng anglikanischem Sinne. Als das junge Mädchen nach einigen Bildungsreisen in Deutschland und Frankreich als fertig fürs Leben entlassen wurde, wußte es noch nicht einmal, wieviel ein Paar Handschuhe kosten und wie man sich einen Kragen an's Kleid heftet, von den Geheimnissen von Küche und Hausstand ganz zu geschweigen. Dagegen war es bewandert in abstract theologischer Literatur, declamirte, in Bäumen sitzend, Miltons verlorenes Paradies, war hübsch und einnehmend auf Bällen, und ritt und fuhr mit jungen Männern in englischer Freiheit spazieren. Das hatte die unerwartete Folge, daß der Reverend Frank Besant, dem sie während seiner Missionspredigten die Kirche bekränzt hatte, um sie freite. Miß Annie fühlte sich ganz consternirt: „mein empfindlicher Stolz sah bei meinen strengen Ansichten eine Anspielung darin, daß ich „geflirtet" hätte; ich zauderte, folgte meinem ersten Impuls, Nein zu sagen, nicht, sondern nahm meine Zuflucht zum Schweigen." Der junge Reverend bat sie, dies süße Schweigen zu bewahren, bis er Gelegenheit gehabt, mit ihrer Mutter zu sprechen. Und nun „folgten die ersten unglücklichen Tage in meinem Leben, denn ich hatte ein Geheimniß vor meiner Mutter, ein Geheimniß, das ich mich leidenschaftlich sehnte, ihr mitzutheilen; aber ich durfte nicht

sprechen aus Furcht, etwas Unehrenhaftes zu thun." Als dann der Freier wiedererschien, und Miß Annie „aus lauter Schwäche" auch jetzt nicht Nein sagte, „verschwand ihr Widerwille gegen den Gedanken der Ehe" vor der Idee, „das Weib eines Priesters zu werden und auf immer in der Kirche und unter den Armen zu wirken." „Ich sehnte mich nach Arbeit," fährt sie fort „ich schmachtete — wie ich von heiligen Frauen gelesen — mich dem Dienste der Kirche und der Armen, der Bekämpfung von Sünde und Elend widmen würde."

Aber als nun Miß Annie mit zwanzig Jahren und nach fast zweijähriger Verlobung Frau Pastorin Besant geworden, oder, um mit ihren Worten zu reden, „aus dem sicheren Hafen ihrer glücklichen friedlichen Mädchenzeit auf die weite See des Lebens hinausgesegelt war", da war das Erste, was sie auf diesem schwankenden Boden that, daß sie sich hinsetzte um — zu schreiben. Sie verfaßte kleine Erzählungen und Heiligengeschichten, brachte sie in Familienblättern unter, und empfand „ein intensives Entzücken bei dem ersten Honorar von 30 Shillings." Sie „warf sich auf die Kniee und dankte Gott"; und außerdem „überkam sie ein wundervolles Gefühl von Unabhängigkeit." „Ich wußte ja noch nicht, daß Alles, was eine verheirathete Frau erwirbt, nach dem Gesetze ihrem Gatten und Herrn gehört. (Dies abscheuliche Gesetz

ist neuerdings geändert worden und eine verheirathete Frau ist eine Person, kein Hausthier)," — belehrt sie uns.

Es war die unglückliche Ehe einer begabten Frau „vom ersten Anfang an." Der Reverend Frank Besant „hatte hohe Vorstellungen von der Autorität des Ehemannes," „er dachte an alle Einzelheiten des Haushalts, war pünktlich, methodisch, leicht gereizt und schwer versöhnt." Frau Annie dagegen war „an Freiheit gewöhnt, gleichgültig gegen häusliche Angelegenheiten, sehr hitzig und stolz wie Lucifer." Außerdem gab es noch einen sehr difficilen Punkt. Frau Annie hatte nicht nur „keine Ahnung von der Führung der Wirthschaft und ökonomischen Verwendung des Geldes", sie that nicht nur „möglichst geschwind ab, was es zu thun gab, um nur rasch wieder zu ihren geliebten Büchern zurückzukehren", sie hatte auch gar keine Idee, worin die eheliche Verbindung bestand, und war „schutzlos einem furchtbaren Erwachen preisgegeben." Und sie macht ihrer Mutter einen schweren Vorwurf, — nicht den, sie trotz zweijähriger Braut- und Vorbereitungszeit gänzlich unkundig und untauglich zu den Pflichten der Hausfrau, — ein mitgiftloses Mädchen, — dem Schwiegersohn abgeliefert zu haben, sondern den, sie in „vollkommener Unschuld", ohne „Evas Kenntniß von Gut

und Böse aus dem Paradiese der Mutterliebe entlassen zu haben.“ „Denn“, fährt sie fort, „manche unglückliche Ehe datirt von jenem fürchterlichen Stoß, den die sensitive Schamhaftigkeit und der Stolz des jungen Mädchens erleiden, und von ihrem hilflosen Entsetzen und ihrer Angst.“ Das Alles nach besagtem zweijährigen Brautstande, während dessen Eva doch wahrscheinlich schon einige männliche Küsse des Reverend Frank Besant auf ihren unwissenden Lippen und einige Berührungen seiner bräutigamlichen Hände um ihre unschuldige Taille gespürt haben wird, welche Eva doch eine Art Vorstellung von „Gut und Böse“ hätten beibringen können. — Ein altes deutsches Sprichwort sagt: „wer den Weg findet zu einer Frauen Mund, findet auch den Weg zu einer Frauen Bett.“ Es ist ein grobes Wort, aber ehrlich wie die meisten groben Worte. Wem ich mich nicht geben will, von dem lasse ich mich nicht küssen, das ist ein Instinct der ganz tief in der intacten Weibnatur liegt, — denn der Kuß ist die geöffnete Thür ins Heiligthum des Weibes.

Darüber haben doch die meisten höheren Töchter und hochgebildeten Mädchen *unserer* Zeit eine andere Auffassung. Ihre belesene lüsterne Neugier reibt sich mit Vergnügen an den Barthaaren des Mannes, aber der Vollzug der Ehe bereitet ihnen eine fast wahnsinnige

Angst. Bei vielen ist es das ganz physische Grauen des unkräftigen Organismus vor den Folgen; dieses Vorausdenken ist jedoch keineswegs so häufig, wie man gemeiniglich und besonders von Seiten der besorgten Mütter voraussetzt. Es ist etwas Anderes. Es ist einfach der Umstand, daß das junge Mädchen in der Brautnacht nicht warm wird, daß es beobachtet, nicht empfindet, und daß es „mit hilflosem Entsetzen" zum ersten Mal dem unbedingten und rücksichtslosen Ernst des Lebens in's Gesicht sieht — in der Besitzergreifung des Mannes von seiner Person. In der skandinavischen Literatur sind eine ganze Reihe Damen- und Halbdamenbücher auf diesem Factum, das man sehr geradezu „Nothzucht in der Ehe" nannte, aufgebaut. „Gertrud Cobjörnsen" von Erik Skram eröffnete den Reigen und wurde ein Ereigniß. Auch Annie Besants Andeutungen werden sich auf dasselbe beziehen und lassen einen ganz physiologischen Grund durchschimmern. Sie erzählt, daß ihre ganze Kindheit und Jugend mit Lesen hinging, auch ihr ganzes übriges Leben ging ja übrigens in dem unaufhaltsamen Umsatz von Gelesenem in Gesprochenes und Geschriebenes hin. Daraus hat sich in dem jungen Gehirn eine fortwährende Blutansammlung, resp. cerebrale Erhitzung erzeugt, — und: heißer Kopf, kalte Sinne.

In den nächsten Jahren kamen zwei Kinder; beides von langer Krankheit begleitete Geburten. Das zweite Kind war schwächlich und während der ersten Monate täglich in Gefahr unter den Erstickungsanfällen des Keuchhustens zu erlöschen. Kaum war das Kind unter ihrer sorgfältigen Pflege gerettet, so verfiel Mrs. Besant in einen Paroxysmus religiöser Anfechtungen. Der eheliche Unfriede erreichte auch seinen Paroxysmus und Mr. Besant brachte vergebens einen geistlichen Freund ins Haus, seiner Frau beizustehen. Dieser Mann, nach einigen Sätzen seiner Briefe zu urtheilen, war eine tiefe, verfeinerte und reife Persönlichkeit, verständnißvoll und herzenswarm; aber zwischen diesem cultivirten und die beste theologische Dialectik mit einem mystischen Fond verbindenden Geist und der belesenen und alles Geistige in einer schrecklichen Wörtlichkeit auffassenden Mrs. Besant war eine allzu tiefe Kluft. Die junge Gattin und Mutter versenkte sich vollständig in „theologische Forschungen" und diese führten alsbald zu wochenlangen rasenden Kopfschmerzen, Unfähigkeit zu schlafen, Unfähigkeit das Tageslicht zu ertragen und völliger Erschöpfung.

Die Gegenstände ihres geistigen Elends und ihrer heftigsten Zweifel waren: 1) „die Ewigkeit der Höllenstrafen", 2) der Sinn der Worte: Gottes „Güte" und

„Liebe“, da er doch diese Welt mit all’ ihrem Elend und ihren Sünden gemacht. 3) Die Natur des Versöhnungsopfers Christi und der „Gerechtigkeit“ Gottes, indem er ein stellvertretendes Leiden und eine stellvertretende Rechtfertigung des Sünders zuließ. 4) Der Sinn der „Inspiration“ auf die Bibel angewandt und die Vollkommenheit des Schöpfers im Gegensatz zu den Fehlern und Unsittlichkeiten des Werkes.

Indem ich diese theologischen Vexirfragen aufschreibe, die Mrs. Besant des Schlafs, der Sehkraft und des Bewußtseins ihrer häuslichen und mütterlichen Aufgaben beraubten, stellt sich zugleich die Frage nach ihrer „Denkkraft“ ein. Mrs. Besant hat sich lebenslang für ein in hervorragendem Grade zum Denken und Urtheilen begabtes Weib gehalten und darauf die Berechtigung ihres langen öffentlichen Wirkens begründet. Sie hat auch beständig die ganz weibliche Befähigung gehabt, die verschiedenartigste und unvereinbarste geistige Nahrung ohne Beschwerden und Indigestionen zu sich zu nehmen und mit einer gewissen Exactheit wiedergeben zu können: ihr Gehirn war wie eine photographische Platte, auf der sich das empfangene Bild deutlich und mechanisch aufprägte. Diese Eigenschaften: die leichte Auffassung und die exacte Wiedergabe, werden häufig von examinirenden Professoren an weiblichen Studenten

gerühmt, und mehrere haben erklärt, daß sie an Lerneifer und Aneignungsfähigkeit über dem Manne ständen. Es ist unleugbar, daß sie mit diesen Eigenschaften über den meisten Männern stehen; es wäre ein Unglück, wenn ihnen die meisten Männer darin über wären. Denn gerade diese Eigenschaften beruhen auf der geringen Befähigung zum eigenen Denken, zur selbständigen Auswahl und zur inneren Affinität mit dem Anzueignenden. Sie beruhen auf einem mechanischen, statt auf einem organischen Vorgang. Es ist schwer zu glauben, daß theologische Anfechtungen wie die oben angeführten im Jahre 1873 einen Frauenkopf so verdrehen konnten; im Jahre 1673 wäre das eher zu verstehen gewesen. Denn zwischen diesen zwei Jahrhunderten lag eine Entwickelungslinie der Erkenntniß, die aus calvinistisch-lutherischen Klopffechtereien heraus doch zu einer historischen und mystischen Auffassung der Glaubenslehren bereits geführt hatte, und es ist für ein empfindendes Weib in letzter Hand nie die Frage, ob der Kopf, sondern ob das Herz an dem überlieferten Glauben verzweifelt. Mrs. Besant aber beschloß nach monatelangen speculativen Controversen mit sich und mehreren angesehenen Kirchenlehrern „noch einmal alle Gründe für und gegen die Gottheit Christi sorgfältig zu prüfen" mit dem Resultat, daß sie erklärte, der Kirche nicht

mehr angehören und an dem Abendmahl, das ihr Gatte austheilte, nicht mehr theilnehmen zu können. Als eine kleine tapfere und sich selbst achtende Frau setzte sie das auch in die That um und verließ bei der nächsten Austheilung des Abendmahls feierlich die Kirche im Angesicht der verständnißlosen Gemeinde, die nicht anders glaubte, als daß die junge Frau von einem plötzlichen Unwohlsein befallen sei.

Aber einen Trost hatten diese schweren Monate des Zweifels ihr gebracht. Sie „lernte ein Gefühl von Macht und Wonne kennen, — aber besonders von Macht —," das „später eins der tiefsten Entzückungen ihres Lebens bildete." Sie hörte sich nämlich zum ersten Mal eine Rede halten.

Mrs. Besant, die einen Geistlichen geheirathet hatte, „weil kein irdischer Monarch einen so hohen Titel verleihen kann, wie das Adelspatent aus der Hand des Königs der Könige ist," — „eine Weihe die auch dessen Weib mit einzuschließen scheint," — Mrs. Besant fühlte sich eines Tages versucht, „zu wissen, wie einem ist, wenn man predigt." Sie begab sich also in die leere Kirche, bestieg die Kanzel und hielt in dem hallenden menschenleeren Raum eine Predigt über „die Inspiration der Bibel." Wie sie ihre Stimme in rhythmischen Cadenzen durch die Schiffe schallen hörte, da „fehlte

ihr nur eins: die Kirche voll von emporgerichteten Gesichtern, erfüllt von lauschender, herzklopfender Sympathie zu sehen. „Denn ich wußte nun", fährt sie fort, „daß die Gabe melodischer Aeußerungsfähigkeit jeder Botschaft, die ich brächte, Gehör gewinnen würde."

Bald folgte die Katastrophe. Ihr wurde gesagt, sie hätte sich den äußeren Formen der Kirche zu fügen, oder das Haus zu verlassen. „Gegen Härte bin ich unbeugsam wie Stahl," theilt sie rednerisch mit, „aber schwer war es standhaft zu bleiben, als meine theure Mutter, die ich liebte, wie ich nichts auf Erden liebte, sich auf die Kniee vor mir warf und mich anflehte, nachzugeben ... Aber — in einer Lüge leben? Selbst für sie war diese Schmach mir unmöglich; in dieser schlimmsten Krisis blindmachender Todesqual hing mein Wille fest an der Wahrheit. Außerdem waren die Kinder da, die beiden Kleinen, die mich anbeteten ..."

Als Alles geordnet war, hatte sie ein kleines Jahreseinkommen und ihre Tochter. Ihre Mutter starb in den nächsten Monaten. Einige Schwierigkeiten waren entstanden, weil sie das Abendmahl nur mit ihrer Tochter nehmen wollte, ihre Tochter wollte es aber nur unter dem Gewissensvorbehalt nehmen, daß sie nicht daran glaubte. Mehrere Geistliche, die diese Erklärung von ihr empfingen, wiesen sie unter so bewandten Umständen

ab, endlich fand sich der Dekan von Westminster, den sie zuletzt anging, bereit. Sie studirte nun eifriger als je, schrieb Abhandlungen über „die Natur und Existenz Gottes“ und dergl. und verkehrte mit freien Predigern. Diese machten sie auf die Freidenker-Gesellschaft aufmerksam, deren Hauptredner Mr. Bradlaugh war, und als sie ihn zum ersten Mal gehört, schloß sich sofort der Bund zwischen ihnen und sie führten zusammen und unzertrennlich den Kampf für den Atheismus und die Erweiterung der politischen Rechte, — den damaligen Kampf der sog. Radikalen in allen Ländern.

III.

„Hätte die römisch-katholische Kirche mich gewonnen, was fast geschehen wäre, sie hätte mich in Missionen voller Gefahr und Selbstaufopferung gesandt und mich als Märtyrerin gebraucht; die gesetzlich eingeführte Staatskirche verwandelte mich in eine Ungläubige und Gegnerin,“ sagt Annie Besant von sich; und an anderer Stelle: „soweit ich in mein Leben zurückblicken kann, war es beherrscht von dieser Sehnsucht sich zu opfern für etwas, das größer ist, als man selbst.“

Dieses, was größer war als sie selbst, diese leitende Macht, der sich das Weib unterordnet, fand Annie Besant in Charles Bradlaugh. Man kann nicht sagen, daß er ein überlegener Geist war, der Abgeordnete von Northampton und Herausgeber des atheistischen Kampfblattes: The National Reformer, der zwölf Jahre unter heftigen Verfolgungen um seinen Sitz im Unterhause kämpfte und ihn endlich siegend, aber mit gebrochener Gesundheit und ruinirt durch zahllose Processe einnahm. Aber er war ein Mann. Ein Athlet an Wuchs und Kraft, ein Bulldogge an Zähigkeit und Eigensinn, eine wenig expansive, unverfeinerte, aufrechte Natur, hatte er im höchsten Grade jene ganz physische Eigenschaft, die auf die Massen und das Weib wirkt wie keine andere, — er verbreite das Gefühl von Sicherheit um sich herum. Wenn man durch einen einsamen Wald im Dunkeln geht und einen treuen, gesunden und nicht zu alten Bernhardinerhund mit sich hat, dann fühlt man sich sicher; und ebenso wohlig und zuversichtlich sicher fühlt man sich, wenn man mit einem Blick auf den Mann, der einen begleitet, die Leistungsfähigkeit seiner Muskeln und seiner Körpergewandheit ermißt; aber dieser Mann kann die größten körperlichen Vorzüge, das zärtlichste Gefühl und die seltensten geistigen Eigenschaften besitzen, — wenn ihm die Bärenkraft der

Physis abgeht, wird einem ein Holzknecht als Begleiter lieber sein, — und ein momentan wärmeres Empfinden erwecken — als er. Der unabgeleitete Trieb des Weibes und der Massen dient nur dem Starken, d. h. dem Beschützer, und in diesem Instinctgefühl der Sicherheit sind Beide der größten Aufopferungen fähig. Das Martyrium der Ehe einem gewöhnlichen Mann gegenüber, wie der Reverend Frank Besant war, auf sich zu nehmen, dazu fühlte sich Mrs. Annie in ihren religiösen Extasen keineswegs berufen. Ja, es ist die Frage, ob sie je von der Kirche, deren Diener er war, abgefallen wäre, wenn sie nicht den Reverend Frank Besant mißachtet hätte? In ihm hatte sie sich der Kirche vermählen wollen, — vielleicht weil sie die mangelnde Möglichkeit, sich ihm als Mann unterzuordnen, gleich empfand und instinctiv den Schleier der Extase darüber breitete; und als nun jenes intime Messen der Kräfte eintrat, das in keiner Ehe ausbleibt, da setzte sich jedesmal sein persönliches Unterliegen auch in ein Unterliegen der Autorität der Kirche für sie um. Ihr Abfall zum Atheismus war nur eine Front- keine Wesensänderung. Sie war auch als Freigeist nichts anderes als eine fanatische Buchstabengläubige, — kein freier Geist. So wenig wie sie in die Tiefe der christlichen Symbole gedrungen war, so wenig drang sie in die

Tiefe des freien Gedankens. Sie hätte sonst den unterirdischen Gang gefunden, der von jenen zu diesem, von diesem zu jenen führte. Es wäre auch schwerlich möglich gewesen. Ich wüßte kein Weib, in dem sich ein Ansatz zur reinen Erkenntniß offenbart hätte, womit ich nicht gesagt haben will, daß ich nicht Dutzende im öffentlichen und privaten Leben stehender Frauen kenne, die diese Gabe in hohem Grade zu besitzen behaupteten.

Es folgten nun für Annie Besant dreizehn Jahre „politischen Lebens.“ Hübsch, jung, mit einem melodischen Redefluß begabt, im Selbstgenuß des öffentlichen Auftretens wie eine Schauspielerin schwelgend, durch extatische Märtyrergefühle stimulirt, war sie ein wunderbares Werkzeug in der Hand eines emporstrebenden Parteiführers, der sie geschickt zum Agitationsmittel trainirte, einen großen Theil agitatorischer und redactioneller Arbeit auf sie abwälzen konnte und in Allem einer anbetenden Beistimmung sicher war, wie sie kein männlicher Mithelfer so uneingeschränkt zu bieten gehabt hätte.

Annie Besant war von ihrem Manne geschieden und Bradlaugh von seiner Frau, die durch Trunksucht geisteskrank geworden, getrennt; eine Ehe zwischen ihnen war nach englischem Gesetz nicht möglich, ein freies Verhältniß durch ihre Stellung in der Oeffentlichkeit

ausgeschlossen. Mr. Brandlaugh, ein heftiger Gegner der freien Liebe, huldigte den allerstrengsten Moralanschauungen. Der materialistische Atheismus, der letzte Ausläufer der in der Reformation geknüpften Gedankenkette, war naturnothwendig in England puritanisch wie er in Deutschland „ethisch" war. Die Moral hatte die der Religion entfallene Fuchtel zu führen, der Atheismus hatte in gesteigerten Sittlichkeitsforderungen seine raison d'être und Vertrauenswürdigkeit zu erweisen. Erschwert und erleichtert zugleich war die Situation der beiden Unzertrennlichen, aber getrennt Wohnenden, dadurch, daß sie Beide eifrige Malthusianer, Verkündiger und Verfechter der Beschränkung der Kinderzahl waren.

Es geht uns nichts an und hätte keinen Zweck, die Intimität von Mr. Bradlaugh und Mrs. Besant näher zu untersuchen. Sie selbst theilt mit, daß sie aus einer kränklichen, schwächlichen, zur Schwindsucht neigenden Frau im Laufe dieser dreizehn Jahre — durch die unablässige rednerische Uebung und die freie Entfaltung ihres Geistes — sich zu einem in Gesundheit strahlenden Weib entwickelte. Dasselbe sagen auch die beiden Portraits, die sie ihrer Autobiographie mitgegeben. Das eine zeigt sie als junge magere Pastorin im Alter von zweiundzwanzig Jahren, — ein verdrießliches Gesicht, mit fast starrem Blick und einem eigensinnigen Lächeln

um den Mund. Auf dem zweiten, aus ihrem achtunddreißigsten Lebensjahre, sehen wir eine mollige runde Frau, elegant gekleidet, das offenbar kurzgeschnittene Haar in sorgfältig arrangirten Löckchen die glatte Stirn einfassend, die schönen Hände in zierlichster Stellung, ein offener perlengesäumter Stuartkragen als Folie für das rundwangige hübsche Gesicht mit dem großen, zu groß-offenen Blick eines Kindes und einer Bühnenkünstlerin, und um den kleinen vollen Mund, von der Nase herab, jenen verrätherischen Zug, den die glattrasirten Gesichter von Schauspielern und Kanzelrednern tragen, den Zug der vielen Mundverrenkungen, um sich vor großen Massen hörbar zu machen, — ein dem weiblichen Gesicht fremder Zug und in ihm frech, aber nicht weiblich frech wirken. Und wir finden Pendant und Prototyp zu diesem Gesichtsausdruck in Mr. Bradlaughs herausfordernd und selbstsicher lächelndem Volkstribunen- und Ausruferantlitz, — ein Antlitz, wie es das Jahrhundert der „politischen Pflichten auf der Rednerbühne" zu Dutzenden in allen Ländern schafft; das Klopffechterantlitz des allzeit schlagfertigen Debatte-Virtuosen, des ganz veräußerlichten, auf geistige Boxerkünste innerhalb eines strengbegrenzten Gesichtskreises trainirten Kraftmeiers.

Und darum geht es uns gar nichts an, ob Mr.

Bradlaugh und Mrs. Besant platonisch oder unplatonisch mit einander verkehrten; denn das Geschlechtsleben fällt nur dann unter den Gesichtspunkt der Betrachtung, wenn es in seiner physischen Befriedigung zugleich eine seelische Auslösung, eine Durchwärmung und Expansion der Persönlichkeiten bewirkt. Wo das ausgeschlossen oder ganz nebensächlich ist, da bleibt es für die psychologische Untersuchung indifferent. Und indifferent für den Gehalt der beiden Infragestehenden dürfte es gewesen sein.

Jahrelang schwamm nun Mrs. Besant im vollen Strom agitatorischen Lebens. Ganz England wurde abgegrast in atheistisch-politischen Vorträgen, deren sie oft drei an einem Tage hielt. Oft gab es Steinwürfe, öfter frenetischen Applaus aus groben Arbeiterfäusten. Außerdem war sie eine äußerst geschickte, nach dem Geschmack der siebziger und achtziger Jahre declamatorisch-pathetisch wirkende Pamphlet- und Artikelschreiberin, deren Feder nicht weniger geschwind lief, als ihre Zunge. Studirt wurde auch immer eifrig weiter: Häckel und Büchner, Stuart Mill und Spencer, Darwin, Lubbock, Buckle, Lecky und viele andere wurden verschlungen und ausgeschlachtet, bei Mr. Bradlaugh's stürmischen Wahlkampagnen und Kämpfen um den Eintritt ins Unterhaus war sie stets mitthätig und bei

Straßenprocessionen und Aufläufen dirigirte sie öfters unerschrocken die Massen. Daneben liefen die vielen Processe, unter ihnen der wegen Verbreitung malthusianischer Schriften, was ihr die Entziehung ihres Kindes durch ihren Gatten eintrug, ein Proceß, bei dem der Richter Jessel, ein Jude, sich ganz besonders durch Flegeleien gegen eine Frau um die englische Orthodoxie verdient zu machen suchte, — das einzige Mal, wo sie sich bei ihren unzähligen Gerichtsverhandlungen, in denen sie stets ihre Vertheidigung selbst führte, über den bösen Willen eines englischen Richters beklagt, freilich anscheinend auch das einzige Mal, wo dieser englische Richter fremden Stammes und fremder Race war.

Das Jahr 1883 brachte Mr. Bradlaugh, dem ersten Atheisten im englischen Parlamente, endlich vollkommenen Sieg und die öffentlichen Sympathien. Zum vierten Mal von Northampton gewählt, nahm er im Anfang des nächsten Jahres seinen ihm sechs Jahre lang verweigerten Platz im Hause der Gemeinen unangefochten ein und damit war auch eigentlich sein Beitrag zur Culturarbeit zu Ende. Die Zeit für den politisch-theoretischen Radicalismus, der überall in Politik und Geistesleben dieselbe kurze und ungenügende Rolle spielte, war um. Der Socialismus rückte ein. „Sociale Reformen sind nöthiger als blos politische“, schrieb

Mrs. Annie im selben Jahre; und noch ehe Mr. Bradlaugh ganz gesiegt hatte, war sie bereits zu den Socialisten übergegangen. Ihr Leiter und Freund konnte ihr das weder nachmachen, noch vergeben. Der Moment ihres Abfalls ist characteristisch. Wie er sie einst durch seine Beredsamkeit sich erobert hatte, so sollte er sie, zehn Jahre später, durch seine Beredsamkeit verlieren. Mr. Bradlaugh war, wie seine ganze theoretisirende und auf dem Boden der Gesetzmäßigkeit der Gesetze stehende Richtung, ein halber Gönner und ganzer Feind des Socialismus. Bei einer Debatte zwischen Bradlaugh und Hyndham in St. James Hall in London im Frühling 1884 wurde ihr plötzlich die ungenügende Einsicht und Classenbeschränktheit des alten Advokaten durchsichtig. Hyndham schlug Bradlaugh; er brachte für Mrs. Annie ein neues und tieferes Wissen, nachdem das Wissen ihres Meisters ihr schon seit längerer Zeit weder neu, noch tief, noch stimulirend erschienen war.

Mrs. Annie's „Kampfgenossenschaft" mit Mr. Bradlaugh hatte bei der Extase angefangen und bei der Langenweile geendet.

Und nun sehen wir wieder das Weib und nichts als das Weib sich offenbaren, das Weib mit seinen drei Grundtrieben: Neugier, Erbarmen und Unbeständigkeit, die durch keine äußere Fessel gehemmt werden.

Mit ganzer Seele war Mrs. Besant nur bei der reinen Geschlechtsfrage des Malthusianismus dabei gewesen und hatte für die Agitation und die Ausbreitung der Lehren, wie der ehelichen Ueberproduction vorzubeugen sei, ihren Ruf, ihre Verbindungen und den Besitz ihrer kleinen, sehr geliebten Tochter unbedenklich in die Schanze geschlagen. Denn im letzten und tiefsten Grunde wird und kann sich das Weib nur für geschlechtliche und religiöse Dinge wirklich erwärmen, d. h. für den Inhalt und den Endpunkt seines Lebens. Das Geschlechtsleben geht das Weib näher an, tiefer an, dauernder an, als den Mann. Darum ist auch in der Auflösungs- und Ausbeutungsperiode, die von den letzten Jahrhunderten bezeichnet wird, das Geschlechtsleben im Weibe mit allen Mitteln der Zucht und Lehre unterdrückt, oder in seiner Wurzel verdreht worden. Denn das Weib wird nur gefährlich, furchtbar und unwiderstehlich auf einem Punkt, — von dem es daher auch vor allem galt, es abzulenken, — in seiner Mutterschaft: in seinem mißhandelten, beraubten, geopferten Leben, — in dem mißhandelten, geopferten, beraubten Leben seiner Kinder. Wozu hat es geboren, — und es will gebären, — wenn es seine Kinder, sein bestes Fleisch und Blut, den religiösen Inhalt seines Lebens, verkümmern, ausgesogen, entarten sehen soll? Es kann

das nicht mit ansehen, es **wird** sich dagegen auflehnen, wenn es sich seiner bewußt wird, — seiner Weibnatur in ihrer Wesenheit. Und das Weibchen, das für seine Jungen kämpft, wird auch den Mann zum Aeußersten entflammen. Darum wurde das Geschlechtsleben thierisch oder tändelnd aufgefaßt, die Schwangerschaft eine Schande, das uneheliche Kind eine nicht zu söhnende Schmach.

Annie Besant hatte wenig vom Weibe, — so wenig, wie die höhere Erziehung und feine Bildung dieses Jahrhunderts überhaupt im bildsamen jungen Mädchen übrig läßt. Sie hatte ihre Jugend mit Vielleserei verbracht und hatte auf ihre beiden Kinder verzichtet, um sich eine imaginäre Freiheit in einer Zeit zu erkaufen, wo jede Form von „geistiger Freiheit" doch nur eine andere Form von geistiger Knechtung ist. Aber auf einem Punkt hatte ihr Instinct **nicht** versagt: auf dem Punkt des Erbarmens im Fleisch. Sie hatte im Malthusianismus die einzige Möglichkeit gesehen, um das Arbeiter- und Kleine-Leute-Weib seiner Mutterschaft und der Fürsorge für seine Kinder zu erhalten, — und wir müssen dabei die unerhörte Fruchtbarkeit englischer Pauper-Ehen und die viehische Seite derselben, die in der Verfallenheit des Proletariers liegt, in Betracht ziehen. Freilich konnte sie nicht wissen, daß das, was

sie als ein äußerstes Hilfsmittel der ärmsten Bevölkerung empfahl, einige Jahre später den besitzenden Familien von einer orthodoxen Zeitung angepriesen und alsbald in den Kreisen der Bildung und des Besitzes fleißig geübt werden würde.

So lange sie in der Hitze des Kampfes neben Mr. Bradlaugh gestanden, hatte sie weder nach rechts noch links sehen, fühlen und denken können. Aber kaum hatte dieser Kampf angefangen nachzulassen, als sie eine Oede empfand, — zunächst die Oede der erschlaffenden Spannung. Sie suchte ihr sofort auf dem nächstliegenden Wege nach dem Programm der Radikalen zu entrinnen: auf dem des weiblichen gelehrten Studiums. Auch die Sehnsucht nach ihrer, ihr weggenommenen Tochter hoffte sie dadurch zu überwinden, daß es in ihrem Leben keine Minute geben durfte, in der das Gefühls- und Gemüthsleben des Weibes und der Mutter heraufsteigen konnte aus seinem Verschluß. Trainirung kann Alles, — auch das Weib in eine organische Maschine verwandeln. Und Trainirung war und ist die Losung des Zeitgeistes. Sie ließ sich also, eine schon durch geistige, wenn auch nicht productive Arbeit überbürdete Frau, an der Londoner Universität immatriculiren und „fand eine große Erleichterung darin, sich in Algebra, Geometrie, Physik und Botanik

zu vertiefen.“ Sie machte Examina, nahm Grade und unterrichtete, zusammen mit Bradlaughs Tochter Hypatia, in acht verschiedenen Fächern an den Freidenkerklassen des Dr. Aveling im Laufe der Jahre 1879—1888. Die Leitung zwischen dem Gefühls- und Gehirnleben schien abgebrochen zu sein, — sie war nach der neuen Lehre: Mensch, nicht mehr oder blos Weib.

Da tauchte der Socialismus auf mit seinen practischen Anforderungen. Und sofort brach in dem Weibe das Bedürfniß nach practischem Wirken hervor. Von Kind an hatte sie die ausgeplünderte Armuth der Landbevölkerung, die Noth der verhungernden Proletarierfamilien wie in ihren eigenen Eingeweiden empfunden. Aber der Zeitgeist ging auf der dürren Haide der politischen und philosophischen Theorien spazieren und schleppte sie sich nach in die Runde. Der selbstgenügsame Radicalismus Bradlaughs wurde von den Socialisten mit Spott überschüttet. Sie sah ein, daß ihr bewunderter Führer seine Zeit nicht länger begriff. Sie warf sich mit allem Eifer auf practische Reformen. Der Schulzwang war eingeführt, aber um den Ernährungszwang der Kinder kümmerte sich Keiner. Sie gründete Mittagstische für Schulkinder, wandte sich an das Publicum um Hilfe, trat in Zusammenwirken mit dem kürzlich verstorbenen großen Socialisten William

Morris, sie nahm sich der ausgesogenen Nähterinnen in der Bekleidungsbranche an, als dieselben streikten, erzwang durch öffentliche Plaidoyers einen günstigen Ausgang des Streiks, stiftete Mr. Bradlaugh zu Interpellationen im Parlament an und half bei der Gründung der Matsch-makers-Union, des größten Frauen-Gewerkverbandes mit. Nun kamen Rufe um Hilfe von allen Seiten, von den Blechbüchsen-Arbeitern, den Dock-Arbeitern, den Ketten-Verfertigern. Der englische Socialismus, ganz auf das Practische gerichtet, suchte überall sofortige Reformen und unmittelbare Abhülfe zu bringen. Es waren doch alles Palliativmittel.

IV.

Mitten in dem harten Winter 1887, während der Umzüge der Arbeitslosen und dem Einhauen der Polizei und Einreiten des Militärs in die friedlich hungernden frierenden Massen, schwoll und wuchs in Annie Besant das Gefühl: „es thue etwas Anderes noth, als wir besitzen, um die socialen Uebel zu heilen.“ Mit Mr. Stead, dem Herausgeber der Pall Mall Gazette, erwog sie den Gedanken einer „Bruderschaft im Menschen-

dienst", — „der Unterricht in den socialen Pflichten, die Handhabung der socialen Gerechtigkeit, das Aufbauen wahren Gemeinwohles — das hätte zu den Zielen der Kirche der Zukunft zu gehören." Und zugleich fühlte sie stärker und stärker: „daß etwas gesucht werden müsse, wozu der Dienst des Menschen nur der Weg sei ..."

Zwei Jahr später weiß sie das Wort für das Gesuchte: „Wo die Inspiration hernehmen, die zur Verwirklichung einer Bruderschaft der Menschen führte? Unsere Anstrengungen, eine Schaar selbstloser Mitarbeiter zu organisiren, waren vergeblich. Vieles ist gethan (nach der ökonomischen Seite), aber eine wirkliche Bewegung selbstaufopfernder Frömmigkeit, wobei die Menschen blos um der Liebe willen arbeiteten und nicht zu nehmen, nur zu geben verlangten, — sie war nicht vorhanden". Und sie gesteht: „seit 1886 wuchs langsam die Einsicht in mir, meine Philosophie sei ungenügend; Leben und Geist seien anders, als ich geträumt."

Damit stand sie, — im Frühling 1889 — an der Brechung, die jetzt, acht Jahre später, eine allgemeine und die ganze Welt der Seelen erfassende zu werden scheint. Wieder kamen die langen Träumereien in den lauen Frühlingsabenden wie einst in ihrer Jugend, und

ihre Seele schmolz in Sehnsucht, das Niegefundene zu finden. Einige Tage später übergab Mr. Stead ihr in zwei dicken Bänden das Recensionsexemplar der „Secret Doctrine“ von Madame Blavatsky: „Ich wußte, daß nun das Suchen vorüber und die Wahrheit gefunden war,“ sagte sie, nachdem sie das Buch gelesen.

Sie suchte Madame Blavatsky auf und ging von ihr als begeisterte Anhängerin. Es fiel ihr selbst nicht ein, wie ähnlich dieser Vorgang jenem anderen war, als sie Bradlaugh's Jüngerin wurde im Moment, wo sein Blick auf ihr ruhte und seine Stimme zu ihr sprach. Auch die Art, wie Beide sie gewannen, war ganz gleich und entsprang derselben psychologisch angewandten Taktik. „Hüten Sie sich, meine Anhängerin zu werden,“ hatte Bradlaugh bei der ersten privaten Begegnung zu ihr gesagt, „ich bin so verhaßt in der englischen Gesellschaft, daß Jeder, der mein Freund sein will, dafür schwer zu büßen haben wird.“ Und Madame Blavatsky's erste Worte waren: „Haben Sie die Beschuldigungen gelesen, die die Gesellschaft für psychologische Untersuchungen gegen mich erhoben hat?“ (Es war eine Beweisführung wegen mediumistischen Betrugs.) Und auf die verneinende Antwort: „So gehen Sie heim und lesen Sie sie. Und kommen Sie dann noch wieder, — wohl!“

Mrs. Besant las die erwähnten Anklagen, ging darauf hin und ließ sich als Mitglied in die theosophische Gesellschaft aufnehmen.

Das Erste, was Madame Blavatsky von ihr verlangte, war, der Lehre des Malthusianismus zu entsagen. Ihre Gründe waren ungefähr dieselben wie die der katholischen Kirche, wenn auch buddhistisch eingekleidet. Ueberhaupt dürfte von allen Sekten die buddhistische Theosophie der katholischen Kirche nicht am fernsten stehen. Man kann daher nicht wissen, wo Mrs. Besant, jetzt eine Frau von fünfzig Jahren und Haupt der englischen theosophischen Gesellschaft, zum letzten Male und endgültig die Wahrheit findet.

Sie entsagte nun Allem, was sie bis dahin gelehrt, geglaubt, verkündigt hatte. Ihre Malthusianischen Broschüren, die eine ungeheure Verbreitung erlangt hatten, zog sie ein und untersagte weitere Auflagen derselben. Von der Redaction und Herausgabe der mit Mr. Bradlaugh redigirten freidenkerischen Blätter trat sie zurück. Hunderte von Freunden und Anhängern, die durch schwere Jahre fest zu ihr gestanden hatten, fielen ab. Sie war wieder eine Ausgestoßene wie ein Mal früher in ihrem Leben. Aber diesmal war es nicht ein streitbarer Mann und das Schwellen einer neuen Woge, wenn vielleicht auch nur platonischen Ge-

schlechtslebens, was sie hinriß, — es war eine alte, kranke, im Verdacht der Betrügerei stehende und persönlich ganz arme Frau, zu der sie überging, und der Kampf ums Dasein hatte von Neuem für sie angefangen.

Sie legte ein vollständiges theosophisches Glaubensbekenntniß ab, und es waren keine Kleinigkeiten, zu denen sie sich bekannte, — die Kirche ihrer Jugend, von der sie einst abgefallen, hatte ihr keine härteren Nüsse zu knacken gegeben, als die, deren Kerne sie jetzt verschluckte. Sie begnügte sich auch nicht mit dem fakultativen: „ich glaube", sie bekannte sich fest und entschieden zu dem positiven: „ich weiß". Und sie hatte die Freude, ihre ihr entrissenen Kinder als bekehrte Theosophen und Abtrünnige der anglicanischen Kirche zu sich kommen zu sehen.

Charles Bradlaugh starb bald nach ihrem Uebertritt. Er hatte seit ihrem Uebergang zum Socialismus kein Vertrauen mehr in ihr Urtheil gesetzt und sich nie wieder, wie sonst, mit ihr berathen. Seitdem sie Theosophin geworden, zweifelte er auch an ihrem Verstande.

Aber es ist wohl kein Zweifel, daß sie eben so gut oder so schlecht bei Verstande war, als sie im Atheismus die zu verkündigende „Wahrheit" erkannte, wie da sie die „Wahrheit" in der Theosophie zu finden glaubte.

* * *

Mrs. Besant trägt in eigenthümlicher Weise — man könnte sagen zusammengezogen — die verschiedenen Physiognomien des Weibes der Gegenwart. Der hervorstechendste Zug in diesem Antlitz, das eine neue Differentierung des Weibes zeigt, — das ist die Seelennoth. Es ist ein angstvolles Suchen, ein entzücktes Finden, ein rasches Verlieren; wieder Suchen, wieder Finden, — und wieder Verlieren.

Und dieser Zug ist neu.

Er zeigt deutlicher als irgend einer, daß der Mann die Leitung des Weibes aus den Händen verloren, oder aus den Händen gegeben hat; daß er es nicht mehr leiten kann, denn er weiß selbst keinen Weg. Mit welchem Lustgefühl von Sicherheit warf sich Mrs. Besant in die Arme des Menschen- und Thierbändigers Bradlaugh, und wie verließ sie ihn, ohne zu zaudern und zu blinken, fünfzehn Jahre später als ein altes, krankes Weib.

Wie ganz von geistigen Stimulanzen besessen, ist diese selbe Annie Besant als junges Mädchen, — eine Selige im Reiche gelesener Phantasie, eine Willige zu allen Extasen, eine zitternde Anbeterin jener ganz von Kunst durchdrungenen Mystik des Katholicismus, in der noch heute etwas von der Urschöpferkraft der Menschheit zu uns spricht. Wie rein abgestimmt ist diese Seele

für alle seltenen Melodien, wie geöffnet jedem keimfähigen Samen.

Und was wird aus ihr?

Eine Pastorengattin voller Abscheu und unnennbarem Ekel gegen ihren Gatten, der nichts verbrochen hat, als ein *zu* gewöhnlicher Mann zu sein.

Eine Empörerin gegen das Geschlechtsleben, das statt des Lustgefühls unendliche Depressionen in ihr auslöst. Ein schwergebärendes, schwer von den Geburten genesendes Weib, — den Folgen der widerwilligen Empfängniß.

Und endlich zieht sich alle Energie zusammen um den einen Punkt, der der letzte Aufschrei des verzweifelnden Weibes ist: Freisein! Freisein von der Unterdrückung, an der dieser einzelne Mann viel unschuldiger ist, als die ganze Gesellschaftsschicht, der er angehört.

Die Meisten fragen dann: Wohin? und dies „wohin" schlägt die Thür wieder vor ihnen zu. Aber Annie Besant ging. Sie ging kraft der Gabe des Enthusiasmus, den sonst das Weib heil und ganz den Kindern seines Schooßes vererbte, den jetzt das Weib für sich selbst hernehmen muß, um sich ein Leben zu bauen.

Und sie fand den Mann, dem sich Alles in ihr in Hingebung entgegenstreckte.

Aber er hatte keine Zeit für sie.

Er trainirte sie zum Reden, zum Schreiben, zur Agitatorin. Er schwang sie wie eine Fahne. Er berieth sich mit ihr in schwierigen politischen und philosophischen Fragen. Er, der ermüdete Riese, stützte sich auf sie wie auf einen Weidenstab in seiner Hand. Nur für das ganz Weibliche in ihr, für das Weib-Kind, das mit erwachenden Augen blinzelte, hatte er keinen Blick, keine Expansion, kein Verstehen. Er war ein überlasteter, überangestrengter Mann. Er hatte keine Zeit.

So suchte sie denn die „Wahrheit," suchte sie mit dem fiebernden Eigensinn der unbefriedigten Natur, verkündete sie mit dem Fanatismus der sich betäubenden Seele. Und neben dem Athleten des Atheismus steht sie als Priesterin der gefundenen Wahrheit.

Aber sie kann sich nicht verwandeln, nicht ganz in das verwandeln, was der Mann dieser Zeit vom Weibe erheischt, — für ihn zu sein, ganz für ihn da zu sein, sein geistiger Genosse, sein Freund, der Spiegel seines Ichs; daneben etwa seine Geliebte.

Sie ist doch Weib ...

Und da trifft sie, ermüdet und verschmachtend, ein Weib, ein anderes Weib, ein Weib wie sie, — das sie fascinirt mit dem mütterlichen Blick, das ihr überlegen ist an Geist und Willen, das sie einlullt mit ihrer Frauenstimme, zur Ruhe streichelt mit ihren alten weichen

Händen, das sie ansieht und sie versteht, wie nur ein Weib das Weib versteht, und selbst nichts mehr hoffend, wollend, suchend, eine größere und sündigere Kennerin des Lebens als sie, ihr uralte, unglaubliche Geschichten vorraunt, die so unendlich beruhigend wirken, wie das Gebet vor dem Einschlafen, als sie ein ganz kleines Mädchen war ...

Und die ganze trockene, zerrende Verstandesspannung weicht; sie sinkt zusammen, sie glaubt, halb aus Ermattung, halb aus der Mystik des Weibes heraus, das Alles eher glaubt, als auf sein endliches Ich begrenzt zu sein und auf sein steril gewordenes Ich.

Es ist ein Weg, den Viele gingen, wenige so ostentativ und nachweisbar. Es ist der Weg der Enttäuschung, den in allen Ländern, Zonen und Klimaten jetzt immer Mehrere gehen. Zugleich fühlen sie mit einer Art behaglicher Resignation, daß sie sich schließlich doch untereinander — das Weib dem Weibe — näher stehen und einander besser verstehen, als sie sich mit dem Manne verstehen.

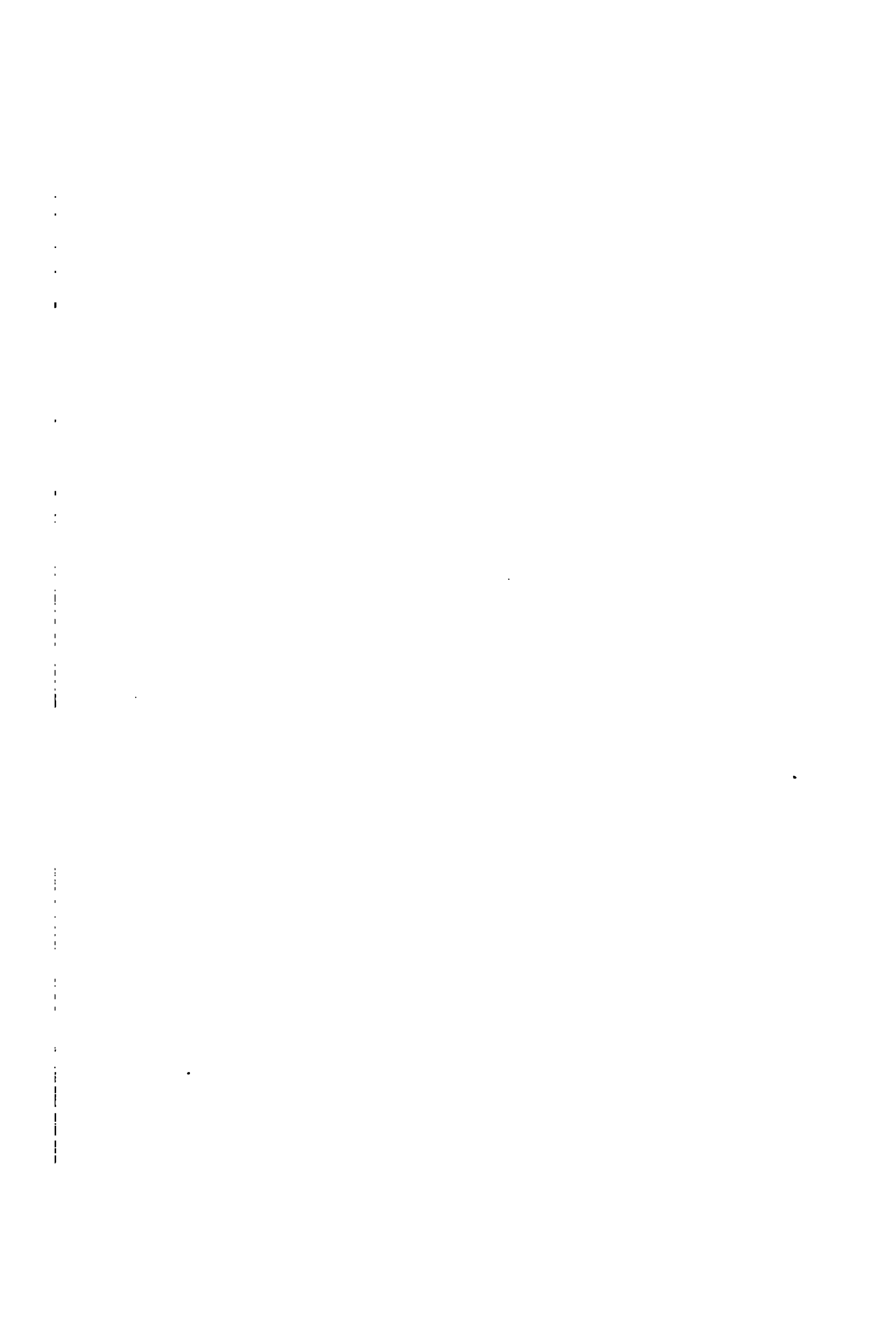
Ich ging eines Tages in München auf der Straße. Auf dem Trottoir standen ein paar ältliche gewöhnliche Frauen und verhandelten eifrig. „Die klatschen," dachte ich mit einem Viertelgedanken. Aber wie ich gerade vorüber ging, schlugen mir im Tone aufrichtiger Ueberzeugung und innerlichster Dankbarkeit die Worte

ans Ohr: „Das Beste auf der Welt ist doch eine gute Freundin.“ Ich sah auf und in ein so aufrichtig gerührtes Gesicht, daß ich zugleich lachen mußte und mich sympathisch mitgerührt fühlte. Die Frauen sind unter einander natürliche Verbündete. Sollte dies Gefühl sich jetzt in allen Klassen verbreiten?





Dritter Abschnitt.





VIII.

Die Männerfrage.

I.

Ich gehe von dem früher Ausgeführten aus, daß das Weib nie, nirgends und in Nichts einen Ausgangspunkt schaffen oder bezeichnen könne, — daß Alles, was sie thut, leistet, oder veranlaßt, immer nur eine Ableitung, eine Anknüpfung oder Weiterführung von etwas zuvor Geschaffenem, Vorhandenem, Gegebenem darstellt, daß sie auf geistigem Gebiete denselben Gesetzen unterworfen ist wie auf physischem; und ob sie den physischen sich unterwerfe oder nicht, an den geistigen wird dadurch nichts verändert.

Sie hat nur eine, ihr eigenthümliche Eigenschaft: das, was sie empfängt, kann sich schön oder häßlich,





VIII.

Die Männerfrage.

I.

Ich gehe von dem früher Ausgeführten aus, daß das Weib nie, nirgends und in Nichts einen Ausgangspunkt schaffen oder bezeichnen könne, — daß Alles, was sie thut, leistet, oder veranlaßt, immer nur eine Ableitung, eine Anknüpfung oder Weiterführung von etwas zuvor Geschaffenem, Vorhandenem, Gegebenem darstellt, daß sie auf geistigem Gebiete denselben Gesetzen unterworfen ist wie auf physischem; und ob sie den physischen sich unterwerfe oder nicht, an den geistigen wird dadurch nichts verändert.

Sie hat nur eine, ihr eigenthümliche Eigenschaft: das, was sie empfängt, kann sich schön oder häßlich,

stark oder schwächlich, gescheidt oder dumm, gut oder schlecht in ihr auswachsen, — das wird ganz wesentlich beeinflußt von ihrer eigenen Substanz, die sie dazugiebt; — aber auch das bestveranlagte Weib ist nicht im Stande einen falschen Gedanken in einen richtigen zu verwandeln oder eine schlechte Saat in eine gute Frucht.

Solch' ein falscher Gedanke unzureichender Männergehirne — überstudirter, schwächlicher, anlehnungsbedürftiger Männer, in einer zerfallenen, verrohten, untergrabenen Gesellschaft, — ist der Gedanke der Frauen-Verfreiheitlichung.

Er ist als solcher ganz consequent, — diese Voraussetzung gegeben, ist er ihre logische Entwickelung. Es fragt sich nur, ob diese Voraussetzungen factische, stabile, unabänderliche sind?

Factisch — ja, das sind sie. Stabil — fraglich! Unabänderlich — nein, denn die Brechung ist schon da.

Die Verfreiheitlichung der Frau hat eine bestimmte Voraussetzung, d i e Voraussetzung, daß der Mann zum Weibe sagt: Ich kann dich nicht mehr stützen, nicht mehr ernähren, nicht mehr vertheidigen. Ich w i l l dich auch nicht mehr stützen, nicht mehr ernähren, nicht mehr vertheidigen. Mir ist es lästig ... und deiner ist es unwürdig. Wir wollen gleich werden. Du sollst gleich-

berechtigt sein, dich mit mir um den Knochen zu prügeln. Ich beanspruche ihn nicht für mich allein; aber ich theile ihn auch nicht willig mit dir wie in den finsteren Zeiten des Mittelalters. Balgen wir uns um den Knochen; das ist unser beider Menschenrecht. Wer ihn festhalten kann, dem gehört er kraft des Gesetzes der freien Concurrenz. Und dies Gesetz ist heilig. Es giebt überhaupt nichts anderes Heiliges, als die Gesetze gewordenen Gewohnheitsrechte der Ausbeutung. Daneben aber dürfen die Ansprüche des Herzens und der übrigen, wegen ihrer anzweifelbaren moralischen Berechtigung nicht näher zu bezeichnenden menschlichen Bestandtheile bestehen bleiben. Gehen wir eine, auf persönlicher Freiheit begründete Vereinigung ein, uns gegenseitig zu stützen. Ein Beispiel finden wir dafür in den Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Wir gehen diese Vereinigung aus dem Gesichtspunkte des gemeinsamen Vortheils ein. Jedem gehört, was er erwirbt oder mitbringt. Und dabei erhöhen wir wie gesagt unsere Leistungsfähigkeit, indem wir uns an einander lehnen. Ich habe das auch wirklich sehr nöthig, denn der Lauf der Welt hat mich verflucht mitgenommen.

Darauf antwortet die selbständige Jungfrau: Anlehnen? das fehlte mir, Dir zur Lehne zu dienen! da stehe ich viel sicherer allein. Ich bin mir keiner Be-

dürfnisse von anzweifelbarer Moralität bewußt. Ich weiß überhaupt von keinen anderen Bedürfnissen als essen, trinken, schlafen und arbeiten. Von diesen ist das letztere am heftigsten in mir. Ich habe einen unmenschlichen Drang zum Arbeiten. Meine Gaben und Talente haben schon viel zu viele Jahrhunderte gerostet. Mein Ich ist durch den Mann dazu mißbraucht worden, andere Ichs aus mir zu machen. Davon hab' i ch nichts. Ich will Ich sein und mich selbst setzen, wo Ich Lust habe, — das lehrte schon Fichte, wie Du dich vielleicht erinnern wirst. Ich muß erst ein Mensch werden, ehe ich ein Weib sein kann, — diese Erkenntniß verdanke ich Stuart Mill, Bebel und Ibsen. Bis auf Weiteres bin ich Mensch und Du bist Mensch, — ergo sind wir gleiche Größen. Mache darum, lieber Mitmensch, nur fleißig soviel neue Bücher wie Du fertig kriegst, — das ist das Einzige, was eines Menschen wahrhaft würdig ist zu machen. Ich lese Alles, was Du schreibst und plappre Alles nach. An dieser Art Stütze soll es Dir durch mich nicht fehlen.

Und dann fassen sich die beiden Mitmenschen unter den Arm und wandern „denkend und dichtend" hinein in die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts.

Wer ihnen aber in ihrer nackten Schönheit begegnet, dem geht es wie vor gewissen Bildern moderner Maler.

Er fragt sich zweifelnd: Welcher ist denn der Mann, — und welches ist das Weib? oder sind sie Beide Männer? oder sind sie Beide Weiber? oder ist keins von Beiden Mann? und keins von Beiden Weib? Die äußeren Kennzeichen fehlen, die inneren auch.

Es sind eben Beides Mitmenschen.

„Neue Menschen!“

Wenn das Weib seiner Natur vergißt und in die Gebiete des Mannes einbricht, so ist das ein Zeichen, daß der Mann seiner Natur vergessen und angefangen hat, sich aus seinen Gebieten zurückzuziehen. In solchen Zeiten findet eine ungeheure Culturbedrohung statt und die Völker, in denen sie stattfindet, machen eine schwere Krise durch, — die Krise zwischen Barbarei und Décadence; wird diese Krise latent, wie sie es schon in England und den Vereinigten Staaten ist, — von wo diese Lehren kamen, — dann haben wir den Barbar-Décadenten und sein Gegenstück: die agressive vermännlichte Cérébrale, — mit anderen Worten: Zwitter rechts und Zwitter links.

Und zwischen diesen beiden „Menschheitstypen“ als Ehrengarde spazieren wir denn auch wirklich jetzt hindurch.

Ich will hier bei den physischen und seelischen Voraussetzungen dieser Erscheinung, — bei den thatsächlich

vorhandenen Geschlechtsschwankungen nicht verweilen; sie beanspruchen ein eigenes Capitel, das nicht in diesen Band gehört; ich will auch die Gesellschaftsklassen und die Mischungen, wo diese Schwankungen am häufigsten auftreten, nicht eingehender schildern. Nur soviel: ihr eigentlicher Nährboden scheinen die großen Städte, die sitzenden Beschäftigungen, die parasitären Berufe, das Stubenleben in seinen verschiedenen Formen von Reichthum und Armuth und die Kreuzungen heterogener Racen zu sein.

Mir ist es aufgefallen, daß an Menschen, sowohl Männern wie Frauen, die z. B. aus Blutmischung zwischen Germanen und Juden hervorgegangen sind, dies Schwanken des Geschlechts, — das Weibische am Mann: die krähende Stimme, der fleischige Körper mit dem Speckberg als Sitzpolster, das dicke weiße, bartarme Gesicht, etwas Kokettes, Theatralisches im Wesen, das süßliche Lächeln, der verschleierte Blick, — und daß die umgekehrten masculinen Eigenschaften am Weibe: das rücksichtslose Sichvordrängen, die schreiende sichere Sprache, der ausgesprochene Erwerbssinn, das selbstzufriedene überlegene Lächeln, — daß diese doppelgeschlechtlichen Kennzeichen an Mischlingen besonders merkbar sind.

Am leichtesten läßt sich das am Theater und in der Literatur beobachten. Lächeln uns manche jüngere und

ältere Modedichter nicht auf ihren Portraits an den Buchlädenfenstern mit süßschmerzlichen Lippen damenhaft entgegen? Ist nicht das, was sie schreiben, schwammig und lose und gefällig gegen den Speculationssinn von Verleger- und Theatercapitalisten? Ist nicht die natürliche Linie und die einheitliche Entwickelung eine wenig bekannte Erscheinung in der Welt der Druckerschwärze und der bemalten Leinwand? Und tritt nicht das sog. „Straffe" so theatralisch übertrieben auf, daß es oft wie krampfige weibische Magerkeit wirkt?

Was ist das Characteristische in der „Dichtung" der letzten Jahrzehnte? Es ist die Verwischung des unterscheidenden Geschlechtsgepräges von Mann und Weib. Das Weib hat jetzt in allen Literaturen etwas Männliches erhalten. In der Erotik ist sie Aussaugerin geworden, d. h. sie ist kein empfangender Organismus, sondern die ewig hungernde, ewig lüsterne Sterilität, das, was der Befruchtung vorbeugt, oder für Befruchtung unempfänglich ist. Im Leben hat sie eine gewisse praktische grobe Befähigung sich oben auf zu halten. Gewöhnlich tritt sie als eine Art Vormünderin des Mannes auf, in den meisten Fällen weiß sie, was sie will. Das sind, unter dem Gesichtspunkte des Weibwesens betrachtet, Entartungen; denn es sind erkämpfte und auf Kosten werthvollerer immanenter Weibeigen-

schaften erkämpfte Anpassungseigenschaften in einer Auflösungsepoche.

Am Manne dagegen ist der typische Zug die Schwächlichkeit: Schwächlichkeit des Willens, Schwäche der Widerstandskraft, Selbstüberschätzung und Selbstaufgabe, etwas Zerfahrenes, Markloses, Läppisches oder Stumpfes, das nicht blos aus körperlicher Schwäche, Frühreife und Altklugheit resultirt, das ganz wesentlich aus jener peinigenden Seelenverfassung kommt, die man damit bezeichnet: Er weiß weder aus noch ein.

Diese Zustände sind die Consequenzen der Vielschreiberei und Vieldichterei jener Jahrzehnte der höchsten Aufklärung und des bürgerlichen Liberalismus, in denen Alles in Schönseligkeit, Schönrednerei, hoher Moralauffassung, noch höherer Bildung und höchstem Kraftbewußtsein schwamm. Vom ABC. bis zum Ministersessel waren alle Wege klar und vorgezeichnet und gebahnt und „das Gute, Wahre, Schöne" der selbstverständliche Leitstern der höheren Classen. Durch das systematische Hineintreiben in Selbstverblendung und eine öffentlich sanctionirte und beschützte fehlerhafte Entwickelungslinie wurden ein paar Generationen unfähig gemacht die Wirklichkeit in ihrem Wesen, ihrer Wirkung, ihrer Bedingtheit zu verstehen, oder auch nur zu *sehen*. Das Instinctleben, das köstlichste menschlich-thierische Erbtheil

wurde systematisch discreditirt, unterdrückt, ausgerottet. Was hätte auch den Söhnen „gebildeter Familien", den Kindern der Großstädte der Instinct genützt? An Stelle des unmittelbaren Contacts setzte man von Kindesbeinen an das Lesen und einen „systematischen Unterricht." Nur der früh in's Leben hinausgeworfene Autodidakt entging der noch heute ungeschwächt herrschenden „systematischen Bildung" und Verbildung.

Und so finden wir auch da, wo keine Mischungen vorhanden sind, dasselbe Molluskenhafte, Schlaffe, in den Erscheinungen und Leistungen — und daneben das ganz unnuancirt Rohe, — eine Rohheit, die doch schon brüchig ist, ebenso wie das Molluskenhafte kaum hervorgebracht schon schimmlig.

Aber aus solchermaßen genährter Presse und Literatur wird die „geistige Nahrung" der Völker bezogen, der sich keiner, der lesen kann, ganz zu entziehen vermag. Sie dringt in ihn hinein, wie die Miasmen und Bacillen in der Luft ungesehen und uncontrollirbar in den Körper dringen.

Und stehen wir nun vor den Schulhäusern, wenn sie sich leeren und sehen die heranwachsende Jugend, — so bemerken wir schon an den Knaben die schwammig fleischigen Körper, die aufgepusteten blassen Gesichter mit losen Wangen, den matten Blick der überbürdeten

Kindheit: ungesunde Entwicklung und gehemmtes Geschlecht, — die Segnungen der Großstadt, der allgemeinen Volksbildung und des Schulzwangs vom sechsten Jahr.

So wird der Knabe Mann. Und wie sieht der Mann aus?

Da stelle man sich nur an die Eisenbahnen, wenn sie ihren sonntäglichen Inhalt auf's Land ergießen, und zwei Gruppen Männer werden uns in die Augen fallen.

Da sind die hochaufgeschossenen schmalschultrigen mit matten Augen und schwächlichen Beinen, die beim Gehen wie beim Stehen eine Entfremdung der Knie von einander bekunden. Und da sind die Massigen, Glotzigen, Rundrückigen mit dicken Weiberbeinen und protziger Großschnäuzigkeit. Das sind die beiden Großstadttypen, wie das Jahrhundert der Freiheit, Humanität und freien Concurrenz sie gezwungen hat zu werden . . .

Barbar, Decadent und Barbardecadent.

Aber in ihrer Kleidung, da hört der Unterschied wieder auf. Denn alle stecken sie, die Langen, Dünnen, und die Kurzen, Dicken, in der Mode von Heute: in runden Säcken ohne Rückenlinie, ohne Schulterzeichnung, die schlaff vom Halse abfallen, und nach unten spaltet sich der Sack in zwei andere Säcke, die lose und

schlotterig herunterhängen. Und so wandern sie rundrückig, schulternlos, wadenlos, ohne Andeutung von Alter und Geschlecht daher, — lebendige Illustrationen der Rache Israels an den bezwungenen, auf dem Geldmarkte und in der Mode geschlagenen Germanen.

Aber an ihnen vorbei radeln tapfer und unschön, in Tricotstrümpfen und Kniehosen, mit männlichem Stehkragen und Shlips, ihre Geliebten, Gattinnen und Schwestern, — auch Mütter.

Und das Sportsweib und der Geschäftsmann vereinigen sich in freier Verbindung, mit oder ohne Unfallversicherung.

Legen wir daneben, um uns die Culturfortschritte dieses Jahrhunderts recht anschaulich zu machen, ein Blatt von Holbein oder Dürer, also auch aus einer Brechungszeit, aus dem Anfange derselben vielschreibenden vielredenden Brechungszeit, von der wir jetzt die letzten Ausläufer sind. —

Wie sehen sie aus, diese Baumgartner und Fugger, die doch auch Kaufleute und Städter waren?

Da stehen sie, hager, schlank und festgebaut, jede Linie scharf, männlich und knapp in den enganliegenden bis in den Schritt hinaufgehenden Strümpfen, um den Oberkörper das ebenso strammsitzende Wams; nichts von ihrem Bau und der Eigenthümlichkeit ihrer Be-

wegung entzieht sich dem Blicke und ihre scharfen, knochigen klugen Gesichter mit dem gleichgültigen ruhigen Blicke sagen: wir passen auf, auch wenn wir nicht hinsehen, denn für uns hat die Wirklichkeit, in der wir uns von Kindesbeinen herumtummelten, keine Geheimnisse und keine Ueberraschungen.

Und neben ihnen sehen wir die Frauen ihrer Zeit, fest und aufrecht, prächtig und sicher, im weitvorspringenden Bauch das Werk des Mannes tragend, mit langen, faltigen, schleppenden Kleidern und puffigen Aermeln, so verhüllt in ihrer Leiblichkeit, wie der Mann die seine zur Schau trägt.

Jetzt ist es umgekehrt. Der Mann verhüllt seinen Körper, — das Weib enthüllt den seinen. Auch eine Form des Kampfes ums Dasein.

Soll das Weib schöne und starke Männer gebären, die Haltung und Anstand haben, so muß es schöne und starke Männer mit Haltung und Anstand vor Augen sehen. Jetzt, wo der Geldsack die Mode macht, hat es lauter Rundrückigkeit und Krummbeinigkeit vor Augen. Wenn noch zehn Jahre vergangen sind, wird es interessant zu sehen sein, wie unzählige germanische Nachkommen mit den Beinen mauscheln.

II.

Zu den eigenthümlichen Kennzeichen dieses Jahrhunderts der sanitären Vorrichtungen, Bacillenzucht und Riesenfortschritte der ärztlichen Wissenschaft — gehört das Kranksein. Es ist noch nicht lange her, daß der gesammte aufgeklärte Dichterchorus verkündete: jetzt sei das Zeitalter da, wo der Arzt und die Wissenschaft den Platz des Priesters und der Religion einnehme. Die edlen Barden dankten damit für ihre Person ab, denn nur wenige Jahrzehnte früher, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, hatten sie sich selbst und ihre Dichtung als führende Leuchten der Völker an Stelle der Pfaffen und des religiösen Aberglaubens proclamirt. Die Dichter sind gegangen, — Staub zum Staube, die Heilkünstler rüsten ab, — das Kranksein ist geblieben.

Ja, das Kranksein ist Mode, ist Pflicht und Zierde; der gebildete Mensch, sobald er sich's nur pekuniär leisten kann, — und das können ja die Gebildeten der oberen Klassen, Protzen und Capitalisten und höhere Bureaukratie — dieser betreffende Bildungsmensch laborirt immer an etwas und mehrerem, was alles gar nicht appetitlich ist: Leber, Niere, Blase, Magen, Darm, Lunge, Herz, Augen, Ohren, Rachen, Nase, — das sind so die Organe, deren Krankheiten man mit

einer gewissen Wichtigkeit eingesteht; es giebt andere Organe, über deren Leidensgeschichte man ein verständnißvolles Schweigen beobachtet. Die Krankheit ist eine Culturerrungenschaft, ebenso wie die Heilmethoden; man „glaubt“ an seinen berühmten Arzt und „erwartet“ von ihm einen seiner berühmten „Triumphe“ der Wissenschaft. Man macht Badereisen, besucht Sanatorien, trinkt Brunnen, hält Diät, unterwirft sich Kuren, — man führt seine innere organische Zersetzung im Süden und Norden, zu Land und zu Wasser spazieren, man liebt mit seinen Krankheiten, verpflanzt sich mit seinen Krankheiten und setzt als selbstverständlich voraus, daß die lieben Erben auch von der Wiege an den Hausarzt in Bewegung halten und mit Skropheln, Anämie 2c. 2c. ausgestattet zur Welt kommen werden, wozu sich dann die übrigen Leiden der gebildeten Menschheit nach und nach einfinden können.

Und die Töchter und Frauen der höheren Klassen? Die „Frauenleiden“ nach dem ersten Wochenbett, — worauf der Arzt „verbietet“ mehr Kinder zu bekommen, — die eingestandenen oder uneingestandenen Krankheiten der Verheiratheten, und die Krankheiten des jungen Mädchens und der Unverheiratheten, die Scham und Anstand zu nennen, oder nur anzudeuten nicht gestatten? Kalte Füße, kalte Hände, Migräne, Bleichsucht,

Zahnschmerzen, Kopfweh, Mattheit, Reizbarkeit, Appetitlosigkeit, — beim Weibe stellt sich, im Gegensatze zum Manne, Alles nur in seinen abgeleiteten Formen, gleichsam im freien Schweben dar. Aber in jeder vierten Woche, da liegt die Gattin gelb und mit Rückenschmerzen 2—3 Tage auf der Chaiselongue und das junge Mädchen verschwindet in seine Stube und ihm ist „nicht wohl.“ Sich über dies „Unwohlsein“ zu unterrichten, — das vermeiden alle männlichen Mitglieder und Bekannten des Hauses auf's Aengstlichste; und die weiblichen gehen mit einer wegwerfend verständnißvollen Miene herum und sagen: „Es ist nichts.“ Unterdessen aber liegt ein blasses hohläugiges Wesen mit schlechtem Athem drinnen im Bette und windet sich in den schneidenden Krämpfen des unbefruchteten Schoßes, der an einem leeren Hervorstoßen arbeitet und nach langem Stocken, mit Hilfe von Wärmflaschen und heißen Thees, geronnene Blutgebilde hervortreibt. Aber dieser gehemmte natürliche Prozeß ist Gesundheit gegen den anderen, in dem drei Wochen lang in schamvoller Verheimlichung die Lebenskraft selbst wegtropft. Und dann kommt, wenn's gut geht, die reiche oder gesicherte Ehe mit dem Manne, „der sich ausgetobt“ und auch entsprechend Haare dabei gelassen hat — — und dann kommen, aus all dieser zusammengelegten Gesundheit,

die Kinder ... die Erben von Bildung, Ansehen und Klassenstolz.

Was ist bezeichnender für das Zeitalter der Riesenfortschritte des Menschengeistes, des Börsenspiels und des internationalen, heimathlosen Kapitals, — den Errungenschaften der „liberalen Aera“, — was ist bezeichnender, als daß allen höheren Klassen das Kranksein das Feine, und die Gesundheit des Bauern, — wie der Bauer selbst — das Grobe, das ist, worauf man herabsieht, und worauf man ausgeht es zu vernichten. Der Bauer soll verschwinden, — er ist es schon zum guten Theil — damit der „Industriestaat“ die ganze Erde mit Schloten besäe und alle Culturvölker in Kranke verwandle. Gesund ist Keiner, der die Erde unter seinen Füßen verliert, oder den die Erde, — die Verjüngerin und Ernährerin alles organischen Lebens, — nicht mehr nährt. Die Krankheit, ja man könnte sagen: der Cultus der Krankheit, das Bedürfniß sich krank zu fühlen, tritt auch sofort in Bauern- und Landwirthsfamilien auf, wo die Auswucherung des Bodenwerths, die Aussaugung durch Ueberanstrengung der Production, die Aussichtslosigkeit der Zukunft hingedrungen ist.

Für das unmittelbare Gefühl des gesunden Menschen ist Krankheit eine Schande: er fühlt darin etwas wie

ein Versagen, wie ein Faulen der organischen Kräfte seines Körpers. Er schämt sich seiner ungesunden Säfte. Nur d i e Krankheit, die er im ehrlichen Kampfe des Lebens, in Arbeit, Widerstand und Erbitterung gegen Unrecht erworben hat, die trägt er und überwindet er wie der Krieger seine Wunden. Der intacte Mensch räumt die Krankheit nicht anders ein, denn als eine Wunde, die ihm das Leben schlägt, und die mit dem ersten guten Wetter, beim ersten Steigen der sich erneuenden Säfte wieder ausheilt. Die Schmarotzer der Gesellschaft, die unproduktiven Schichten und die Entwurzelten betrachten die Krankheit also einen integrirenden Bestandtheil ihres Ichs.

Aber wie betrachtet das Weib die Krankheit?

Da müssen wir fragen: welches Weib?

Das müßige, unbeschäftigte, unbefriedigte Weib ist gern krank. Es ist eine Ablenkung, eine Art Beschäftigung. Es entbindet von Pflichten, es entbindet von Selbstvorwürfen, es giebt Gelegenheit Andere, Gatten, Kinder, Dienstboten zu quälen, — alle die zu quälen, gegen die es die Rancune der Verunrechteten und Betrogenen fühlt. Das Weib der „höheren Klassen“, als Großstädterin geboren, ist zu einem sehr großen Prozentsatz eine unbarmherzige Schmarotzerin, und zwar in erster Reihe an seinem Gatten, an dem es sich lebens-

lang in einem nicht aussetzenden Kleinkrieg dafür zu rächen sucht, — daß es auf ihn herabsieht. Viele Männer haben sich um solcher Frauen willen und um dieser Art Liebe willen ruinirt. Das Weib weiß sehr gut, wann es den Mann mit seinen Gelüsten und Bedürfnissen zu ehrlosen und verbrecherischen Handlungen treibt, — es liest die stumme Sprache seiner Seele mit großer Geläufigkeit von seinem verschlossenen Gesicht, aus seinem Brüten, aus seiner Unbeweglichkeit und seinen zufälligen, uncontrollirten Bewegungen. Aber es will sie nicht sehen, es übersieht sie, — es weiß nichts davon, weder vor sich selber, noch vor ihm, noch vor seinen Vertrauten; denn es macht wie in einem heimlichen Rauschgefühl von moral insanity immer und immer nur die eine Forderung geltend, auf die es sich ihm ergab: du bist mein Versorger, du bist mein Beschützer, — nun also! versorge mich, beschütze mich!

Auch eine andere Gattung Frauen, jene, die um ihr nacktes Leben ohne Glück, Freude und Aussicht kämpfen, die verkürzten geängstigten Töchter des verarmenden Mittelstandes, suchen eine Zuflucht und ein Vergessen für das Unsagbare, das in ihnen bohrt, gerne im Kranksein. Im Kranksein hätscheln sie sich selbst, — die so wenig Gehätschelten — und alle jene Frauen, in deren Leben die Sonne des Mannes nicht scheint, —

die neben verkümmernden Gatten und schwächlichen, gedrückten Söhnen hergehen, — sie ersehnen es Alle: ach, möchte ich nur einmal recht krank werden, um Nichts zu sehen und Alles zu vergessen.

Das Arbeiterweib hat keine Zeit zum Kranksein. Es schlägt sie nieder, oder sie krüppelt sich durch. Jeder Tag hat seinen Umsatz von Lohn und Leistung. Da giebt's kein Aussetzen, sonst schleudert die Maschine Einen hinaus.

Das Weib ist überhaupt nicht in der Weise krank wie der Mann; es hat nicht jene große Zahl organischer Erkrankungen mit ihrem unveränderlichen Verlaufe, es ist nicht ein sich so langsam und unaufhaltsam zersetzender Organismus wie der des Mannes. Es erkrankt aus emotionellen Anlässen und genest aus emotionellen Gründen. Die Stagnation ist ihm verhängnißvoll; aber nicht so verhängnißvoll wie die mit vielen Berufen und Genüssen verbundene Stagnation dem Manne ist.

Es ist Eins, — wie ich schon früher erwähnt habe — was das Weib beim Manne sucht, jedes Weib bei jedem Manne, in jeder Gesellschaftsclasse, in jedem Alter, unter jedem Gesichtspunkte: — das ist Schutz. Darauf basirt das ganze Verhältniß des Weibes zum Manne.

Auch das stärkste Weib und das gesundeste Weib

fühlt sich zu Zeiten schwach, kraft seiner Beschaffenheit als Weib. Es ist Angstgefühlen unterworfen, die noch gar nicht mal so weit kommen Vorstellungen zu werden, und die es daher im nächsten Augenblicke wieder abstreiten wird, die es aber doch bestimmen. Es sucht bei dem Manne zunächst das ganz unaufgelöste Gefühl der physischen Sicherheit, die die warme Nähe des stärkeren Körpers dem schwächeren Körper, des Körpers, der sich mehr in seiner Macht hat, dem Körper, der sich weniger in seiner Macht hat, giebt. Es sucht also beim Manne ganz dasselbe, was das Kind bei der Mutter sucht: Schutz, — umgesetzt in Wärme. Das ist der Grund, weshalb noch heute dem Weibe der starke Mann über den schönen Mann geht und Muskeln über geistige Reize.

Nun ist aber der Starke nicht immer der starke Mann. Das Weib will Schutz für seinen Geist und seine Seele nicht weniger wie für seinen Leib. Der Mann, der Mann ist, kraft seiner geistigen und seelischen Eigenschaften, und nicht nur kraft seiner Muskeln, wird dem verfeinerten und beseelten Weib weit über den Athleten gehen, weil er ihr eine vollkommnere Form des Schutzes gewähren kann, als jener. Und für viele Frauen hat der Mann einen ganz besonderen Zauber, der körperlich zart, oder seine körperliche Kraft nicht

nutzend, sie kraft seiner inneren Männlichkeit leitet und schützt. Darin beruht auch die große Wirkung des Priesters auf die Frauen. Er ist ihnen als Mann und als Priester, und gleich stark in beiden Eigenschaften, der Mittler zwischen ihnen und dem Unendlichen, vor dem sie sich fürchten und das sie an sich zieht.

Wenn wir aber jetzt einen Trieb in den Frauen sehen, sich vom Manne zu isoliren, sich *gegen ihn* zu schützen, — so fragen wir nicht: was für Frauen sind das, sondern was für *Männer* sind das, die das veranlassen?

Untersuchen wir das näher in den vielen Aeußerungsformen, die dieser Trieb vom Manne weg und gegen den Mann in der Litteratur, die sehr reichlich darüber vorhanden ist, in den Frauenpetitionen, der Temperenzlerbewegung, den Bestrebungen, auf die Gesetzgebung einzuwirken, gefunden hat, so kommen wir dabei zu dem überraschenden Resultat, daß diese ganze Bewegung aus der Furcht vor dem Manne *ohne Selbstbeherrschung*, vor dem Manne als *Ausbeuter* hervorgeht. Wie verzerrt sie sich auch äußere, wie komisch sie auch wirke, — besonders in ihrer Bethätigungsform in England und Amerika, — auch ihr Ursprung in diesen Ländern des unternehmendsten Kapitalismus, des brutalsten Kampfes um's Dasein und der hartherzigsten

Auswucherung, ist bezeichnend. Das Weib rottet sich in Massen zusammen um sich zu schützen vor dem Manne als Beutejäger, vor dem Speculirwüthigen, dem Alles, was in seinen Gesichtskreis fällt, nur als gute Prise in Betracht kommt; vor dem Trunkenbolde, der nicht weiß, was er thut, vor den Delegirten des Landes, die Gesetze unter sich zum Nutzen und Schutz einer Minderheit abkarten.

Es ist vor dem Manne als Bestie, daß das Weib sich zu schützen sucht, mag er auch in seinen Ruhemomenten eine ganz gutmüthige Bestie sein, mag auch das einzelne Weib ihre einzelne Bestie mit ihrem kleinen Finger lenken können, — es bleibt doch eine Furcht übrig, ein Zittern in ihrem Schooße: das sympathische Zittern des Weibes, das alle Frucht und ihre Gefährdung und Leiden wie die Mißhandlung ihrer eigenen Frucht fühlt.

Die Weltanschauung dieses Jahrhunderts — um auf früher Gesagtes zurückzugreifen — hat aus dem Manne einen Wettläufer um den Vortheil, ein endliches Ich mit endlichen kurzen Zielen, einen Narren des Egoismus, einen Ausweg- und Aussichtslosen gemacht. Damit hat er die Herrschaft über das Weib verloren. Denn das Weib erträgt es nicht in der Endlichkeit. Es erträgt es nicht, daß die Lebenslinie, von der es nur ein Glied in einer Kette ist, hinter und vor ihm ab-

geschnitten wird. Den Mann, der ihm nichts als das zu bieten hat, schätzt es gering, und seine Darbringungen, inclusive sein Ich, schmecken ihm schaal.

Die Männerfrage unserer Tage, — das ist nicht die Frage, wie man sich einen Mann erjagt, — das ist die Frage nach dem Manne, dem productiven Willen, dem sich selbst in einem höheren dauernderen Zweck beherrschenden Ich, das über das Weib herrscht, nicht als ein Einzelwesen mit einzelnen Ansprüchen, sondern als Glied einer Lebenskette.





IX.

Wirthschaftliche und psychische Nothstände.

I.

Es ist nicht so ganz ohne, daß viele rechtliche Menschen in der Frauenfrage das memento mori einer Race und das Bohren des Todtenwurmes zu hören meinen; so, wie sie sich äußerlich giebt, ist sie ein Zeichen von Zersetzung und Wurmfraß; und wo sie Verhältnisse geschaffen hat — oder sagen wir richtiger: aus Verhältnissen hervorgegangen ist — wie in den gelobten Ländern der Frauenemanzipation, da ist in ihr auch das Siechthum einer Race offenbar geworden.

Wie sind die Zustände der Culturländer, in denen die Frauenbewegung um sich greift, — die ihr also

Vorschub leisten? Amerika ist nur in sehr bedingtem Sinne als Culturland zu betrachten; und wenn einige Damen stolz auf die Frauenherrschaft in Wyoming und Neuseeland hinweisen, so haben sie damit schlechte Gründe für ihre Sache vorgebracht. Die Gesellschaftsordnung in Neuländern kann nie der Entwickelung alter Culturstaaten als nachzuahmende vorgehalten werden; dann müßte in diesen Culturstaaten mit ihrer Bevölkerung und ihrer Cultur sammt deren Ueberlieferungen und Vorgeschichte zuvor tabula rasa gemacht worden sein. Die Frauenbewegung hat überall eine ganz wirthschaftliche Basis; es handelt sich in allen ihren Abstufungen immer um die Nothwendigkeit für die Frau, sich selbst zu ernähren, — was die Frau „selbständig werden" nennt. Von welcher Art sind nun aber die wirthschaftlichen Zustände, die dieses Bedürfniß massenhaft hervorzwingen?

In Ländern mit Ackerbau und Viehzucht treibender Bevölkerung oder in Landestheilen, wo in überwiegendem Maaße Beides getrieben wird, finden wir keine oder nur eine verschwindende Frauenbewegung. Ich habe sie aber auch dort, z. B. in Schweden und Dänemark, sofort eintreten sehen mit dem sinkenden Getreidepreise, d. h. als diese Länder für ihre Getreideproduktion in Folge des ungarischen, russischen und amerikanischen Massen-

exportes in Getreide keinen Absatz mehr fanden und ihre Produktion auf andere Gebiete verlegen mußten: auf Zuckerrüben, Eier, Schlachtvieh, Schweine u. s. w., also als die Intensität des Betriebes mit den Unkosten zugleich in unerhörter, und sagen wir einfach aussaugender Weise gesteigert ward, und diese Länder sich gedrängt fühlten, Industrieländer zu werden. In diesem Uebergangsstadium nehmen wir gleich folgende Parallelerscheinungen wahr: starke Abschürfung von Häuslern und Kleinbauern ins Proletarische, Abnahme der Eheschließungen in allen Klassen, steigenden Alkoholismus nebst agitatorischer Bekämpfung dieses Uebels durch männliche und weibliche Temperenzler, in den oberen Klassen wachsende Frauenemanzipation, in den unteren Klassen wachsende Prostitution. Die eigentlichen Centren für diese nach oben und unten gleichmäßig fortschreitende Bewegung oder Abschürfung sind natürlich die großen Städte und vorzugsweise die größten Städte und, noch genauer definirt, die protestantischen größten Städte. Eine wirkliche Frauenbewegung finden wir fast ausschließlich in protestantischen Industriecentren beider Hemisphären.

Die selbständig gewordenen Frauen bleiben in der überwiegenden Anzahl der Fälle ehelos oder in der Ehe kinderlos. In London giebt es ganze Quartiere,

die zum größeren Theile von erwerbenden spinsters, welche ihre eigenen Clubs, Küchen, Wohnhäuser haben, bevölkert werden. Wir sehen hier in den besseren Klassen Hunderttausende von Frauen ihrem natürlichen Lebensinhalte um ihres Lebensunterhalts willen entzogen; und parallel mit diesem Umstande gehen in den unteren Klassen die Hunderttausende — ebenfalls kinderloser — Prostituirter. Die gleichmäßig wachsende Ehelosigkeit der Männer hat also in diesen großen Weltcentren vorzugsweise die Vermeidung von Nachkommenschaft zum Zweck. Der Verzicht auf Nachkommenschaft aber ist Das, was der menschlichen Natur am Schwersten ankommt, die Seelen am Meisten verödet, und immer, wo er massenhaft auftritt, einen Culturrückgang, eine Verrohung der Lebensauffassung mit sich bringt. Er wird auch nur veranlaßt durch zwingende Motive: durch Entartung oder wirthschaftlichen Nothstand, — und der Nothstand ist in den meisten Fällen die Ursache der Entartung.

Prostitution und Emanzipation gehen progressiv neben einander her; sie sind zwei Stämme aus derselben Wurzel, — der Verzweiflung des Weibes an dem ihm auf Erden beschiedenen Theil. Das Weib aber verzweifelt nicht auf eigene Hand: die Verzweiflung des Mannes muß ihr schon vorangegangen sein. Und die

Verzweiflung des Mannes hat sich in den großen Erwerbs-Centren schon seit Jahrzehnten im Ueberhandnehmen des Alkoholismus und in der ungeheuren Zunahme der Selbstmorde ausgedrückt.

Das Weib, das seiner Natur nach den schärfsten Blick für Einzelheiten und Naheliegendes und fast gar keinen Blick für die großen Proportionen hat, läßt sich bis jetzt einfach von der Menschenrechteformel leiten, die in diesem Jahrhundert doch nur zur freien Konkurrenz und zur Lohnsklaverei unter der Herrschaft des Kapitalismus geführt hat. Und wenn das Weib Das durchgesetzt haben wird, was es verlangt: seine volle persönliche Unabhängigkeit, seine Wählbarkeit, seine uneingeschränkte Selbstbestimmung, — dann wird es damit nur eins erreicht haben: es wird den letzten und gründlichsten Botengang für das internationale Großkapital gegangen sein, der noch zu gehen übrig war.

Wir haben heute zwei streng geschiedene Klassen von Frauen: die mit Anlagekapital und die ohne Anlagekapital. Die zuletzt genannten sind die Proletarierinnen und ich habe nur äußerst selten bemerkt, daß die besitzende Frau, die Frau der Oberklasse, für sie ein weibliches Verstehen, ein menschliches Erbarmen, eine werkthätige Barmherzigkeit gezeigt hätte. Man wird mir

hierauf sofort den großen Wohlthätigkeitssinn dieses Zeitalters entgegenhalten. Wohlthätigkeit, ja! Dafür bedanken sich doch noch die sogenannten unteren Klassen, so lange eben noch ein Bischen Ehre in ihnen ist. Erst bei der völligen Verlumpung kann die Wohlthätigkeit die segensreiche Wirksamkeit ihrer einmaligen Bettelpfennige erweisen. Die werkthätige Barmherzigkeit ist keine Wohlthätigkeit, — sie ist etwas ganz Anderes, viel Wärmeres, viel Persönlicheres, und ihre Kenntniß und Uebung zählt nicht unter „die Errungenschaften unseres Jahrhunderts.“ Aber auch sie ist ein Stück Frauenfrage und eins von den wichtigsten.

Die Frauenfrage, wie sie jetzt aufgefaßt wird, ist eine Klassenfrage. Sie fängt erst da an, wo die Mittel zur Ausbildung vorhanden sind. Sie verlangt Gleichberechtigung der Geschlechter, d. h. Eindringen des Weibes auf den Arbeitsmarkt des Mannes in den kaufmännischen, technischen und gelehrten Berufen. Nüchtern betrachtet, bedeutet Das eine Herabsetzung des Arbeitslohnes, also eine weitere Verarmung des Mittelstandes. Darum eben kann auch die Frauenbewegung in ihrer jetzigen Form nur Botengänge für das Großkapital thun.

Wir haben gesehen, daß im Industrialismus die Männerarbeit zum großen Theil durch Frauen- und

Kinderarbeit verdrängt worden ist, um dadurch eine Herabsetzung der Löhne zu bewirken; wir stehen nun an der Schwelle der Verdrängung der Männerarbeit durch Frauenarbeit auch in den sogenannten höheren Berufen, — und zwar in Berufen, wo schon ein ungeheueres Ueberangebot von Männerarbeit vorhanden ist. Sobald die Frau in diese Berufe eintritt, wird sie auch da sofort ein starkes Fallen des Lohnsatzes bewirken, denn sie bietet sich erstens immer billiger an, um nur überhaupt dran zu kommen, läßt sich zweitens immer größere Abzüge gefallen als der Mann und lebt drittens — sobald sie sich nicht mehr vom Manne ernähren läßt — unglaublich billig. Das sparsame Großkapital wird ihr also bereitwilligst alle die von ihm direkt oder indirekt abhängigen Berufe — und direkt oder indirekt sind fast alle von ihm abhängig — öffnen, wo es sich bisher noch von den Lohnforderungen der Männer hat aussaugen lassen müssen. Das Weib muß also, indem es sich selbst neue Berufszweige eröffnet, an der Zerstörung des Mannes arbeiten. Wenn der Mann nicht länger der Ernährer des Weibes ist, muß das Weib die Aussaugerin des Mannes werden. Die beiden Parallelerscheinungen: Prostitution und Emancipation müssen, ob ihre Vertreterinnen es wollen oder nicht wollen, den Mann physisch, materiell und

psychisch untergraben, — den Mann, den Erzeuger und Erhalter.

Viele nehmen Abstand von der Frauenbewegung, — die Meisten nehmen noch Abstand davon. Viele finden die Forderungen der Frauen thöricht und zerstörerisch und jeder vernünftige Mensch belächelt die Formel von der Gleichstellung der Geschlechter in ihren physischen und psychischen Konsequenzen.

Und doch können wir uns nicht darüber täuschen, daß eine Frauenbewegung existirt, eine viel tiefere, stärkere, allgemeinere, als sie in der Oeffentlichkeit zu Tage tritt oder ihre Wünsche zu formuliren vermag. Gegen diese Frauenbewegung ist die öffentlich merkbare nur eine kleine Welle und eine flüchtige Abartung. Jene andere Frauenbewegung ist eine noch dumpfe, instinktive Auflehnung gegen den ganzen Geist dieses Jahrhunderts mit seinen Lehren und Errungenschaften. Sie zeigt sich zunächst in der Art des Verhältnisses vom Weib zum Manne, und zwar in den höheren Klassen.

Es ist eine allgemeine Depression im Verkehr der Geschlechter eingetreten und von beiden Seiten bestrebt man sich nach Kräften, ihn oberflächlich zu erhalten. Nirgends bemerkt man in den erotischen Beziehungen einen Funken von Begeisterung im Wesen des Weibes. Eigentlich sucht man nur, leidlich mit einander auszu-

kommen. Aber des Weibes Liebe ist élan, ist Andacht. Wo sie Beides nicht empfindet, da liebt sie nicht, da treibt sie nur ein Tauschgeschäft. Mir sind schon oft die genirt-pikirten Mienen junger Männer im Verkehr mit jungen Mädchen aufgefallen. Warum sind sie so genirt-pikirt? Fühlen sie vielleicht dunkel, daß man sie mißachtet?

Die Männer machen sich gar keine Vorstellung davon — und hüten sich auch sehr, sich eine Vorstellung davon zu machen, — wie rasch die Frauen und die allerjüngsten Mädel verachten. Wo sie nicht mehr bewundern, da haben sie mit dem Verachten schon angefangen. Es ist kein Gedanke dabei, es ist nur ein impulsiver Reflex. Aber wie viele Frauen und Mädchen bewundern denn jetzt noch die Männer, — die Männer, die sie persönlich kennen? Wen kennen sie denn? Das geduldige Arbeitsthier, den gespreizt-knieschwachen Streber, den time-is-money-Menschen. Und dieser, der rücksichtslose Geldmacher, ist heutzutage die Blüthe des Mannesthumes.

Die Bewunderung unserer Zeit gehört dem glücklichen Spekulanten, ob er nun ein amerikanischer Petroleumkönig, ein berliner Börsenspieler oder ein internationaler Getreidewucherer ist. Von ihnen spricht man mit dem Ton der Ehrfurcht, man ehrt in ihnen den

Erfolg, man betrachtet sie als Vorbilder. Und seit mehr als einem halben Jahrhundert eifern die Generationen der aufwachsenden männlichen Jugend diesen großen Vorbildern nach. „Schnell reich werden“: Das ist die Suggestion, die durch alle Lebenseindrücke und seinen ganzen Entwickelungs- und Studiengang in den jungen Mann hineingehämmert wird. Sie hat die wunderlichsten Formen von Entartung und ein ungeheures Sinken der Cultur erzeugt, den Geldmenschen, den Sportsmenschen und den schneidigen Barbaren zum wahren Repräsentanten des Mannes gemacht.

Eine Stufe niedriger heißt es nur: Geld herbei! und man nimmt es, wo es zu finden ist. Manchmal glückts, öfter nicht. Dann macht man die Augen zu und jagt sich eine Kugel durch den Kopf oder verduftet nach Amerika. Und wer nicht so glücklich veranlagt ist, um zum Erraffen selbst das Zeug zu haben, der bewundert andächtig und mit einem bitteren Gefühl von Inferiorität die verschiedenen Formen von Protzenthum seiner Zeit und seines Landes.

Aber was soll das Weib, die Trägerin der künftigen Geschlechter, zwischen solchen Vätern, Brüdern, Geliebten, Gatten?

Man hat in unserem Jahrhundert der exakten wissenschaftlichen Forschung viel über „Psychosen“ ge-

schrieben. Gelehrte Psychologen haben die großen Psychosen des Mittelalters gründlich untersucht. Da war vor Allem die große religiöse Psychose der Kreuzzüge, — das Zeitalter, dem wir merkwürdiger Weise die dauerhaftesten Culturmonumente der christlichen Epoche, die steinerne Lyrik der gothischen Kirchen verdanken. Da war die Psychose der Flagellanten, der St. Veitstänze, des Massenwandertriebs; in der Reformationszeit die der Bilderstürmer, der Wiedertäufer; könnte man nicht vielleicht sogar die Reformation überhaupt als die Psychose der Empörung des Nordens gegen den Süden bezeichnen? Dann kam die furchtbare Psychose der Hexenverfolgung, dann die der orthodoxen Klopffechtereien; die gemilderte und gewissermaßen schleichende Psychose des Pietismus, die bis heute währt, und parallel, wenn auch im Gegensatze zu ihr, die Aufklärungspsychose mit ihrem wissenschaftlichen Materialismus und Atheismus, in der wir noch mitten inne stehen. Nur ein sehr wesentlicher Unterschied besteht zwischen jenen überwundenen Psychosen des Mittelalters und den heutigen, noch unüberwundenen. Jene waren *warme* Psychosen, — Psychosen des Ueberschwangs von Sinnenwärme durchdrungenen Gefühls; die jetzigen sind kalte Psychosen, Psychosen der Verstandesüberspannung und Gefühlslähmung. Und warum hat sich noch kein

„führender Geist“ mit der Psychose beschäftigt, die jetzt gerade auf ihrem Höhepunkte steht, mit der Psychose des praktischen Materialismus, die im Ring des internationalen Großkapitals die römische Weltherrschaft, — die Herrschaft einer ganz kleinen fluctuirenden Minorität über die unendlichen Massen von Lohnsclaven — zu wiederholen sucht? Die Speculationsmanie unseres Zeitalters ist auch eine Psychose, — eine kalte Psychose.

Das erste, was eine solche Zeit im Weibe zu unterdrücken sucht, das sind seine emotionellen Eigenschaften, — gerade diejenigen, denen die frühere Zeit Thüren und Thore öffnete: in der Religion, in der Kunst, in den unzähligen Institutionen für Werke der Barmherzigkeit, wo sich das Mitgefühl, das menschliche All-Einheitsgefühl, nicht nur ausströmen, sondern fruchtbringend und helfend ausströmen konnte.

Seit ein Paar Jahrhunderten sind nicht nur alle diese Institutionen verschwunden, sondern das Emotionelle überhaupt ist aufgestaut, eingedämmt, ganz auf die Familie isolirt worden. Die Extase, einer der größten Culturhebel und Entwicklungsträger des Mittelalters, war verdächtig geworden und wurde unter eine strenge und mißgünstige Aufsicht gestellt. Im Laufe der Zeit wurde sie dann als Geschmacklosigkeit in Mißcredit gebracht, als „geistige Finsterniß“ gebrandmarkt; später

folgte daraus, daß jede wohlerzogene Frau ihr Gefühl, — auch ihr Mitgefühl — unterdrücken und verbergen und demzufolge eine Menge empörender Dinge, die im öffentlichen und privaten Leben ausgeübt wurden, nicht sehen durfte — nicht sah. In der Mitte dieses Jahrhunderts der bürgerlichen Tugend war man dann soweit gekommen, daß jedes Hinausblicken und Hinausgreifen des Weibes über die Familiensphäre von „ungesunder Phantasie" Zeugniß ablegte und ihm als „unweiblich" verwiesen wurde.

Das „echte" Weib, das nationale und liberale Weib, das „deutsche" Weib hatte nur Augen für das „Wahre, Gute, Schöne", gegen alles „Häßliche", „Schmutzige", „Gemeine" und was sich sonst auf den unteren Rangstufen befand, waren ihm durch Schule, Haus und Sitte Scheuklappen angelegt, über die es bei Verlust seiner „Reinheit" als „Jungfrau, Gattin und Mutter" nicht wegschielen durfte.

Wenn aber das Weib mit seinen emotionellen Eigenschaften weder aus noch ein weiß, — dann thut es, was es zur Zeit der römischen Weltherrschaft that: es versumpft, oder es emancipirt sich, und entartet. Denn es folgt ja immer seinem männlichen Vorbilde.

Aus dem materiellen Nothstande, der mit den wachsenden Jahren dieses Jahrhunderts wuchs, entsprang

die Frauenfrage; darüber sind wir einig und das leuchtet Allen ein. Oder sollten ihre Wurzeln nicht vielleicht tiefer hinabreichen? Sollten sie sich nicht etwa bis in jene Geheimgebiete des *seelischen Nothstandes* hinabstrecken, um den sich schon so lange Niemand kümmert? Denn der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Sollten wir uns vielleicht auch darüber einigen können, daß dieser veraltete Satz eine gewisse Wahrheit enthält?

Dieser seelische Nothstand entspringt daraus, daß dem Expansionsdrange des Weibes immer engere Grenzen gezogen, daß die Gebiete, auf denen es sich bethätigen durfte, immer kleiner wurden, daß es immer mehr auf sich, immer einseitiger auf sich als Geschlecht zurückgedrängt ward, — und daß es dabei in dieser seiner Geschlechtlichkeit immer eingezwängter, kaltgestellter, überflüssiger wurde.

Das Weib hatte seit der Reformation nur noch eine Berechtigung als Gattin und Mutter unter der Vormundschaft des Ehemannes, außerdem führte es ein nebenherlaufendes Dasein als feine oder simple Lustdirne, — endlich war es überschüssiges Familienmitglied als alte Jungfer, die in Bescheidenheit zu erlöschen hatte. Außerhalb seiner verwendbaren oder unverwendbaren Geschlechtlichkeit hatte es keinen Daseinszweck; es war einfach überflüssig.

Als die Familie diese stets wachsende Anzahl Ueberflüssiger nicht mehr zu ernähren vermochte und abzustoßen suchte, entstand die Frauenfrage.

Confus, unvorbereitet, einsichtslos, eine Schaar aus dem Dunkel entsprungener geblendeter Geschöpfe stürzte sich die Masse der Ueberschüssigen auf den Arbeitsmarkt und suchte an sich zu reißen, was ihr zunächst lag. Ebenso confus, unvorbereitet und einsichtslos waren die meisten der Männer, die sie dort empfingen, oder dahin geleiteten. Sofort zeigte sich die Unvermeidlichkeit des Concurrenzkampfes, der die Erde den Menschen mehr als je früher zur Hölle zu machen droht, denn der Kampf zwischen Mann und Weib um den Bissen Brot ist der widernatürlichste von allen Kämpfen.

Und was das Weib auf so im Kampfe um's Dasein eroberten Gebieten leistet — was ist es schließlich anderes, als unproductive Arbeit — Arbeit, bei der seine innerste Weib-Natur, sein Expansionsbedürfniß, seine Extasen, seine emotionellen Seiten brachliegen — Arbeit, an der sein Weibwesen hindorrt, bei der es sich entweibt?

Schon in dem Lehrerinnenberufe liegt für einen großen Theil der Frauen gar keine Befriedigung; was für Erhebungen ihres Weibwesens, was für intime Genugthuungen für ihre Fraueninstincte aber sollen sie

erst beim Bureaudienst, als Telephonistinnen und Telegraphistinnen, als Rechenmaschinen in Eisenbahnverwaltungen, am Postschalter, im Colleg-Anhören empfinden?

Und überall in diesen Gebieten sind sie Eindringlinge und Parasitinnen, die dem Familiengründer das Brot vom Munde wegnehmen. Giebt es denn gar keine Stellungen, worin das Weib productive Arbeit, seiner Weibnatur zur Befriedigung, verrichten und dabei außer Concurrenz mit dem Manne stehen kann?

Hätte unser Zeitalter das Band mit der Vergangenheit nicht so gründlich zerschnitten, die Continuität der Entwicklung nicht auf den meisten Punkten abgebrochen, dieser Weg wäre schon gefunden und wiederbetreten worden, wie er einmal gefunden und wiederbetreten werden muß.





X.

Die productive Arbeit des Weibes.

I.

Die Luft ist grau und warm und feucht und voll vom tausentfältigen Gezwitscher von Vogelstimmen. Es tropft und rieselt und rinnt, von dem Dach, unter dem Schnee, zwischen den Steinen. Ein blasses junges Blau streicht wie mit unsichtbaren Händen die weiße Wolkenschicht auseinander und steigt höher und höher am Himmel auf. Und der Schnee sinkt zusammen wie von unten eingetrunken, und kleine blaue, gelbe und weiße Köpfchen sehen wie Aeuglein aus ihm hervor und warten auf Sonne. Und Alles thaut und schmilzt und streckt sich furchtsam in der Märzmilde. Ob der Frühling wohl kommt? Eine ganz kleine Mücke tanzt wie taumelnd in der Luft, eine Spinne sitzt unbeweglich an

der Mauer und streckt vorsichtig bald das eine, bald das andere Bein. Die unveränderlichen Thiere beginnen ihr unveränderliches Leben von Neuem und vertrauen sich dem Frühlinge an, von dem sie noch nicht wissen, ob er kommen wird. Und ich fühle, wie es jetzt thaut in hunderttausend Menschenseelen, und wie es thaut in der meinen. Und ich weiß, daß jetzt von hunderttausenden von Frauen der Frühlingsregen jener Thränen, die keinen Grund und keinen Zweck haben, vergossen wird, Thränen, bei deren Anblick vernünftige Menschen unwillig fragen: Warum weinst Du? und die Gefragte scheu und eingeschüchtert antwortet: Ich weiß nicht! Thränen, die doch die besten aller Thränen sind, denn sie quellen ganz rein aus einer Willigkeit der Seele, sie thauen alle Härten auf und schwemmen alle Stockung weg, bis der Boden der Seele ganz voll feuchter Wärme und fruchtbarer Bereitschaft ist und sich still, still und ergeben öffnet für Saat und Sonne, — und wartet auf die Saat und wartet auf die Sonne...

In jedem Frühlinge öffnen sich so beim ersten Rieseln der Bäche und Trinken der Erde die Seelen von Hunderttausenden von Frauen, — von dem zwölfjährigen Mädchenkinde an bis zu der fünfzigjährigen Matrone, von den strömenden Thränen der ersten Jugend, die wie ein Sturzbach sprudeln, bis zu den einsamen Tropfen, die

sich schwer und brennend, oder auch so seltsam kalt von den Wimpern lösen, bis zu den Augen voller Wasser der alten Frau. Wer diese Thränen nicht versteht, Der versteht das Weib nicht. Die diese Thränen nicht mehr weint, in der ist das Weib todt.

Diese Thränen ohne Grund sind die echtesten Thränen des Weibes: die Thränen der Sehnsucht nach seiner Vollendung, die Thränen der unerfüllten Bestimmung. Die Unglücklichen weinen sie und die Glücklichen weinen sie; denn zwischen dem Glück der Einen und dem Unglück der Anderen ist nur geringer Unterschied. Aber warum sie sie weint, das kann Keine sagen: sie weiß nur, „es ist ihr so“ ...

Ich will versuchen, es zu sagen und Etwas von Dem zu fassen, was mir immer wieder auf dem Herzen liegt, wie es Hunderttausenden von Frauen weich und schwer und dumpf auf die Seele fällt.

Unsere Zeit hat uns dazu erzogen, uns zu isoliren, und uns gelehrt, Das „Individualisirung“ zu nennen. Wir sprechen von individuellem Glück und individuellem Leben, und wir überreden uns, wenn wir unser individuelles Glück gefunden und unser individuelles Leben ausgeformt haben, dann haben wir, worauf wir leben und sterben können. Aber an der Ecke steht ein Bettelweib mit einem kleinen Kinde auf dem Arm; sie steht

da, obgleich das Betteln verboten ist, und der nächste Schutzmann sie abführen wird. Von dem kleinen Kinde sehen wir nur den Rücken und das kleine Gesäßchen, das sich durch das alte Umschlagetuch abzeichnet; es liegt mit dem Kopfe auf der Schulter des Weibes und schläft, ganz hingesunken, wie kleine Kinder und kleine Thiere sich anschmiegen, und wie wir es unversehens erblicken, fährt es wie ein glühender Stich durch unser Inneres von oben nach unten, und es ist uns unwillkürlich, als wäre es das Kind unseres eigenen Schooßes, das da hilflos und allem Bösen preisgegeben schläft, und gingen wir jetzt auch gerade in die Arme des geliebten Mannes, in die Feierstunde des Glückes, so ist uns doch, als wäre die Sonne erloschen, und Alles kalt und schwarz um uns herum und er selbst, der Geliebte, wird uns so fern und fremd. Denn unser Muttergefühl ist stärker als alle anderen Instinkte und unser Muttergefühl ist allmütterlich.

Aber der Geist unserer Zeit isolirt das Weib auf seine eigenen Kinder, wenn es welche hat, und hat es keine, so isolirt er es auf sich selbst. Persönliches Glück!

Wer aber das Leben gelebt hat, erst ohne persönliches Glück und dann in persönlichem Glück, der weiß, daß es für das weibgebliebene Weib die Beschränkung des persönlichen Glückes nicht giebt, denn das Weib in

seiner Weibbethätigung will überall über sein persönliches Glück und aus seinem persönlichen Glück hinaus, — in's Allmütterliche. Diese Quelle der Wärme zu verschütten, das ist seit mehreren hundert Jahren die Entwickelungslinie des fortschrittlichen Gedankens gewesen. Und darum stehen wir, wo wir stehen.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert sind wir ausschließlicher auf den Mann hingewiesen worden, bis es damit geendet hat, daß man uns auch auf den Arbeitsmarkt des Mannes hinweist, daß man uns auch in seine Pflichten und Rechte hineindrängt. Und nun ist es Zeit, daß wir unser ganzes Weibsein zurückverlangen, nicht nur unser Weibsein gegenüber dem Manne, nicht nur unser Weibsein als Mütter, sondern Alles, was wir kraft und durch unser Geschlecht sind, und daß wir Alles von uns weisen, was wir kraft und durch unser Geschlecht *nicht* sind.

Das Weib ist nicht nur Weib in der Geschlechtsfunction und durch die Geschlechtsfunction, es ist auch Weib außer und ohne Ausübung seiner Geschlechtsfunction kraft seiner Organe als Weib, die seine Seele und sein Empfinden bestimmen. Wir wollen Frauen sein ganz und gar, und in Allem, was des Weibes ist, in unserer Lebensauffassung und in unserer Lebensthätigkeit und in unseren Berufen, ob wir nun des

Mannes werden oder nicht. Wir wollen nicht an seinem Tische betteln gehen, oder ihn von seinem Tische verdrängen, wir wollen unseren eigenen Tisch haben, für uns und unsere Kinder — sind es nicht die Kinder unseres Leibes, so die Kinder unseres Allmuttergefühles.

Wir sind nicht blos da zur Lust für ihn, — diese Lust, von der er sich immer einbildet, und von der wir ihm einbilden, daß sie uns vielmehr zur Lust gereicht, als es wirklich ist. Für uns ist diese Lust ein seltenes Zittern, — vielleicht nur in der Befruchtung ganz, und dann mit einem heiligen Schauer verspürt, — und hundertmal nicht verspürt, wo Viele so gefällig sind, es dem Manne vorzuheucheln, weil er es so haben will und sich so sehr darüber freut. Wir freuen uns dann auch daran, daß er sich darüber freut. Für das Weib ist der Geschlechtsgenuß nur eine Wonne in langen Abständen, nach Schmachten und Versagen, nicht in täglicher Gewöhnung. Und wo das Weib in einem beständigen Verlangen brennt, was der Mann für einen hohen Grad von sinnlicher Genußfähigkeit hält, — ja, da ist es entweder der Wechsel mit Männern, was da die Stimulanz macht, oder es sind schamvolle Gründe localster Störungen, für die der Mann, auf dem centralen Punkt immer recht eitel und leicht zu dupiren, sich zum Narren macht.

Und noch Eins ist es: Alle, die nicht häßlich sind, sind darauf dressirt, dazu erzogen: von den Müttern, den Dienstboten, der Geschenkliteratur, den Familienblättern, dem Manne gefällig und zugleich anregend spröde zu sein. Denn er war seit einigen Jahrhunderten des Weibes einzige Möglichkeit im Leben, außer welcher es gar keine gab und innerhalb welcher jedes Wählen und Mäkeln gefährlich war. „Man muß nehmen, was sich bietet."

Dies ging durch alle Klassen, bis der wirthschaftliche Nothstand zu einer Höhe angewachsen war, daß der Mann darüber nachzusinnen anfing, wie er sich rasch wenigstens von der Belastung durch das Weib entlasten könne. Die einstmaligen Formen, die es dafür gab, und die eine durchgeführte und praktische Organisation gehabt hatten, waren zerstört, vergessen, und, wo das nicht ganz der Fall, als Ausdrücke geistiger Verfinsterung in Mißcredit. Niemand hatte den Muth, auf sie zurückzugreifen, oder sich ernstlich auch nur mit ihrer Kenntnißnahme zu beschäftigen. Vorwärts ging die Entwickelungslinie, nicht rückwärts. Also vorwärts, marsch!

Und er schüttelte seine Parasiten ab, in seine Suppe hinein; die schmeckte dadurch nicht besser.

Bemerken wir: der Mann schnitt das Weib von

seinen ehemals zahlreichen Versorgungs-, Bildungs- Beschäftigungsmöglichkeiten ab und concentrirte es ganz auf sich als Inhalt, Beschäftiger und Versorger. Der Mann als Privatmann wurde des Weibes Inhalt, Beschäftiger und Versorger — eine ganz natürliche Frucht der fortschreitenden Individualisirung; der Mann, als Privatmann, fühlte sich dadurch mit der Zeit zu sehr als Lastthier — eine weitere Frucht der Individualisirung, und da er seine überschüssigen Tanten, Schwestern, Cousinen, Schwägerinnen und entfernten weiblichen Verwandten doch nicht schlechtweg der Armenpflege zuweisen konnte, so wies er sie der allgemeinen Versorgung durch die Oeffentlichkeit zu.

Das drückten unsere Volkswirthschaftslehrer und Socialphilosophen englischer und socialdemokratischer Provenienz dann so aus: der Mann darf das Weib nicht länger knechten und an der Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten hindern. Er muß es uneigennützig in allen seinen Bestrebungen nach Selbständigkeit und Selbstversorgung fördern. —

— Dann hat er es vom Halse.

Also es handelt sich darum, bezahlte Arbeit, die sich in Geldwerth berechnet nach Art der Männerarbeit, für das Weib zu finden, an Stelle der unbezahlten, d. h. nur mit Naturalversorgung bezahlten, bisherigen

häuslichen Arbeit des Weibes. Und die abgeschüttelten Parasiten laufen nun auf allen Gebieten herum und suchen Männerarbeit, getreu der ihnen vom Manne gegegebenen Suggestion. Denn wäre diese Idee von einem Weibe ausgegangen — und von einem sich als Weib fühlenden und bewußten Weibe —, sie hätte diesen Weg gar nicht einschlagen können; sie hätte Weibarbeit zu schaffen gesucht, Weibliches geleistet und das auf dem Weibe eigenthümlichen Gebieten. Wäre diese ganze Bewegung wirklich aus dem weiblichen Bedürfniß nach innerer und äußerer Entfaltung hervorgegangen, sie hätte als erstes Postulat, unwillkürlich und spontan, die productive Arbeit des Weibes aufgestellt und auch sofort und als erstes und eben so unwillkürlich und spontan definirt: worin die productive Arbeit des Weibes besteht, wie sie sich vollzieht und welcher Bedingungen sie bedarf, um fruchtbar zu wirken. Alles Das ist nicht geschehen.

II.

Worin besteht die productive Arbeit des Weibes? Da ich diese Frage hinschreibe, wundere ich mich, daß sie nicht nur nicht von der Frau, sondern auch vom

Manne nicht aufgeworfen worden ist. Und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens: Um dem Bedürfnisse der Frau nach Arbeitsgebieten nachzukommen, muß man sich doch zuvor darüber klar sein, für welche Arbeitsgebiete sie besonders veranlagt ist.

Zweitens: Um das Eindringen des Weibes auf das dem Manne natürlichere, und von ihm besser besorgte Arbeitsgebiet zu verhüten, muß man die unterscheidenden Eigenschaften der weiblichen und männlichen Arbeit festgestellt, und die Gebiete, auf denen die Leistung des Weibes minderwerthig ist, ausgeschieden haben.

Drittens: Muß man wissen, auf welchen Gebieten das Weib dem Manne überlegen ist, ihm also die Arbeit in möglichster Ausdehnung zu reserviren wäre.

Viertens: Handelt es sich auf einer gewissen Höhe der Leistungen nicht mehr um Arbeit schlechtweg, sondern um productive Arbeit, d. h. um solche, die nicht mehr die Leistung eines Individuums für eine bestimmte Gegenleistung, nicht mehr ein Lohnverhältniß allein, sondern so beschaffen ist, daß aus ihr ein Ueberschuß hervorgeht, der der Allgemeinheit zu Gute kommt, und zu deren Erhaltung unentbehrlich ist.

Fünftens: Besteht überhaupt die Auffassung von

irgend einer Arbeit des Weibes als productiv? Mir will es scheinen, als bestände eine solche Auffassung nicht, da man dem Weibe möglichst alle Arbeitsgebiete zur freien Concurrenz öffnen möchte, was also den Schutz auf einigen besonderen Gebieten ausschließt, wodurch diese besonderen Gebiete, wenn sie vorhanden sind, der Vernachlässigung und Verwüstung preisgegeben würden.

In der That werden denn auch diese besonderen Gebiete der Vernachlässigung preisgegeben, — in engerem Sinne dieses Jahrhunderts hindurch, in weiterem schon seit Jahrhunderten. Wie meint man nun, daß dieser Mangel an Rücksicht gegen dem Weibe eigenthümliche Anlagen und Begabungen auf das Weib zurückwirken muß? Meint man, daß es sich dabei nach allen Seiten entfalten, in seinem ganzen Wesen offenbaren, bethätigen, oder sich bewußt werden kann? Meint man also, daß das Weib wirklich ganz genau so ist, wie der Mann von heute es kennt, oder zu kennen vorgiebt? oder wie es selbst sich zu kennen meint, oder zu kennen vorgiebt? Meint man, daß es von sich selbst so vollständig Besitz ergriffen hat, um sich nun auch in entferntere und beiden Geschlechtern gemeinsame Gebiete ausdehnen zu können? Wer Das meint, mag weitermachen wie bisher; aber es giebt ja doch immer Einige, die Das nicht meinen werden.

Wir stehen vielmehr auf dem Punkte, wo der Mann über das Weib, und das Weib über sich selbst wenig, und im Vergleich mit gewissen anderen Perioden, verschwindend wenig Bescheid weiß. Warum? weil ihm die Gelegenheiten dazu abgegraben sind. Seit langer Zeit hat man das Wesen des Weibes darin gefunden, es als Verpflanzungsmaterial und Unterhaltungsmaterial zu betrachten. Dabei hat sich denn das Weib so wohl befunden, daß es auf seinen unmittelbaren Gebieten bemerkenswerth unzulänglich geworden ist; woraus der Schluß gezogen wird, daß es für andere Gebiete in hohem Grade geeignet sei. Also hinein in die Präparirmühle und heraus als Doktorin, Apothekerin, Anwaltin, Volkstribunin, Agitatorin und in sonstigen höheren Leistungen.

Dadurch erfahren wir aber noch gar nicht, worin die productive Arbeit des Weibes, die nur von ihm allein geleistet werden kann, besteht.

Die beste Arbeit, die das Weib leisten kann und in der sich seine Productivität ganz und ungeschmälert und dauerhaft zeigt, Das ist das Kind. Was hilft es mir, wenn ich auf's Allerschönste die Honneurs zu machen verstehe und die allerschlankeste Taille habe und die allerbesten Bücher schreibe, worin sogar manchmal wirklich Etwas wie ein neuer Gedanke vorkommt, wenn

ich kränkliche Kinder habe? An den Kindern sieht man, was die Mutter werth war. Stehts mit den Kindern nicht ganz wie es soll, — und der Vater ist nicht etwa mit Grund dafür zu belasten — so muß an der Mutter etwas verkehrt sein.

Was ist nun das in vielen Fällen an der Mutter Verkehrte? Es ist ein dem Mutterberufe vorhergegangenes Kränkeln. Das ist eine Erscheinung, die ganz speciell diesem und der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts angehört. Sie tritt parallel damit auf, daß die Ehen später geschlossen werden, nicht nur für den Mann, sondern auch für das junge Mädchen und in allen Ländern. Mehr nach Süden ist die Divergenz gegen früher geringer, mehr nach Norden kann sie sich bis auf einen Unterschied von zehn Jahren gegen früher erstrecken. Man hält es weder mehr für „fein", noch für „sittlich", ein „Kind" zu verheirathen. Es soll nicht zu früh Mutter werden, es soll erst so weit „gereift" sein, um eine „Selbstbestimmung" ausüben zu können. Aber bis es zur Selbstbestimmung reif geworden ist, hat das „Kind" zu kränkeln angefangen.

Es gab eine Zeit, wo dem zwanzigsten Jahre mit Angst von dem jungen Mädchen entgegengesehen wurde. „Zwanzig Jahre", sagte Mamas beste Freundin, „und noch keinen Mann!" Jetzt sind selbst die besten Haus-

freundinnen toleranter geworden. „Sie wird bald dreißig", heißts, „da hat sie aber auch keine Zeit mehr zu verlieren." In dieser landläufigen Auffassung ist mehr Physio- und Psychologie, als man denkt. Die zwanziger Jahre, Das können wir Alle an einander beobachten, sind nämlich in auffälligem Grade Jahre der Ermüdung. Für die jungen Mädchen, die nicht in ihnen gebrochen oder verwelkt sind, geht die Kurve mit dem dreißigsten Jahre wieder aufwärts. Die Gründe dafür werden ungern berührt, weil auf ihrem Verschweigen ein nicht unwesentlicher Theil unserer jetzigen Moral und unseres Gesellschaftsbaues ruht. Sie sind aber fast keinem aufgeweckten Weibe unbekannt und das instinctive Bewußtsein davon, befördert vielleicht nicht unwesentlich das Kränkeln.

Es giebt wohl noch viele Familien, in denen man sich einer mit fünfzehn Jahren verheiratheten Groß- oder Urgroßmutter erinnern kann, die sich bis in ihr spätes Alter als eine frohe, grundgute und lebenskundige Frau bethätigte. Wenn jetzt unter ihren Enkelinnen diese Eigenschaften zur Sprache kommen, so geschieht es im Tone des „Trotzdem", — in einem Anklingen von Mitleid: jene Zeiten waren doch sehr roh. Könnte die Urahne sprechen, so würde sie es auch

vielleicht im Tone des Mitleides thun: diese neuen Zeiten sind doch zu verdreht.

Das Alter zwischen fünfzehn und siebenzehn Jahren ist in dem Mädchen der gesunden Lebenskraft das eigentliche Blüthenalter. Jeder gewahrt jenen Duft, der, über dem ganzen jungen Wesen liegend, die Unscheinbaren reizend, die Häßlichen ansprechend macht, die Schönheit nur erst andeutet. Die Blüthe der Haut, das Leuchten der Augen, die schlanke, schmale Biegsamkeit des Körpers: Alles ist Knospenspringen, Gesundheit, Spannkraft. Man hält Das für etwas ganz Physisches, das sich so rasch verändert, eben weil es blos physisch ist; wie aber wenn es sich deshalb so rasch veränderte, weil es mehr seelisch als physisch ist, — ein fast plötzliches Sichentfalten aller expansiven Fähigkeiten, des ganzen Weibgefühles, in dem doch noch kein reflectirender Gedanke ist?

Warum kommt und geht das Blut so rasch auf den Wangen? Weil es gerade seine große körperliche Wallung durchmacht? Oder weil Vorstellungen, Ahnungen, die Wissen sind, Verknüpfungen nicht Gedanken gewordener Anklänge beim schwächsten äußeren Anlaß durch die Seele des jungen Mädchens gleiten? Warum empfindet es plötzlich dies laute ungestüme Herzklopfen beim Nahen oder Gruß eines Mannes, das noch lauter

wird, weil es fürchtet, man könne es hören? Warum schlägt es so oft die Augen nieder und ist ganz verwirrt? Warum sind seine schmalen, röthlichen Hände so heiß und feucht, daß die Häkelnadel in ihnen rostet? Warum dreht es immer das Schnupftuch zwischen ihnen, wenn einem Manne zur Begrüßung die Hand gereicht werden soll, als um sie trocken zu reiben? Warum erbleicht es unter einem Blicke manchmal so schwer und wie mit einem Ruck, daß man glaubt, es wolle umsinken? Sind Das nur körperliche Erscheinungen, ohne daß es weiß, was in ihm vorgeht; oder weiß es Das nur zu gut und erröthet oder erbleicht deshalb doppelt heftig, weil es fürchtet, man könne es ihm vom Gesichte lesen? Viele glauben das Erste und die Mütter sagen immer entschuldigend: sie ist noch so unschuldig, sie ist noch ganz kindisch. Ich glaube, daß „sie" vielleicht nie wieder in ihrem Leben so wenig kindisch ist wie da. Die Jahre, wo man sie nicht mehr für kindisch hält, sind gegen jene häufig ein großer Rückschritt.

In jener kurzen Blüthezeit, und vielleicht nur in ihr völlig, ist in dem jungen Weibe Alles in Bereitschaft. Es ist auch eine Bereitschaft der Seele und des Geistes, eine Fähigkeit des intuitiven Verstehens, der ungehemmten Hingabe, des ungebrochenen Instinctes. Nichts ist ihr

unverständlich, — und doch ist sie noch so biegsam, daß ihr nichts Wunden reißt. Ihr Interesse und ihre Neigung, ängstlich verhüllt und nach Vermögen verheimlicht, richtet sich dann meist auf ältere Männer. Warum? Weil sie mehr Zeit für sie haben, ihr mehr seelische und geistige Aufmerksamkeit erweisen als der ganz mit sich beschäftigte und nur für sich fordernde junge Mann. Aber eine Ehe zwischen einem solchen ganz jungen Mädchen und einem älteren Manne würde doch ein Erschrecken bringen, so spontan und erschütternd, daß es vielleicht ein Leben lang nicht aus der Erinnerung der Nerven schwände. Denn es sind ja gar nicht allein die Sinne, die dabei so laut gesprochen haben, es war die durstige, verlangende, sich erweichende Weibseele. Mit dem jungen Manne verbindet das junge Mädchen die Gleichheit der körperlichen Entwickelung, die die Beobachtung und den Schrecken ausschließt und das Natürliche nicht zu einer Sache des Nachdenkens werden läßt, — aber an Inhalt hat der junge Mann selbst noch Mangel, und auf die physische Einigung folgt in jungen Ehen daher so häufig die Leere — und aus der Leere der Verdruß und Streit —, falls nicht entschiedene Pflichtforderungen den Beiden Ruhepunkte vor einander schaffen.

Aber aus der Leere des Unbeachtetbleibens — und

das innere Leben des jungen Weibes bleibt in jenen Jahren beinahe ausnahmlos unbeachtet, von den Vielen aus Unwissenheit, von den Wenigen aus Scheu, — aus dieser Leere des zwecklosen Aufblühens entspringt eine Depression, für deren Beschaffenheit es schwer ist, das bezeichnende Wort zu finden. Es ist eine Gleichgiltigkeit, eine Mattheit. Das junge Weib ist nicht mehr so geschwind und beweglich wie früher, es fühlt eine Schlaffheit in den Muskelbändern, etwas wie Sand unter der Haut, was ihm Arme und Beine schwer macht, und etwas so Weiches im Rücken wie ein Kissen statt des Rückgrates. Es sitzt am liebsten und seine Augen werden blaß und verschleiert, was man dann Schmachten nennt; aber es ist es nicht. Es ist Enttäuschung, — so weit ich es verstehe, die allertiefste, Körper und Seele durchdringende Enttäuschung des ganzen Lebens —, denn sie entspringt aus einem Gefühle der Auflösung einer Einheit. So ganz wie damals hat sich das Weib nie wieder beisammen; es ist nie wieder geistig so empfänglich, so wach, so fähig, körperlich nie wieder so schmiegsam und stark und bereit. Die Jahre, die nun kommen, die eigentlichen Heirathsjahre, finden es häufig physisch unaufgelegt und geistig gedrückt. Es geht gern in Aeußerlichkeiten auf und nimmt sie wichtig, ob es nun seine Toilette erörtert oder die Gegenstände eines Stu-

diums, falls es diesen Weg einschlägt. Das Spontane, Individuelle, das blitzschnelle Verstehen, die innere Besitzergreifung sind fort. Es hat nicht die Kraft mehr dazu, auch das Interesse nicht. Die Männer sagen dann: Sie ist nicht sinnlich angelegt! oder: Sie ist so sanft. Ach, sie ist nur gleichgiltig. Sie „nimmt die Dinge, wie sie sind“.

In dieser Verfassung wird sie dann Mutter und überträgt auf ihre Kinder, was sie hat. „Sie ist so lieb“ sagen die Vielen. „Sie hat eigentlich etwas Todtes“, sagen die Wenigen. Es ist ein Zustand der Instinctlosigkeit. Das richtige Urtheil, immer nur ein Ausdruck der Ganzheit der Persönlichkeit, ist verloren. Das Sein und Handeln von innen heraus, der spontane Sinn des Richtigen, ist gebrochen, statt Dessen stellen sich Eigensinn, Behauptungen, gehörte und angelesene Urtheile ein, handle es sich nun um eine Mode, oder um ein Lebensweg: etwas Reizbares, Angestrengtes und Abgespanntes wird immer deutlicher. Das animalische Gleichgewicht ist gestört, das seelische auch. Unter dem Drucke dieses Zustandes entstehen und erwachsen die Kinder. Dies sind deren erste Eindrücke, die ganz physischen Reflexwirkungen des mütterlichen Zustandes auf die sich bildende Frucht, auf Sinn, Auge und Gefühl des kleinen Geschöpfes in seiner Entwickelung.

Das Wesen des Kindes ist in den ersten zehn Jahren ein einzige zusammenhängende Reflexwirkung. Es ist sehr wenig werth, was wir es lehren, wozu wir es anhalten, was wir ihm einprägen. Was wir sind, ist Alles. Es wird sich danach bilden, — von innen heraus. Es wird es nie mehr los, wenn es auch später überschaut und bewußt reagirt.

Die productive Arbeit des Weibes sind seine Kinder. An ihnen wird offenbar, was das inwendigste Wesen der Mutter war, was ihr eigener Naturfonds werth war. Die productive Arbeit des Weibes besteht nicht darin, seine Kinder zu erziehen, wie man es in diesem Jahrhundert oft gemeint hat und womit viele Frauen sich aus allen Kräften anstrengen. Erziehung ist Außenwerk. Was nicht drin ist, kann sie nicht hervortreiben, höchstens glückt es ihr, es hervorzuheucheln. Die productive Arbeit des Weibes ist überhaupt gar nichts, wobei mit Willen, Absicht, Anstrengung, Vorsätzen, Ausbildung viel zu erreichen wäre, — die productive Arbeit des Weibes ist seine innere Natur, sein angeborenes Wesen, seine warme Seele, sein gutes Herz, sein gesundes Blut, seine ungebrochene Kraft, seine Unermüdetheit, Unmittelbarkeit, Spannkraft, Frische. Wenn die Mutter nicht aufgeht wie die Sonne über ihrem Kinde, wärmend, daß sich jedes Gliedchen vergnügt streckt, er-

freuend mit ihrem Blicke und Lachen wie ein Blick in den hellen Morgen, weckend und hervorlockend Alles, was gut und kräftig, froh und gesund ist, dann kann sie viele vortreffliche Eigenschaften haben und ihr Kind kann auch viele vortreffliche Eigenschaften haben: geschickt zum Leben wird es nie recht sein. Es ist irre geführt und wird irre führen, im Großen oder Kleinen; ungenügsam und ungenügend, roh oder matt, und selbst wenn es so beschaffen ist, daß es alle Unlust- und Krankheitsstoffe seiner Kindheit überwinden kann, — ein Stachel wird in ihm zurückbleiben und immer eine Art von Ungeschick. Es hat sich nicht vollsaugen können mit gesundem Blut und wärmender Sonne.

Nun aber sind die Zeiten jetzt so, daß das Weib nicht nur überhaupt später und ermüdeter Mutter wird, sondern so, daß die bestbegabten, kräftigsten, energischsten, seelisch und geistig gut ausgerüsteten Mädchen sich in der verschiedensten Weise der Selbstversorgung zuwenden, von der Ladnerin bis zur Studentin. Die Verhältnisse bringen Das mit sich, in allen Klassen, von der Ministertochter bis zur Bauernmagd. Bei der Magd kommt nicht leicht das Mutterwerden dabei in Bedrängniß, bei den Anderen ist es ziemlich ausgeschlossen. Als Erwerbende und Lernende verbringen sie Jahre, die reichsten Jahre, die ich eben geschildert habe. Sie entwickeln

und bilden dabei gewisse Seiten, die Verstandesseiten, vielleicht auch das Gedankenleben, in sich aus, und was sie an Anlage: Geist, Temperament, Urtheil, Talenten, besitzen, das machen sie für sich selbst nutzbar. Sie setzen ihr eigenes Kapital um und verzehren es zugleich. Wenn sie dann, in ihrer Reife, dazu kommen Kinder zu haben, — wie viele schlummernde Gaben, wie viel unangegriffenes Kapital können sie ihnen mitgeben? Alles ist schon ausgenutzt, umgesetzt, ausgemünzt.

III.

Was unsere Zeit verlangt, ist eigentlich die Besitzergreifung des Weibes von sich selbst. Was wir Frauen alle einmal und irgendwie bitter empfunden haben, ist, daß wir verkürzt sind. Wir fühlen es wie eine einzige Absichtlichkeit von Hemmung um uns herum. Erst im Elternhause, wo unser Eigenstes gehemmt und etwas Nebensächliches entwickelt ward, dann als Frauen in dem Verhalten des Mannes, selbst des besten. Suchen wir uns unseren eigenen Weg, so finden wir da wohl einen Beruf, eine Thätigkeit, eine Auszeichnung, aber auch hier ist Alles Hemmung, Hemmung, Hemmung; immer das Alte: zurückgetrieben zu werden in sich selbst.

Was ist es, was sich immer ausdehnen möchte und sich nie in die vorhandenen Formen fassen läßt, was sich nur auf *eine* Weise verliert und beruhigt, immer mehr mit jeder Geburt, immer mehr mit jedem Kinde? Ist es jener Ueberschuß, den wir selbst gar nicht ausleben und ausnutzen sollen, der uns nur gegeben ist, um ihn als Erbgut weiter zu geben an neue Geschlechter? Ist es das Plus, das unerläßlich ist zum geduldigen Tragen der Frucht und zum willigen und glücklichen Hegen des kleinen neuen Lebewesens?

Und darum kommen wir immer, wie wir uns auch wenden, auf die beiden Fragen hinaus: Soll das Weib den Arbeitsmarkt des Mannes verengen? Soll das bestbegabte Weibmaterial, indem es sich selbst lebt, ausgeschieden werden von der productiven Arbeit des Weibes, oder nur eine minimale Leistung dazu stellen?

Ist nicht gerade von *seiner* Nutzbarmachung im Geschlechts- und Gattungsdienste die Entwickelung der Menschheit im hohem Grade abhängig, und sehen wir nicht seit einigen Jahrzehnten in der europäischen Jugend einen Rückgang, eine Stumpfheit, die vielleicht damit zusammenhängt, daß zu Müttern vielfach nicht die bestveranlagten und reichsten Naturen, sondern die minderwerthigen ausgesucht wurden, oder zur Disposition standen?

Wohin aber mit Denen, die überschüssig sind, die aus dem einen oder anderen Grunde zur productiven Arbeit des Weibes nicht herangezogen werden? Läßt es sich denken, daß ein Ausgleich erreicht und unter günstigen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen fast keine Ueberschüssigen mehr da sein werden?

Ich glaube: nein.

Die Anzahl der Frauen, die nie Frauen werden, wird sicher zu allen Zeiten eine sehr große bleiben, wie sie in den letzten Jahrhunderten und Jahrtausend immer eine sehr große war. Ich glaube, sie wird eher zunehmen als abnehmen. Das liegt am Manne und es liegt am Weibe. Es liegt daran, daß jede fortschreitende Milderung der Gemüther und Verfeinerung der Temperamente eine Herabsetzung des explosiven Elementes im Geschlechtsleben mit sich bringt, und zwar meistens in der Mittellage. Die höhere Begabung und der der Natur am nächsten stehende Mensch bedarf der Geschlechtsbefriedigung viel ausgesprochener, und nimmt ohne sie viel tiefer Schaden, als der mittlere Culturdurchschnitt. Sehr vielen Männern wird ihre Lebensstellung und ihre äußere Thätigkeit die Ehe immer verbieten, ohne daß sie deshalb Cölibatäre sein werden. Das ändern zu können, darf man nicht hoffen. Es handelt sich also darum, für den aus diesem Aus-

fall entstehenden Ueberschuß an Mädchen die Berufe zu finden, die ihre Arbeit zu einer Ergänzung der Arbeit des Mannes, aber nicht zu einer Konkurrenz mit dem Manne machen. Hierzu giebt es jetzt so gut wie keine Möglichkeiten. Dazu kommt, daß die Arbeit des ledigen Weibes, wenn sie eine der Gesellschaft nutzbringende und es selbst ausfüllende Arbeit sein soll, eben eine productive werden muß. Worin nun besteht die productive Arbeit des ledigen Weibes?

Darin, daß auch sie wurzelt in der Erfüllung seines Mutterberufes, in der Auslösung seines Muttergefühles, wenn nicht im Fleisch, so im Geist und in der Seele.

Unter den Vielen, die nicht Mütter werden, wird sich immer eine kleine Elite finden, die freiwillig und früh auf eigenes Glück und ein Leben für sich verzichtet, um ganz und voll in das Leben für Andere aufzugehen. Doch das können sie nur isolirt, oder — „individuell". Unsere Zeit kennt hierfür keine Institutionen. Das Mittelalter war voll von dergleichen, aber sie fielen, gegründet auf einem wirthschaftlichen System, mit ihm und seinem wirthschaftlichen System. Seit jener Zeit haben wir die immer wachsende Verarmung ganzer Volksschichten, ganzer Gegenden. Keine Lohnerhöhung kann ihnen aufhelfen, keine Staatshilfe

kann ihr steuern, keine Privatwohlthätigkeit richtet etwas aus. Es sind jene Einzelnen und ganzen Schichten, die aus dem Interessenverbande des bestehenden Gesellschaftbaues sich abschürfen. Sie breiten sich unter den sozialdemokratischen und genossenschaftlichen Verbänden aus und sind der Bodensatz der großen Städte, in den unablässig unverschuldete Arme und verschuldetes Elend hinabgleitet, — aber wo fängt für den Menschenkenner und Menschenbruder die Schuld an und wo hört die Verschuldung auf? Unschuldige Schuldige sind die Mehrzahl der Verkommenen und Lungernden und Verbrecher, Opfer des Gesellschaftsbaues und plötzlicher socialer und wirthschaftlicher Umschwünge. Sie sind es auf dem Lande, in den Industriebezirken, in den Grubengegenden wie in den Millionenstädten. Und diesem selben Schicksale sind die Kinder, die sie zeugen, bestimmt.

Der Staat hat sich unfähig erwiesen, diese Schichten zu beschäftigen, zu versorgen, zu „heben". Mit Wärmestuben, Nachtasylen, Arbeitercolonien, Bettelsuppen geht es nicht. Es gehört mehr dazu. Es gehört dazu, was in unserer Zeit verschwunden scheint und doch überall so stark im Schwellen ist, daß es über kurz oder lang die immer schwächer werdende Kruste der Ichsucht von den Herzen sprengen wird, — die Empfin-

dung: ich kann nicht genießen, so lange mein Bruder hungert; ich kann mich nicht freuen wenn in meiner Schwester mein Fleisch und Blut weint; ich kann mein Kind nicht herzen und anderer Mütter Kinder daneben verkommen und verderben sehen.

Es wird zu allen Zeiten Frauen geben, die früh und aus eigenem Entschlusse verzichten werden auf eigenes Leben, um in Anderer Leben zu leben, aus dem Wesen des Weibes heraus, das Extase ist, und aus jenem noch tieferen Gefühle im Wesen des Weibes: unser Keiner lebt sich selber; Gefäße sind wir und Trägerinnen für Anderer Inhalt, wir tragen nun eigene oder fremde Frucht.

Hier ist das Gebiet, von wo eine ungeheure organisatorische Arbeit, von wo aus die Genesung der Gesellschaft ausgeführt werden kann, eine Arbeit, die bisher immer mißglückte, ob sie vom Staate oder von Privaten ausging, weil sie die vollkommene uneingeschränkte Hingabe des Einzelnen, weil sie eine streng durchgeführte und genau abgestufte Organisation von Bruderschaften und Schwesterschaften verlangt und weil sie große Kapitalien beansprucht. — Um das Geld brauchte man nicht zu bangen. Es werden fortwährend große Schenkungen unter so sinnlosen Bestimmungen gemacht, daß man sehr deutlich die Rathlosigkeit der Erblasser

wahrnimmt: Wohin mit meinem Gelde? Eines der eigenthümlichen Kennzeichen unserer Zeit ist zudem das vollständige Zerstieben von so riesigem Geldbesitz, daß seinesgleichen keine frühere Zeit kannte. Diese Kapitalien kinder- und verwandtenloser Reicher festzulegen und zur Wohlfahrt der Elenden auszunutzen, oder mit anderen Worten: den verschuldeten oder unverschuldeten Raub den Beraubten wieder zufließen zu lassen und so einen Theil der Schuld zu sühnen, die jede Ueberanhäufung von Eigenthum bezeichnet, — Das wäre eine Aufgabe, zu der sich in unseren und den kommenden Tagen Viele und immer Mehrere drängen würden; die Einen als Schenker, die Anderen als Verwalter.

Es fehlt noch vollständig an Institutionen, die solche Aufgaben auszuführen geeignet wären. Es fehlt an Organisationen, die solchen Institutionen Leben und Dauer zu verleihen vermöchten. Sie hätten in einer Gliederung von äußerster Strenge bis zur größten Milde, je nach der Schwere und den Ansprüchen des auszuführenden Amtes und des errungenen Grades zu bestehen, und Eins in allen Graden vollständig auszuschließen: die tändelnde Pose müssiggängerischer Wohlthätigkeit.

Das geschwängerte Mädchen, das die Wahl hat, sein Kind in der Geburt zu ermorden, oder es langsam

„in der Pflege“ hinsiechen, hinmorden zu lassen, eine Verstoßene der Gesellschaft, von der die Frauen und Töchter besserer Klassen schamhaft ihre reinen Blicke wenden, — sie ist die Nächste am Altar der Jungfrau mit dem Kinde, über sie mag die Gottesmutter zuerst ihren Mantel breiten und das erste Symbol der Allmutterschaft des Weibes sei in ihrem Dienste errichtet. Den Kindern, die ermordet würden oder verkommen müßten, seien die ersten Hingebungen jener Elite von weiblicher Jugend geweiht, die sich dem Menschendienste widmen will. Es sei eine Schwesterschaft des Lebens mit all' seinen Schrecken — kein Klosterdienst oder Jungfrauenverein —, die sich in zahllosen Filialen von Land zu Land zu verbreiten hätte; hier, an diesen Institutionen, wirke der weibliche Arzt ohne Concurrenz mit dem Manne, Frauen mögen die Apotheken verwalten, Frauen bis zu den höchsten Verwaltungsstellen emporsteigen, Frauen Telephon und Telegraphen, Postabtheilung und Rechnungsführung besorgen, die Gebärerinnen pflegen, die Kinder warten, aufziehen, unterrichten, die Mädchen ausbilden, und endlich an den verwilderten Stätten alter Cultur, überall wo sie sich in der Welt finden und der Urbarmachung Möglichkeit bieten, Colonien arbeitender Menschen errichten, in denen das Lebensuntüchtige von selbst erlöschen, das

